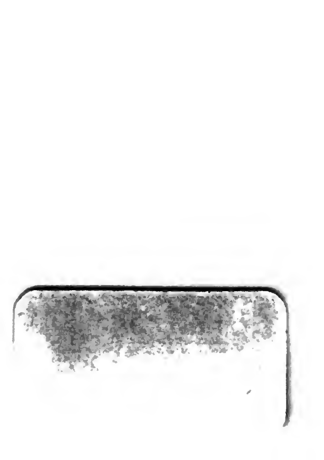


Geschichte Europa's

vom Sturze Napoleons bis auf die Gegenwart

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1857.

Geschichte

der

letzten vierzig Jahre

(1816—1856)

von

Wolfgang Menzel.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.

6/

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1857.

Druck von J. Kreuzer in Stuttgart.

Inhalt.

Erstes Buch.

Die Reformen in England.

Während es auf dem Festland von Europa höhere Dinge, Principe, Ideen, mehr oder weniger romantische Interessen gestürzter und erhobener Dynastien, geknechteter und ihre Ketten brechender Nationen galt, handelte es sich in England eigentlich immer nur um Korn und Baumwolle. Die innere Politik Englands hieng hauptsächlich von der Ausgleichung der Ansprüche ab, welche die bürgerlichen Baumwollenhändler gegenüber den aristokratischen Kornhändlern machten, und die äußere Politik richtete sich ausschließlich nach den materiellen Vortheilen des englischen Staates. Die Unterstützung, welche der Liberalismus auf dem Festlande zum öftern von Seite des englischen Ministeriums gefunden hat, ging aus keiner Uebereinstimmung der Ideen, sondern nur aus dem englischen Geldinteresse hervor. England schützte die Freiheit in Spanien, Portugal, Italien, Griechenland und allirte sich mit dem constitutionellen Frankreich gegen die absolutistischen Mächte des

Nordens nur, um die ersteren in einer Art von Vormundschaft zu halten und die andern in ihrer Machtentfaltung, namentlich in Bezug auf Handel, Industrie und Marine, so viel als möglich zu hemmen. Seinen Colonialwaaren und Fabrikaten in der ganzen Welt Absatz zu sichern, deßhalb jede fremde Concurrenz wie in merkantilischer, so industrieller Beziehung niederzuhalten, das war Englands Hauptzweck und darum allein drehte sich seine ganze Politik.

Je mehr ihm aber diese Politik glückte, je unermeßlichere Fortschritte seine einheimische Industrie durch Beschaffung der Rohproducte aus den Colonien und vermehrten Absatz in allen Ländern machte, um so unerläßlicher wurde es für die großen Lenker der Industrie, ihren zahllosen Arbeitern eine erträgliche Existenz zu sichern, ohne den Arbeitslohn zu hoch hinaufzuschrauben. Sie mußten daher von der landbesitzenden Aristokratie wohlfeiles Korn verlangen, um den Brodpreis herabzudrücken. Sie konnten aber niemals hoffen, die der Aristokratie so günstige, so hohe Getreidepreise zulassende Kornbill zu beseitigen, wenn sie nicht zu einer Stimmenmehrheit im Parlament gelangten. Um aber dahin zu gelangen, bedurfte es einer durchgreifenden Parlamentsreform, einer neuen Basis für die Parlamentswahlen, Beschränkung der Wahlprivilegien kleiner von der Aristokratie abhängiger Ortschaften und Uebertragung der Wahlrechte auf die großer Fabrikbezirke, welche sie bisher entbehrt hatten. Der gewaltige Ruf nach Reform in England, den man auf dem Festland einer rein liberalen Begeisterung zuschrieb, galt nur der Baumwolle, bezweckte nur wohlfeilere Brodpreise für die Arbeiter in den großen Spinnereien, um den Fabrikherrn höhere Löhne zu ersparen. Die Frage war wesentlich nur: sollte der Fabrikherr dem Arbeiter, damit er nicht Hunger stürbe, täglich einen Pfennig mehr bezahlen, oder sollten die güterbesitzenden Lords das Korn etwas wohlfeiler geben, damit der Arbeiter für sein Brod täglich einen Pfennig weniger zahlen dürfte? Ein-

mal von der Aristokratie zurückgewiesen, tauchte diese Frage doch immer von neuem auf.

Die zweite Frage betraf Irland, wurde jedoch weit weniger wichtig genommen. Alle Parteien in England waren darin einverstanden, daß Irland nie zu einer Entwicklung kommen dürfe, die eine für England gefährliche Concurrenz begründen könnte. Irland war zu schwach, um sich selbst helfen zu können. O'Connel mochte noch so viel Lärm machen, man wandte doch nur Palliative an, um ihm den Mund zu stopfen und ließ es nie zu einer Radicalkur kommen.

O'Connel wagte etwas Großes, indem er sich im Jahr 1828 am 30. Juni in einer Wahlversammlung zu Ennis in der Grafschaft Clare in Irland von den s. g. Vierzig-Schillings-Männern, der zahlreichen Menge von Bauern, die nur 40 Schillinge jährliche Steuer bezahlten, ins englische Parlament wählen ließ. Er war dazu als Katholik nicht berechtigt, da er den üblichen antikatholischen Eid als Parlamentsglied zu leisten sich ausdrücklich weigerte. Aber darauf gerade kam es ihm an, England und das Parlament herauszufordern. Das Ministerium, wieder torystisch nach Cannings Tode, den Herzog von Wellington uud Sir Robert Peel, einen unermeßlich reich gewordenen Baumwollenfabrikanten, an der Spitze, verfuhr mit großer Mäßigung und Klugheit. Um die Irländer nicht ohne Noth noch mehr aufzureizen und ein Blutbad zu veranlassen, in welchem die Iren zwar nothwendig hätten unterliegen müssen, aus dem aber für England und zunächst für das Toryministerium nur undankbare Lorbeern erwachsen seyn würden, nahm dasselbe die Emancipationsbill wieder auf, aber verbunden mit einer andern, gegen die Associationen und gegen die 40 Schillinge in Irland gerichteten Bill. Das Ministerium wollte damit beweisen, es sey erbötig, gutes Recht zu gewähren, aber nur unter der Bedingung, daß die Ordnung und der öffentliche Gehorsam aufrecht erhalten würden. O'Connel befahl sofort den irischen Associationen, sich freiwillig aufzulösen und die zum Wahlrecht

befähigende Steuer wurde von 40 Schilling auf 10 Pfund erhöht. Peel aber brachte nun am 5. März 1829 die Emancipations-bill vor das Parlament. Darin verlangte er: die Katholiken sollten in allen bürgerlichen Rechten den Reformirten gleich gestellt, daher auch zur Wahl ins Parlament befähigt werden, ohne den antikatholischen Eid leisten zu dürfen; im Uebrigen aber sollte es mit der katholischen Kirche Englands gegenüber dem Papst beim Alten bleiben, d. h. nie ein Concordat geschlossen, nie mit dem Papst unterhandelt werden und namentlich Jesuiten sollten sich nie in England blicken lassen.

Von beiden Seiten wurden Einwürfe gegen die Bill gemacht. Die Einen behaupteten, die Bill werde der reformirten Kirche große Gefahr bringen, die katholische Opposition zunächst in Irland übermächtig werden lassen. Die Andern sagten: Irland verlangt Brod, von der Emancipation wird es nicht satt. Indeß ging die Bill im Unter- und Oberhause durch und wurde vom König am 15. April bestätigt. O'Connel hatte sich auf seinen Sitz im Parlament begeben, wurde aber, als gesetzlich noch nicht befähigt, ausgewiesen. Nachdem die Emancipation der Katholiken zum Gesetz erhoben worden war, unterzog er sich einer neuen Wahl und trat nunmehr ohne weiteres Hinderniß ins englische Unterhaus ein.

Seine weiteren Plane waren fortan, die Aufhebung des Zehnten zu erwirken, der die Irländer in so tiefe Armuth hinabdrückte und täglich Ursach zu Gewaltthätigkeiten und wüthender Gegenwehr wurde; und die Aufhebung der Union zwischen England und Irland, um für Irland wieder ein besonderes Parlament in Dublin zu erhalten. Er beging einen Fehler, indem er zu viel auf einmal wollte. Die nationale Unabhängigkeit mit einem eigenen irischen Parlamente durfte er niemals durchzusetzen hoffen; er konnte wissen, England sey zu stark und zu klug, um dieselbe jemals zu gestatten. O'Connel hätte daher ausschließlich das Elend des irischen Volks zu lindern bemüht seyn sollen. Das hätte er unter der Bedingung der Treue und des Gehorsams gegen England durchsetzen können.

Die glückliche Durchführung der Emancipationsbill machte den englischen Reformern Muth, auch die Reformfrage wieder aufzunehmen. Am 25. Januar 1830 that eine große Volksversammlung in Birmingham deßfalls die ersten Schritte und Atswood stiftete hier einen Reformverein, der künftig auf dieselbe gesetzliche Weise und mit derselben Beharrlichkeit, wie O'Connel die katholische, so die Reformangelegenheit betreiben sollte. Der Herzog von Wellington, der aus Staatsklugheit in der irischen Frage nachgegeben hatte, war nicht geneigt, den Reformers zu weichen. Bei Wiedereröffnung des Parlaments im Februar 1830 versprach er Erleichterung des Nothstandes und Abstellung mancher Mißbräuche in der Rechtspflege ꝛc., aber keine Parlamentsreform.

Das Toryministerium befand sich indeß schon in einer unhaltbar gewordenen Lage. Nach und nach war ihm eine mächtige Opposition unter den Tories selbst erwachsen. Der nächste Bruder und Thronfolger des Königs, Herzog Wilhelm von Clarence, war wegen seiner Beziehungen zum Admiral Codrington und zu dessen Verhalten bei Navarin durch Wellington seiner Stelle als Oberadmiral der Flotte enthoben worden, jetzt aber, da Georg IV. bedenklich krank darniederlag, der Thronbesteigung nahe. Das führte zu einer Defection aller derer, welche der neuen Sonne zugewandt waren. Eine zweite Defection hatte den Aerger der Hochtories und Oranienmänner wegen der Katholikenemancipation zum Grunde. Die alten Todfeinde des Papismus und die reichen reformirten Grundherren in Irland konnten den Ministern ihre Bill nicht verzeihen. Indem nun diese beiden Defectionen der Tories mit der Opposition der Whigs erst nur in kleinen Fragen zu stimmen anfingen, fiel das Ministerium im Parlamente in eine Minderheit, die seine längere Möglichkeit zweifelhaft machte. Ehe es aber noch einen Entschluß gefaßt hatte, starb König Georg IV. am 26. Juni 1830 ohne Kinder.

Sein gleichfalls kinderloser und schon bejahrter Bruder Wilhelm IV. überraschte die Opposition mit der Erklärung, daß er

alles Vergangene vergessen und daß die bisherigen Minister sein ganzes Vertrauen besäßen. Allein die Opposition ließ sich nicht irre machen und fuhr fort, durch ihre Mehrheit dem Ministerium kleine parlamentarische Niederlagen zu bereiten. Als ihr nun überdieß die Revolution in Frankreich neuen Schwung gab, half dem Ministerium seine Zähigkeit nicht mehr. Während der Vertagung des Parlaments vom August bis November herrschte große Aufregung in England. In der Grafschaft Kent kamen Mordbrennereien an die Tagesordnung, die den Haß der ärmsten Classen gegen die Reichen verriethen und in Irland stellte O'Connel die Associationen unter dem neuen Namen „der irischen Freiwilligen" wieder her. Die Art, wie Karl X. auf seiner Flucht am englischen Ufer empfangen wurde, zeigte eine Sympathie für die Julirevolution, die um so wahrer erscheinen mußte, als sie das Schickliche so sehr außer Acht ließ.

Bei Wiedereröffnung des Parlaments am 2. November 1830 wagte noch Wellington, sich gegen jede Reform zu erklären, und Peel, ihn zu vertheidigen. Aber der letztere wurde durch die eindringliche Beredsamkeit Broughams aus dem Felde geschlagen. Brougham wußte die Stimmung der Zeit zu benutzen, um in seiner mit Recht bewunderten Rede nicht nur die Nothwendigkeit innerer Reformen, sondern auch die einer Aenderung der auswärtigen Politik Englands darzulegen. Sein Grundgedanke war, man müsse Cannings System fortführen, sich nicht mehr von den nordischen Mächten ans Schlepptau nehmen lassen, sondern mit dem constitutionellen Frankreich und allen liberalen Sympathien Europas im Bunde handeln, sich die Hegemonie im constitutionellen Westen zueignen. Unter den Eindrücken dieser Rede stimmte das Unterhaus gegen die ministeriellen Vorschläge in Betreff der neuen Civilliste und nun blieb den Ministern nichts übrig, als zurückzutreten.

Der König ernannte sofort ein Whigministerium, an dessen Spitze der alte, aber noch rüstige Graf Grey trat. Brougham wurde Lordcanzler; unter den übrigen Ministern zeichneten sich drei

Lords, Holland, John Russel und Palmerston, aus. Ueberzeugt, auf Popularität bauen zu können, begann Grey seine Verwaltung mit großer Energie, ließ gegen die Brandstifter mit schweren Strafen einschreiten und O'Connel ohne weiteres in Verhaft nehmen. Der irische Agitator wurde gegen eine Caution zwar wieder auf freien Fuß gesetzt, allein da er in der That mit seinen neuen Associationen ungesetzlich vorgeschritten war, so kam seine Beugung unter das Gesetz einer moralischen Niederlage gleich und sein Ansehen begann zu sinken.

Mit nicht mindrer Ueberlegenheit nahm Grey die engere Verbindung auf, die von Seite des neuen Bürgerkönigs in Frankreich gewünscht wurde. England hatte dabei entschieden die Vorhand, der alte Talleyrand mußte sich vor Grey bücken.

Zur dauernden Beruhigung des englischen Volkes aber erschien die Parlamentsreform unerläßlich und Grey verfehlte nicht, sich durch dieselbe ein unsterbliches Denkmal zu setzen, da ihm die Gelegenheit so günstig war. Schon am 1. März 1831 brachte Russel eine Reformbill an das Parlament, worin den zerfallenen Mauern der s. g. Rotten-Boroughs ihr Wahlrecht genommen wurde, um es auf die volkreichen Fabrik- und Handelsstädte zu übertragen. Sein Plan war, 60 verfallene Flecken des Wahlrechts ganz, 47 sehr kleine Städte desselben halb zu berauben, dagegen den größern Städten theils neue, theils vermehrte Wahlrechte zu gewähren. Die Forderung war noch sehr gemäßigt, denn die Aristokratie behielt immer noch die Mehrheit der Wahlen in Händen, aber die Grundlage des bisherigen Wahlsystems war erschüttert und es ließ sich voraussehen, daß von nun an der Druck der Baumwolle auf das Korn nachhaltig überwiegen, oder mit andern Worten, daß nach und nach eine Mehrheit im englischen Parlamente aufkommen werde, die nicht mehr getragen von der aristokratischen Tradition, sondern von jedem Winde der Situation und s. g. öffentlichen Meinung bewegt, gleich den liberalen und demokratischen Oppositionen auf dem Festlande mit unfruchtbaren Doctrinen oder anarchischen

Gelüsten die alte felsenfeste Praxis der bisherigen aristokratischen Parlamentsregierung unterwühlen würde. Deßhalb ging der Widerstand der Tories gegen Lord Russels Bill nicht bloß aus Eigennutz, sondern auch aus einem sehr achtbaren patriotischen Bedenken hervor. Die Bill ging zwar am 19. April im Unterhause durch, aber nur mit 8 Stimmen Mehrheit, und im Oberhause war noch keine Hoffnung, daß sie durchgehen werde. Der König löste daher das Parlament auf und ließ neue Wahlen vornehmen. Das Volk machte großartige Demonstrationen zu Gunsten der Bill. London wurde zu Ehren Greys illuminirt, vor Wellingtons Palais gab es solchen Tumult, daß die Bedienten des Herzogs auf das Volk schießen mußten, um es abzuwehren.

Das neue Parlament trat am 21. Juni zusammen. Russel brachte die Bill mit einigen Abänderungen ein, damit sie eher angenommen würde; aber das Oberhaus verwarf sie, am 8. October. Hierauf wurde das Parlament abermals aufgelöst, am 20sten. Die Aufregung in London und auf dem Lande war ungeheuer. Die Hochtories wurden vom Pöbel insultirt, so Marquis von Londonderry in den Straßen von London mit einem Steinhagel verfolgt, Wellingtons Pallast abermals angegriffen, das prächtige Schloß des Herzogs von Newcastle zu Kollingham in Brand gesteckt. Zu Bristol beherrschte der Pöbel die Stadt drei Tage lang, brannte und plünderte.

Am 6. Dezember wurde das neue Parlament eröffnet und die Bill, abermals verändert und im Sinn der Tories gemildert, wieder eingebracht. Russel hoffte sie erst durchzusetzen, nachdem er den Tories noch mehrere Concessionen gemacht und mehreren Flecken das Wahlrecht, das er ihnen früher abgesprochen, wieder zurückgegeben hatte. Aber auch damit waren die Tories noch nicht zufrieden, sondern machten jetzt ein Complott, den Minister Grey zu stürzen, indem sie erst nach diesem Sturze die Reform selbst in die Hand nehmen und durch ein Toryministerium zu Stande bringen wollten. Lord Ellenborough kündete diesen Plan am 7. Mai 1832

offen an und machte die Wiederherstellung eines Ministeriums Wellington zur Bedingung, ohne welche das Oberhaus die Reformbill niemals annehmen werde. Grey stellte die Sache dem König anheim und dieser nahm seine Entlassung an.

Nun aber wurde die Gährung im Volk immer drohender. Schon im vorigen Jahr hatte sich eine große national political Union gebildet, um die Reformpartei im Parlament durch Volksdemonstrationen zu unterstützen. In London präsidirte diesem Verein Francis Burdett, der Vater der Reformidee, auf dem Lande reiste Hunt umher, um das Volk aufzuregen und in allen größern Städten wurden wiederholt große tumultuarische Volksversammlungen abgehalten und Adressen*) unterzeichnet. Alle diese Demonstrationen aber, die seit vorigen Sommer sich stets wiederholt, traten noch nicht aus den Schranken der Ehrerbietung vor dem Thron heraus. Erst jetzt, als das Ministerium Grey gestürzt war, kündigte eine Adresse der Wähler der Stadt London Steuerverweigerung an und wurde auch in Birmingham an die Häuser angeschlagen: „Hier werden keine Taxen bezahlt, bis die Reform durchgegangen ist.“ Aus allen Theilen des Landes kamen Adressen und Nachrichten von wilder Aufregung ein. Der Stadtrath von London stellte officiell an das Unterhaus die Bitte, das Budget zu verweigern, und das Unterhaus selbst wandte sich am 10. Mai mit einer Adresse an den König, worin es ihm von der Ernennung eines Toryministeriums dringend abrieth. Bereits wurde in den Volksversammlungen, die sich fast täglich wiederholten, die Achtung gegen den König selbst verletzt, indem sich unter den zahlreichen Fahnen und Emblemen auch ein Paar Hosen an einer langen Stange erhoben, als Sinnbild der Königin Adelheid (geborne Prinzeß von Sachsen-Meiningen), die man beschuldigte, sie mische sich zu Gunsten der Tories in die Geschäfte. Auch wo der König

*) Auch die Lehrjungen von Derry überbrachten eine solche Adresse. Da sagte der alte König: junge Rathgeber der Krone, sehr junge Rathgeber!

sich zeigte, mußte er Vorwürfe aus dem Munde des Pöbels hören. Er war deßhalb sehr gereizt und hätte gern dem Volke getrotzt, wenn er es nicht für zu gefährlich gehalten hätte. Wellington blieb mitten im Sturm kalt und ließ sich selbst durch die Drohung nicht einschüchtern, die gesammte Fabrikbevölkerung von Birmingham, Manchester, Leeds ꝛc. werde nach London kommen. Aber der König hatte nicht so viel Muth, und lud am 18. Mai den Grafen Grey ein, das Ministerium zu behalten. Das Oberhaus wurde nun von allen Tories verlassen. „Mögen die edlen Lords ihr schmutziges Werk allein verrichten,“ rief Graf Carnarvon und erhob sich, um mit Wellington und sämmtlichen Tories die Sitzung zu verlassen. Die Zurückgebliebenen aber ließen sich vom Unterhause noch einige kleine Concessionen bewilligen und stimmten dann für die Bill am 4. Juni. Am 6. genehmigte das Unterhaus die so amendirte Bill und am 7. wurde sie vom König sanctionirt.

Damit hörte der Tumult im Lande auf. Nur in Irland betrieb O'Connel immer noch die Zehntfrage. Es handelte sich um ein himmelschreiendes Unrecht. Die protestantische Geistlichkeit trieb, ohne irgend eine Gegenleistung, von den armen kathol. Irländern den Zehnten ein und ließ sie auspfänden, wenn sie nicht bezahlten. Täglich sah man herzzerreißende Scenen, ein verhungerndes Volk auf schmutziges Stroh gebettet und kaum mit Lumpen bedeckt, denen Büttel die letzte Habe wegnahmen. Diesen Scenen folgten dann aber bei Nacht andere der blutigen Rache. Gleichwohl war es O'Connel nicht möglich, die Abschaffung des Zehnten durchzusetzen.

Die bisher allein privilegirte Aristokratie hatte sich die Parlamentsreform gefallen lassen müssen, aber von ihren ökonomischen Vortheilen wollte sie nicht lassen. Die reformirte Geistlichkeit gehörte in ihren Summitäten zur Lordschaft. Die Staatskirche war ein Minorat des Adels. Alle höhern Stellen waren von jüngern Söhnen derselben besetzt. Nicht bloß auf dem fremden irischen Boden, auch in England selbst auf rein reformirtem Boden, genoß die Staatskirche ein Uebermaß von Rechten und Vortheilen, was

zum Bedürfniß in keinem Verhältniß stand und dem Volk eine schwere Last war. Der Zehnte allein trug ihr in England und Wales (ungerechnet Schottland und Irland) jährlich nahe an 6 Millionen Pfund Sterling ein, ihr Grundbesitz nebst den laufenden Kirchengebühren nahe an 4 Millionen, so daß ihre Jahreseinnahme nach unserm Gelde mindestens zu 114 Millionen Gulden berechnet wurde. Davon zogen die Bischöfe ungeheure Summen, ohne etwas dafür zu thun. Auch die Pfarrer lebten häufig gar nicht in ihrem Kirchspiel, sondern bezahlten einen Vicar und amusirten sich auf Reisen. Viele Pfarrer waren reich dotirt und hatten gar keine Kirche. Aehnliche Mißbräuche walteten im Stiftungswesen. Eine Dame in London bezog jährlich 2000 Pfund Sterling als Vorsteherin einer alten wohlthätigen Stiftung, die sie nie in ihrem Leben betrat, sondern durch eine dritte Person verwalten ließ, die wieder ihrerseits die Stiftung im eigenen Nutzen ausbeutete. Die veralteten Formen der englischen Staatsmaschine erlaubten die Beibehaltung von einer Menge von Aemtern, die keinen praktischen Werth mehr hatten, aber der Aristokratie große Besoldungen einbrachten. Man gab damals in London ein s. g. schwarzes Buch heraus, in dem die Cumulationen der Gehalte verzeichnet waren, in deren Besitz sich die Lords befanden. Darin fand man die gegenwärtigen Mitglieder des Oberhauses, geistliche wie weltliche, bezögen allein an Besoldungen unter verschiedenartigen Titeln zusammen 26 Millionen Gulden, ungerechnet die Einnahmen von ihren Gütern und vom Zehnten.

Das war der alte, wie man sieht, zum Theil mit Unrecht erworbene Reichthum der Aristokratie, derer, die im Besitz des Grund und Bodens und der Staatsämter waren. Der Reichthum der bisher im Parlament und in den Staatsämtern so wenig vertretenen bürgerlichen Mittelclasse floß hauptsächlich vom Meer her aus dem Handel und aus den Colonien. Einzelne Handelshäuser häuften durch den Erwerb aus Colonialwaaren oder aus Fabrikaten, die sie an die ganze Welt absetzten, colossalen Reichthum und

konnten mit den ersten Häusern der alten Aristokratie wetteifern. Ungeheure Geldsummen kamen aber aus den Colonien auch den aristokratischen Familien zu Gute, deren Söhne Aemter in Indien, Canada, dem Cap rc. bekleideten. Die Colonien hatten lediglich keine andere Bestimmung für England, als seinen Reichthum zu mehren. Nun waren aber in England die Grenzen zwischen der Aristokratie und dem Bürgerthum nichts weniger als streng gezogen. Nicht nur der reiche Baumwollenspinner Peel wurde Minister und Tory, sondern auch der Advocat Brougham gelangte zu den höchsten Ehrenstellen der Lordschaft. Mit der Gleichberechtigung der bürgerlichen und adeligen Reichen aber war dem gemeinen Volke nicht geholfen. Die in den Fabrikstädten gewählten reichen Bürgerlichen standen den Armen eben so fern, wie ihm die von den Rottenboroughs gewählten Lordssöhne gestanden hatten. Die Reform änderte somit nichts an der tiefen Kluft zwischen übergroßem Reichthum und übergroßer Armuth in England und somit konnte auch die Bewegung im Volke, das eine wahre, gründliche, wurzelhafte Reform nicht blos des Parlaments, sondern der öffentlichen Zustände Englands überhaupt wollte, nicht aufhören.

Das liberale Whigministerium Grey war und blieb auch nach der Parlamentsreform noch durch und durch aristokratisch und schloß sich, wie das Parlament selbst, gegen die Wünsche und Hoffnungen der ärmeren Klassen ab. In demselben Egoismus bewegte sich auch seine auswärtige Politik. Es ist wahr, England und Frankreich vereinigt schützten die Verfassungen in Spanien und Portugal, emancipirten Belgien von Holland, nahmen sich auch der Schweiz bei Gelegenheit gegen die nordischen Mächte an und schienen somit wenigstens die Westhälfte Europa's unter dem Banner der liberalen Ideen zu vereinigen. Aber der Liberalismus war hier nicht Zweck. sondern nur Mittel. England verwendete ihn in seinem Nutzen. Es beschützte ihn im Westen, weil es hier die Mittel dazu besaß, es verleugnete ihn in Polen, weil es hier nicht stark genug war. Noch in demselben Sommer 1832 schickte Grey seinen Schwieger-

sohn Lord Durham nach St. Petersburg, um dem Kaiser Nicolaus das Recht, welches England als Garant der polnischen Verfassung hatte, in den polnischen Angelegenheiten mitzusprechen, einfach preiszugeben und damit Rußlands Zustimmung zu den Maßregeln zu erkaufen, die England mit dem Westen vornehmen würde.

Es braucht nicht erst bemerkt zu werden, wie gern Ludwig Philipp auf dieses englische System einging. Auch ihm diente der Liberalismus immer nur als Mittel zum Zweck seiner eigenen Herrschaft. Wie beide Mächte in diesem Sinne sich die Vormundschaft über die pyrenäische Halbinsel anmaßten, werden wir im folgenden Buche kennen lernen. Trotz dieser Uebereinstimmung aber blieb England immer darauf bedacht, seine Ueberlegenheit über Frankreich geltend zu machen und vermied alles, was nur entfernt den Schein haben konnte, als ließe sich England von Frankreich leiten. Man glaubt daher, daß England, auch abgesehen von seinem Interesse in Belgien, dem es Polen opferte, die Polen schon einfach aus dem Grunde würde im Stich gelassen haben, damit es nicht scheine, als folge es in dieser Sache dem französischen Impulse. Denn hätten die Westmächte sich ernstlich für Polen verwandt, so würde sich Frankreich allein Verdienst und Ruhm davon angeeignet haben.

Grey präsidirte dem Ministerium bis 1834, dann überließ er seine Stelle dem Lord Melbourne, einem Whig, der im bisherigen System nichts änderte.

König Wilhelm IV. starb am 20. Juni 1837. Ihm folgte nach englischem Erbrecht, welches die weibliche Nachfolge gleich der männlichen duldet, die einzige Tochter seines ältesten Bruders, des Herzogs von Kent, Prinzessin Victoria, damals erst 18 Jahre alt, eine kleine Dame, aber gesund und kräftig und mit einer Stärke des Eigenwillens begabt, der zu ihrem Glück von einem feinen weiblichen Verstand beherrscht wurde, so daß er sich nicht in den Staatsangelegenheiten geltend zu machen suchte. Sie ließ die bisherigen Minister gewähren und vermählte sich 1840 mit dem

Prinzen Albert von Sachsen-Coburg, einem der schönsten Männer seiner Zeit, dem sie nachher viele gesunde Kinder beiderlei Geschlechts gebar. Der Prinz erhielt den Titel Königliche Hoheit, wurde aber durch die auf ihre Macht eifersüchtige Lordschaft von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, ja von Zeit zu Zeit machte die Presse systematische Angriffe auf ihn, um ihm auch die kleinste Einmischung in Staatsangelegenheiten zu verleiden.

Die Sympathien des königlichen Hauses in England waren immer mehr für die Tories, als für die Whigs. Die letzteren wurden in der Noth, um das Volk in schwierigen Zeiten zu beruhigen, ins Ministerium gerufen, um später wieder den Tories Platz zu machen. Damals kam noch ein weiterer Umstand hinzu, der den Tories den Wiedereintritt ins Ministerium erleichterte. Ludwig Philipp suchte sich nämlich mehr und mehr von der englischen Vormundschaft frei zu machen und England brauchte auf ihn nicht mehr so viele Rücksicht zu nehmen wie früher. Im Jahr 1841 änderte daher die Königin das Ministerium, in welches wieder der alte Wellington und Sir Robert Peel eintraten, der letztere, um jetzt erst die glänzende Rolle auszuspielen, zu der ihn sein Talent berufen hatte.

Irland blieb in seiner unglücklichen Lage. Vergebens machte O'Connel den repeal (Widerruf der Union zwischen England und Irland) und Bildung eines besonderen Parlaments für Irland zur Parole. Umsonst gründete er eine s. g. O'Connel-Rente, eine freiwillige Steuer der Iren, um Mittel zu haben, den Repeal durchzusetzen. Umsonst hielt er glänzende Reden wie im englischen Parlament, so bei den irischen Volksversammlungen und als Lordmajor von Dublin, zu welcher Würde ihn seine Landsleute erhoben hatten. Regierung und Parlament in England blieben fest und hielten die Iren unter ihrem eisernen Drucke, wie bisher. Der so verhaßte irische Zehnte wurde zwar 1838 in einen Grundzins verwandelt, das änderte aber nur seinen Namen, nicht sein Wesen, er mußte eben fort und fort bezahlt werden. Die wenigen irischen

Mitglieder, die ins Parlament von London zugelassen waren, blieben immer in einer ohnmächtigen Minderheit. Die s. g. Municipalreform, die man für Irland beliebte, war auch nur ein Schaugericht, denn sie lieh den Gemeinden keine Macht, um ihren schlechten Stand zu bessern. Im Jahr 1843 wurde O'Connel noch einmal wegen seiner Agitation vor Gericht gezogen, jedoch wieder freigelassen. Strenger verfuhr das wiederhergestellte Toryministerium gegen das unruhige und racheglühende Volk. Da starb der unermüdliche, aber in vergeblichen Anstrengungen schon erschöpfte O'Connel, 1847, und in demselben Jahre brach über sein Vaterland das herbste Unglück herein, nämlich die Kartoffelkrankheit und in deren Folge eine schreckliche Hungersnoth. Fast überall in Europa begannen 1846 die Kartoffeln auf eine räthselhafte Weise unter und über der Erde zu faulen und je mehr diese Frucht fast noch die einzige Nahrung der ärmeren Klasse gebildet hatte, um so mehr mußte ihrem Fehlschlagen im folgenden Winter und Frühjahr eine Hungersnoth folgen. Diese führte fast in allen Theilen des europäischen Festlandes zu Exceſſen, zeigte sich aber nirgends so furchtbar als in Irland, wo sie das ganze Jahr hindurch wüthete und viel tausend Opfer hinraffte. Begreiflicherweise führte die Noth auch zu Verbrechen und Blutvergießen. Nach dieser Katastrophe folgte jedoch eine bedeutungsvolle Ruhe im Lande und das wildempörte Element floß sanft und langsam ab. Das Unglück hatte nämlich die alte Liebe zur Heimath bei den Iren dermaßen geschwächt, daß sie massenhaft auszuwandern anfingen und zwar in die freien Staaten von Nordamerika. Ganze Dörfer in Irland blieben menschenleer zurück.

Während das Toryministerium hart gegen das irische Volk verfuhr, machte es doch der katholischen Kirche neue Concessionen, was um so auffallender und überraschender war, als seit der Emancipationsbill eine katholische Bewegung mitten im reformirten England erfolgte, wie die Orangemänner vorausgesagt hatten, eine Bewegung, die mehr den Widerstand des Ministeriums herauszu-

fordern schien, als die Nachgiebigkeit. In Oxford selbst, der alten Universität, aus der die hohe Geistlichkeit der Staatskirche in England sich fortwährend recrutirte, nahm man eine bedenkliche Defection wahr, einen immer mehr überhand nehmenden Abfall zur katholischen Kirche. Dr. Pusey stellte eine neue Lehre auf, die zwar noch eine scharfe Grenze zog gegen den Katholicismus, aber zugleich ihren Anhängern einen Trieb und Drang einflößte, dieselbe Grenze zu überschreiten. Daher der merkwürdige Fall, daß Pusey selbst nie katholisch wurde, seine meisten und ausgezeichnetsten Schüler aber übertraten. Er erhob die anglikanische Kirche gleichsam aus der Häresie in das Schisma. Er verwarf die Reformation, hielt an der älteren Kirche fest und stritt mit Rom nur wie vor tausend Jahren Columban mit Bonifazius. Aber sein isolirter Sektenstandpunkt ließ sich nicht festhalten. Die einmal der Reformation widersagten, wurden unwiderstehlich nach Rom hinübergezogen. Die gelehrtesten englischen Theologen folgten dieser Richtung, die Uebertritte wiederholten sich in jedem Jahr und am meisten unter den Geistlichen und gebildeten Ständen. Ein Uebergetretener, Newmann, wirkte als Missionär und that Wunder in der Bekämpfung des Branntweins, dieser moralischen Pest des Nordens. Die von ihm gestifteten Mäßigkeitsvereine, die unter keiner Bedingung mehr geistige Getränke tranken, zählten bald mehr als eine Million Mitglieder. Allerdings waren die Puseyiten entweder harmlose Leute, die ihrer freien Ueberzeugung folgten, oder Männer von der edelsten Gesinnung und apostolischen Kraft, wie Newmann, und deshalb ziemte sichs, daß ihnen Duldung und Achtung entgegenkam. Allein es bezeugte doch einen wunderbaren Umschwung in der öffentlichen Meinung, daß das no popery Geschrei nicht gegen die Puseyiten erhoben, daß nicht eine neue Verfolgung verlangt und begonnen wurde. Im Gegentheil brachte Peel die s. g. Mainoothbill ein, in welcher er für das katholische Priesterseminar in Mainooth weitere Staatsbeiträge verlangte, und das

Parlament willigte ein. Ebenso glückte es Graham, die Errichtung drei neuer katholischer Collegien in Irland durchzusetzen.

Erst als der Papst seinerseits diese katholische Bewegung in Großbritannien unterstützen zu müssen glaubte und neun katholische Bischöfe dort ernannte, ja es sogar wagte, durch ein Breve vom 29. September 1850 den Engländer Wiseman, den er zum Cardinal erhob, zugleich zum Erzbischof von Westminster zu ernennen, wurde der anglikanische Stolz und Zorn ein wenig aufgeregt. Die berühmte Westminsterkirche in London mit der Gruft der Könige ist nämlich Eigenthum der Staatskirche und mußte es daher verwegen erscheinen, ihren Namen dem katholischen Primas von England zu vindiciren. Die englische Regierung protestirte und erkannte Wisemans Rechte nicht an, dieser aber fuhr fort, sich derselben innerhalb des katholischen Gebiets zu bedienen.

Die Noth der armen Bevölkerung in England nährte fort und fort die sociale Opposition, die sich zunächst die Aufhebung der Kornbill zum Ziel setzte, damit endlich der arme Arbeiter wohlfeileres Brod bekäme. Peel ging von der Ansicht aus, die Regierung dürfe der Opposition Concessionen machen, nur müsse jede Reform durch ein Toryministerium bewirkt werden, niemals durch die Whigs. So lange die Tories regierten und auch Wohlthaten und Reformen nur ihnen zu verdanken seyen, bleibe die Macht der Aristokratie unerschüttert. Allein es ließ sich nicht verkennen, daß diese elastische Defensive doch nur den Fortschritt der offensiven Oppositionsbewegung beförderte. Peel selbst hätte die Aufhebung der Kornbill gar nicht durchsetzen können, wenn er nicht die widerspenstigen Lords durch eine neue große Volksbewegung erschreckt hätte, wie in der Reformfrage. Das wiederholte Aufbieten des Volks aber mußte bei diesem das Gefühl seiner Kraft vermehren.

Die Freunde der Kornreform fanden seit 1841 in Cobden ein eben so geniales Haupt, wie die der irischen Emancipation es in O'Connel gefunden hatten. Cobden stand an der Spitze der s. g. Anticornlawleague (des Antikorngesetzbundes), der sich über

nächtliche in Weiber verkleidete Banden unter dem Namen „Rebecca und ihre Töchter".

Auch fehlte es nicht an einer gewissen Doctrin der Armen. In ihren Vereinen und Versammlungen bildeten sich in England, wie in Frankreich, Theorien von allgemeinen Menschen- und Volksrechten, von der Demokratie, von socialen Umwälzungen und neuen idealen Schöpfungen aus. Seit 1838 machten sich in diesem Sinne die s. g. Chartisten bemerklich. Sie erhielten ihren Namen von einer Petition, die am 6. August jenes Jahres von einer großen Arbeiterversammlung in Birmingham ans Parlament geschickt wurde und worin zum erstenmal demokratische Forderungen so folgerecht gestellt wurden, daß man diese Petition die Charte des Volks nannte. Sie verlangte allgemeine, jährlich zu wiederholende Wahlen ohne Census, die Verwandlung des Unterhauses in einen demokratischen Convent auf breitester Grundlage. Die Köpfe erhitzten sich, es kam zu Tumulten, sonderlich zu Birmingham und Newport in Wales, aber sie wurden gleich den früheren Arbeiteraufläufen besiegt und von 1842 an hörten alle chartistischen Bewegungen wieder auf.

Der unvermeidliche Sieg der Industrie über den Ackerbau verrieth sich in dem unglaublichen Anwachs der Städte. Nicht nur London selbst erreichte eine Bevölkerung von zwei Millionen, sondern auch eine Menge zum Theil ganz neuer Fabrikstädte, wie Birmingham, stiegen bald zu Großstädten von mehreren hunderttausend Einwohnern auf. London erhielt unter Peel eine nun dringend nothwendig gewordene Polizei, auch wurde dort der berühmte Tunnel, eine Durchfahrt unter der Themse, erbaut. Dagegen brannte das alte Parlamentshaus und ein Theil des Tower ab.

Das Toryministerium behauptete sich bis in den Juni 1846. Als das Unterhaus die von ihm eingebrachte irische Zwangsbill, die ein noch strengeres Verfahren in Irland wollte, nicht annahm, bildete die Königin ein Whigministerium unter Lord John Russel, dessen einflußreichstes Mitglied aber Lord Palmerston wurde, der

die auswärtigen Angelegenheiten in einem nicht nur liberalen, sondern sogar radikalen Sinn zu leiten anfing, indem er, zumal seit Ludwig Philipp sich vom englischen Einfluß loswand und mehr den nordischen Mächten zuneigte, in allen revolutionären Elementen auf dem Festlande einen willkommenen Bundesgenossen sah, um die großen Continentalmächte zu schwächen. Die antifranzösische Stimmung verrieth sich in dem Befehl, die englischen Küsten in vertheidigungsfähigen Zustand zu setzen, im Winter von $18^{47}/_{48}$. Die geheime Agitation Lord Palmerstons trug wesentlich dazu bei, die große Revolution von 1848, die halb Europa erschütterte, vorzubereiten. Ich werde in der Geschichte der einzelnen Staaten Europa's die Fäden, die er spann, überall nachweisen. Was Canning für den gemäßigten Liberalismus gegenüber dem Absolutismus gewirkt, wirkte Palmerston für die demokratische Revolution.

Noch bleibt uns die *Colonialpolitik* Englands zu betrachten übrig, ich werde mich jedoch überall, wo es sich um außereuropäische Dinge handelt, kurz fassen und nur die Hauptumrisse skizziren.

In der neuen Welt besaß England noch die große Colonie *Canada*. Hier kam es zwar 1837 zu einer von den Vereinigten Staaten aus genährten Insurrection, die aber durch General Colborne unterdrückt wurde. In den Vereinigten Staaten hatte die schrankenlose republikanische Freiheit zu Corruptionen geführt, welche Canada fremd blieben und dieser Unterschied schützte als ein moralischer Damm die Colonie vor den Gelüsten, jene Freiheit zu theilen. — Neben den Antillen besaßen die Engländer *Jamaika* und viele kleinere Inseln, so wie auch Niederlassungen an der gegenüberliegenden s. g. Moskitoküste, die ihnen hauptsächlich edle Hölzer lieferte. Das wichtigste Ereigniß für die westindischen Inseln war die Emancipation der Negersclaven. England beschloß dieselbe im Jahr 1834 und gab den Pflanzern 20 Millionen Pfund Sterling Entschädigung. Es war aber eine Maaßregel nicht ausschließlich der Humanität, sondern auch des Handelsinteresses. England that

in der Hauptsache alles entweder wegen des Korns oder der Baumwolle. Die Negerarbeit in den westindischen Colonien Englands konnte mit der in den Freistaaten von Nord- und Südamerika nicht mehr concurriren. Deshalb legte England den größten Werth auf seine ostindischen Colonien, führte in dieselben fleißige chinesische Arbeiter ein und suchte die Concurrenz seiner Rivalen in Westindien durch die Emancipation der Sklaven zu schwächen. Denn der emancipirte Neger arbeitet nicht mehr, wie Hayti schon lange bewiesen hatte. Angeblich im Interesse der Humanität maßte sich nun England auch an, den Sklavenhandel aus Afrika überhaupt zu unterdrücken und alle Sklavenschiffe auf dem Meere wegzunehmen.

Die Losreißung der spanischen Freistaaten vom Mutterlande wußte England trefflich zu benutzen, um alle Vortheile, welche bisher Spanien aus ihnen gezogen, auf dem Handelswege sich zuzuwenden. Zugleich übte es eine Art von Vormundschaft über diese neuen, meist schwachen Staaten und züchtigte sie gelegentlich, wenn sie sich den englischen Interessen nicht fügen wollten. So zwang eine englische Flotte im Jahr 1845, gemeinschaftlich mit einer französischen, den Usurpator Rosas in Buenos Ayres zur Nachgiebigkeit.

In Afrika besaß England die große vormals holländische Colonie am Cap. Hier bewies seine Colonialregierung am wenigsten Weisheit, denn sie trieb durch ihre Ungerechtigkeit nicht nur die holländischen Bauern (Boers) zu einer massenhaften Auswanderung nach Nordwesten in der Gegend des Cap Natal hin, wo sie eigene Republiken gründeten, sondern behandelte auch die eingeborenen Kaffern durch abwechselnde Beschmeichelung und Verrätherei so ungeschickt, daß diese, von den Engländern selbst bewaffnet und mit Munition versehen, in immer wiederholten Kriegen der Colonie sehr gefährlich wurden.

Die große Colonie New-Süd-Wales gedieh fortwährend und lieferte außer trefflicher Schafwolle in den letzten Jahren auch

Gold in Menge. — Im Jahr 1840 wurde ganz Neuseeland von den Engländern in Besitz genommen.

Wegen Otaheiti kam England in einen kleinen Conflikt mit Frankreich. Die einheimische Königin Pomare wurde von englischen Missionären bevormundet, welche die französischen Missionäre nicht wollten aufkommen lassen und sich feindselig gegen die Franzosen überhaupt benahmen. Das rächte Ludwig Philipp im Jahr 1844 durch eine kleine Expedition, welche die Insel in Besitz nehmen mußte; er gab sie aber wieder auf, um England nicht zu verletzen.

Das große indobrittische Reich in Asien wurde mit seinen Nachbarn wiederholt in Kriege verwickelt, in deren Folge es seine Grenzen immer mehr erweiterte. Eine Vermehrung, die nur zum Theil im Interesse des englischen Handels lag, zum Theil nur durch die Nothwendigkeit der Grenzsicherung geboten wurde. Ein Krieg mit den Birmanen endete 1825 mit der Eroberung des ganzen Küstenstrichs von Calcutta bis Rangoon. — Im Jahr 1838 kauften die Engländer Aden im Süden von Arabien und machten daraus eines der wichtigsten ihrer Bollwerke als Verbindungsglied zwischen Indien und Aegypten. — Im folgenden Jahre starb der bisher mächtigste nordindische Fürst, der alte Runsched Sing, König der Sikhs in Lahore, und bekriegte England den Dost Mohamed von Afghanistan, nicht nur um die Nordgränze seines indischen Reichs zu sichern, sondern auch schon im Hinblick auf einen künftig einmal möglichen Zusammenstoß mit Rußland in Mittelasien. Je sicherer England seine Herrschaft im Pendschab und Afghanistan befestigte, je mehr es seine Streitkräfte vom Ganges an den Indus schob, um so gewisser beherrschte es auch Persien und konnte dem vom Kaukasus her in Asien vordringenden Einfluß Rußlands kräftig begegnen. Aus diesem Grunde ließ, wie oben schon erzählt ist, Rußland sogleich eine Armee gegen Chiwa in der Richtung von Afghanistan marschiren, sobald es vom Siege der Engländer über die Afghanen erfuhr. Die Engländer aber hielten Cabul, die Hauptstadt von

Afghanistan, so sorglos besetzt, daß sie sich im Dezember 1841 plötzlich von den Afghanen überfallen ließen und ihr Befehlshaber Elphinstone capituliren mußte, der Rest der englischen Armee in den Keyberpässen vollends von den Gebirgsvölkern getödtet oder gefangen wurde. Allein das zähe England ersetzte diese Verluste bald und gewann sein ganzes Ansehen wieder, als die Sikhs die Afghanensiege benutzen wollten und England den Krieg erklärten, aber in furchtbaren Schlachten überwunden wurden, 1845. Der dreitägigen Schlacht bei Allival wohnte auch der preußische Prinz Waldemar bei. Die Sikhs wurden vollständig besiegt und das Pendschab 1849 dem brittischen Reiche einverleibt, der letzte Fürst der Sikhs, Dhulip Sing, pensionirt.

Auch mit dem großen chinesischen Reiche kam England von Ostindien aus in Krieg. Es besaß bisher nur eine, aber sehr ergiebige Niederlassung an der chinesischen Küste und wünschte den Handel dort zu erweitern. Daher war ihm jeder Vorwand, Krieg mit China anzufangen und das zwar unermeßlich zahlreiche, aber feige und schlecht bewaffnete Volk nach seinem Willen zu nöthigen, erwünscht. Diesen Vorwand lieh ihm das 1840 vom chinesischen Kaiser erlassene Verbot des Opiumhandels. England bereitete aus ostindischem Mohn ungeheure Quantitäten von Opium, der im Werth vieler Millionen jährlich an die verweichlichten Chinesen verkauft wurde. Da das Opium wollüstig macht und höchst entnervend wirkt, war es des Kaisers Recht und Pflicht, es zu verbieten. Die Engländer wollten aber ihre Millionen nicht verlieren und kümmerten sich nicht darum, ob die chinesische Race durch das Opium verdürbe oder nicht. Ihr Handelsvortheil, das Geld, ging ihnen über Alles. Nicht das Christenthum, nicht die höhere Sittlichkeit des germanischen Stammes, dem sie angehören, nicht die edle und feine Humanität der europäischen Bildung vermochte diese mörderischen Kaufleute von der Gier des Geldes zurückzuhalten. Um die chinesische Regierung zu zwingen, den Opiumhandel wieder zu erlauben, zerstörten englische Dampfer mit ihrem schweren Geschütz

alle Festungen der Chinesen am Meeresufer und schmetterten Schiffe, Mauern, Menschen nieder, erst unter Elliots, dann unter Pottingers Befehl, bis die Chinesen 1842 im Frieden zu Nanking alles bewilligten, was England verlangte, nicht nur die Wiederherstellung des Opiumhandels, sondern auch die Insel Hongkong und freien Handel an andern Punkten der Küste.

Nichts erscheint großartiger in der neueren Zeit, als die Herrschaft Englands auf allen Meeren, allein sie wird wieder kleinlich durch den Umstand, daß es lediglich eine Geldherrschaft ist und daß kein edler Gedanke in ihr durchblickt.

Zweites Buch.

Die Bürgerkriege auf der pyrenäischen Halbinsel.

Wir haben unsre Blicke von dem unglücklichen Spanien abgewendet in dem Zeitpunkt, in welchem die Revolution besiegt, Ferdinand VII. als absoluter König wiederhergestellt und die zweite Reaction in vollem Gange war. Man rechnete an 40,000 Constitutionelle, hauptsächlich den gebildeten Classen angehörig, die wieder im Gefängniß schmachteten. Etwa 30,000 Franzosen hielten noch die Hauptstädte besetzt. Das alte spanische Heer war aufgelöst, an seine Stelle waren die königlichen Freiwilligen getreten, zuchtlose Banden, die sich gegen die besiegte liberale Partei alles erlaubten.

Inzwischen begann damals schon ein Zwiespalt im königlichen Lager selbst, der immer weiter und weiter klaffen sollte, um den König endlich wider seinen Willen zu größerer Mäßigung und zuletzt zu einer Annäherung sogar an die Liberalen zu führen. Die apostolische Junta nämlich, die sich mit seiner Zustimmung ge-

bildet hatte, um neben dem Ministerium und unabhängig von ihm den Sieg des absoluten Königthums und der mit ihm innig verbundenen Kirchengewalt bis zur äußersten Consequenz zu treiben und die hauptsächlich in den königlichen Freiwilligen ihre Armee hatte, maßte sich immer mehr die Alleingewalt an. An der Spitze dieser Junta stand des Königs Beichtvater Saez, der fanatische Herzog von Mataflorida, der Priester Cirilo Alameda und der grausame General Equia. Der König wohnte zuweilen ihren Sitzungen bei und stimmte ihnen zu. Sein Ministerium aber sah sich gezwungen, dem tollen Gebahren der von der Junta geschützten Freiwilligen entgegenzutreten und zugleich zwang die Ebbe in der Staatskasse, dem Klerus Geldopfer zuzumuthen. Dieser Conflict führte zuerst zur Entlassung des Ministeriums Ofalia, dann wieder zur Entlassung des gefährlichen Saez. Bald wurde ein Minister, bald ein Mann der Junta geopfert, je nachdem der König sich gedrängt fühlte. Der neue Minister Zea Bermudez ließ im Frühjahr 1825 den berüchtigten Bessières, der offenen Aufruhr erhoben hatte, um den König von seinem liberalen Ministerium zu befreien, überwältigen und erschießen, mußte aber dafür noch in demselben Jahr sein Amt niederlegen. Sein Nachfolger, der Herzog von Infantado, stellte zuerst wieder eine regelmäßige Armee von 50,000 Mann her, erlag aber ebenfalls der Intrigue.

Die Junta sorgte dafür, daß er nur durch den schwachen Salmon ersetzt wurde und betrieb im Frühjahr 1827 einen großen servilen Aufstand in Catalonien. Die Insurgenten nannten sich agraviados (Beleidigte), weil der König die Inquisition nicht herstelle und statt die Junta allein walten zu lassen, immer noch zu viel dem halbliberalen Ministerium und den Einflüsterungen des Auslands (den Mahnungen zur Mäßigung von Seiten der französischen und englischen Gesandten) nachgebe. Die Geschichte dieser Empörung ist noch dunkel; aus dem aber, was nachfolgte, ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß es damals schon auf eine Entthronung des Königs zu Gunsten seines Bruders Don Carlos

abgesehen war und daß vielleicht die nordischen Mächte im Gegensatz gegen die Westmächte ihre geheime Hand mit im Spiele hatten. Saez, damals vom Hofe verbannt und als Bischof in Tortosa lebend, war der Hauptagent der Insurrection. Der König aber fand sich damals zufälligerweise gut berathen durch den General Espanna, der an der Spitze der neuerrichteten Armee ihm Gehorsam zu erwirken versprach, wenn er selber mitzöge. Ferdinand begab sich nun wirklich, von treuen Truppen begleitet, mitten unter die Aufrührer. Sie stutzten, sie wagten ihm Taragona zu versperren, nachher Reus, aber seine Soldaten öffneten den Weg mit Gewalt und die Insurgenten wagten nicht länger, dem König ins Gesicht zu trotzen. Espanna ließ ganz Catalonien entwaffnen und stellte das königliche Ansehen durch zahlreiche Hinrichtungen wieder her.

Ferdinand VII. hatte nach dem Tode seiner ersten sicilianischen Gemahlin eine portugiesische und als auch diese 1818 gestorben war, die sächsische Prinzessin Josephine geheirathet, welche 1829 starb. Keine hatte ihm ein Kind geboren. Jetzt, in einem Alter von 46 Jahren und kränklichen Leibes, heirathete er zum viertenmal und zwar die sicilianische Prinzessin Marie Christine, Schwester der Herzogin von Berry und der Maria Carlotta, die bereits Ferdinands jüngsten Bruder Francisco zum Gemahl hatte. Und siehe da, drei Monate nach der Hochzeit, am 29. März 1830 wurde die Welt durch ein königliches Edict, die s. g. pragmatische Sanction überrascht, in welcher Ferdinand die bisher gültige, ausschließlich männliche Erbfolge nach dem salischen Gesetz aufhob. Zugleich erfuhr man, die junge Königin befinde sich in guter Hoffnung. Sollte sie nun auch keinen Sohn, sondern nur eine Tochter bekommen, so war derselben die Thronfolge gesichert und Don Carlos, die bisherige Hoffnung der apostolischen Junta und der servilen Partei, ausgeschlossen. Diese Maaßregel hatte ihren alleinigen Grund in den persönlichen Gefühlen des Königs, die durch den Verrath seines Beichtvaters Saez und durch die freche Kundgebung der Agraviados beleidigt worden waren. Daß die

junge Königin ihm in ihrem eigenen Interesse zugeredet habe, versteht sich von selbst, und wahrscheinlich ist, daß mancher geheime Todfeind der Servilen in Hoffnung besserer Tage für Spanien diese Palastintrigue eifrig unterstützt hat. Sie schreckte nicht nur die Servilen wie ein unerwarteter Blitzschlag, sondern erregte auch großen Aerger an den Höfen in Paris und Neapel. Sowohl Karl X., als Franz II. (der Königin eigener Bruder) sahen als Bourbons ihre Erbrechte auf dem spanischen Thron bedroht und legten Protest ein. Eben so die beiden Brüder des Königs selbst, Don Carlos und Don Francisco. Aber Ferdinand ließ sich nicht irre machen, unterdeß erfolgte der Sturz Karls X. im Juli, der den Servilen in Spanien neuen Schrecken einjagte, und als am 10. Oktober Marie Christine eine Tochter (Isabella) gebar, wurde dieselbe als Prinzessin von Asturien, d. h. als Kronprinzessin und Thronerbin anerkannt.

Zwar drohte dem König eine neue Gefahr, indem Mina, Valdez und Tausende von früher nach Frankreich geflüchteten Liberalen jetzt in Folge der Julirevolution einen Einfall in Spanien betrieben und dabei sogar durch Ludwig Philipp unterstützt wurden; allein als Ferdinand einfach den neuen König der Franzosen anzuerkennen sich entschloß, zog Ludwig Philipp, treulos wie immer, die den spanischen Liberalen dargebotene Freundeshand plötzlich zurück und überließ sie ihrem Schicksal. Er war so weit gegangen, Lafayette, der sich besonders der Spanier annahm, Versicherungen zu ihren Gunsten zu machen und ihm sogar Geld für sie zu geben. Auch Guizot hatte laut geäußert, der Fehler von 1823 müsse wieder gut gemacht werden. Nur Molé dachte edel genug, die spanischen Liberalen zu warnen. Als sie nun bereits an der Grenze standen, schickte Ludwig Philipp auf einmal Befehl, sie zu entwaffnen. Sie zogen aber vor, auf eigene Gefahr durch die Pyrenäen vorzubrechen und wurden auf allen Punkten durch überlegene Streitkräfte geschlagen. Torijos wurde durch den königlichen General Moreno, der mit ihm unterhandelte, getäuscht, hinterlistig

gefangen und mit allen seinen Leuten erschossen. Mina mußte auf der Flucht zehn Tage lang allein in den Gebirgen umirren und war nahe am Hungertode,*) entkam aber glücklich wieder nach Frankreich.

Diese Kundgebung der Liberalen und die Furcht vor einer neuen Revolution stimmte den König wieder mehr zu Gunsten der Servilen. Nach Salmons Tode trat Alcudia ins Ministerium und Don Carlos bemühte sich, seinen Bruder zur Zurücknahme der pragmatischen Sanction zu bewegen. Nach einer lebhaften Unterredung beider Brüder fiel Ferdinand am 17. September 1832 in eine Erstarrung, die sein nahes Ende befürchten ließ. In dieser Periode lockte Calomarde, neben Alcudia damals der einflußreichste Anhänger des Don Carlos, dem besinnungslosen Könige die Zustimmung zur Zurücknahme der pragmatischen Sanction ab oder brachte wenigstens eine untergeschobene Urkunde vor, welche Don Carlos sogleich proclamiren ließ. Die Königin Marie Christine, die im Januar desselben Jahres noch eine zweite Tochter geboren hatte, war aber gut berathen und fand bei ihrer Schwester Luisa Carlotta entschlossenen Beistand gegen den gefährlichen Schwager. Da der König noch nicht wirklich todt war, erklärte sie sich zur Regentin, so lange er krank seyn würde, im Namen ihrer Tochter, deren Erbrecht sie aufrecht erhielt, ertheilte eine Amnestie, stellte die seit der Restauration aufgehobenen Universitäten wieder her und kündigte die Wiedereinberufung der Cortes an, wozu ihr namentlich Martinez de la Rosa rieth. Puig, Gouverneur des Rathes von Castilien, der die Urkunde in den Archiven niederlegen sollte, erkannte die Unterschrift des Königs nicht als echt an, und Don Carlos wagte keinen offenen Aufstand, so lange sein Bruder noch lebte. Nun erholte sich aber Ferdinand unverhofft, wenn auch langsam, und übernahm im Januar 1833 wieder die Regierung. Das

*) Man sagt, als er hülflos dagelegen, habe ein Adler sich auf ihn gesetzt, um von seinem Fleisch zu zehren, Mina aber habe ihn gepackt und sich nun von dem seinigen genährt.

erste, was er that, war, Calomarde und Alcudia fortzujagen und alles gut zu heißen, was seine Gemahlin gethan hatte. Don Carlos entwich nach Portugal zu Don Miguel und protestirte von dort aus. Ferdinand aber nahm wieder Zea Bermudez zum Minister an und eröffnete, wie die Königin versprochen hatte, die Cortes am 29. Juli, welche feierlich seiner Tochter Isabella II. als der künftigen Königin huldigten. Dann fiel er wieder in seine Krankheit und starb unter schrecklichen Schmerzen am 29. September.

Seine unmündige Tochter Isabella II. wurde als Königin und ihre Mutter Christine als Regentin ausgerufen. Don Carlos und der König von Neapel protestirten als erbberechtigte Bourbons. Ludwig Philipp, wie auch England, erkannten die pragmatische Sanction an, um auf die Regentin einen ausschließlichen Einfluß zu gewinnen und Spanien, den nordischen Mächten gegenüber, in die Allianz der Westmächte zu ziehen. Eben deshalb aber verweigerten die nordischen Mächte ihre Anerkennung. Auch der Papst erklärte sich für Don Carlos, weil dieser wirklich im bessern Rechte war und weil die Regentin, gezwungen, sich auf die Liberalen zu stützen, der spanischen Kirche mit neuen Gefahren drohte. Don Carlos war im bessern Rechte, weil es Ferdinand VII., einem einzelnen Könige, nicht zustand, das uralte Reichsgesetz der männlichen Nachfolge eigenmächtig zu ändern. Aber die liberale Welt stimmte der Regentin zu, weil sie von ihr ein besseres Regierungssystem erwartete, und die Westmächte mußten sich gegen Don Carlos erklären, weil dieser im engsten Bunde mit Metternich und Rußland ihre Pläne durchkreuzt haben würde.

In die spanischen Provinzen kam große Gährung. Die bisherige gemäßigte und liberale Partei hielt zur Regentin und nahm von ihr die Benennung der Christinos an. Die bisherigen Servilen dagegen erklärten sich für Don Carlos und hießen seitdem Carlistos. Die Regentin hatte zunächst den Minister Zea Bermudez zur Seite. Derselbe mußte aber schon 1834 dem noch liberaleren Martinez de la Rosa weichen, welcher am 10. April das

estatuto real, eine neue Verfassungsurkunde nach dem Modell und nach dem Rathe Ludwig Philipps, verkündete. Die hitzigsten Liberalen erhoben einen Tumult in Madrid, weil ihnen die Regierung noch lange nicht weit genug links ging und mußten gemaßregelt werden. Die gemäßigte Partei behielt die Oberhand, aber seitdem entspann sich ein gehässiger Kampf zwischen den Moderados (Gemäßigten) und Progressisten (die da weiter gehen wollten). Der gutmüthige, aber schwache Martinez de la Rosa konnte sich um so weniger halten, als unterdeß die Carlisten einen höchst gefährlichen Bürgerkrieg begannen.

Der Ausgangspunkt der carlistischen Bewegung wurden die baskischen Provinzen im Norden Spaniens, deren Einwohner nicht blos für die Thronrechte des Don Carlos, sondern auch für ihre provinziellen Rechte (fueros) stritten, die durch die letzten Verfügungen Ferdinands VII. waren außer Kraft erklärt worden, in Folge des von Frankreich geborgten, aber für Spanien wenig passenden, bureaukratischen (und liberalen) Centralisationssystems. Die spanischen Provinzen unterschieden sich nach Abstammung, Sprache, Tracht und uralten Gewohnheiten. Sie nivelliren zu wollen, war ein Leichtsinn, der sich bald bestrafte. Die Basken sind Reste der ältesten Bewohner Spaniens und reden eine ganz eigenthümliche Sprache. Sie besitzen mehr Lebhaftigkeit, als ihre gothischen Nachbarn in Aragonien, und vereinigen gleichsam die Tugenden der Spanier und Franzosen ohne deren Fehler, den Adel tiefer Religiosität, den größten Heldenmuth und den liebenswürdigsten Frohsinn. Die neueren Organisationen und Schreibereien von Madrid her waren diesem Kernvolk unerträglich. Die stolze Eiche des Gebirgs wollte sich den alles planirenden Hobel geistloser Tabellenmenschen nicht gefallen lassen.

Der Aufstand begann schon am 3. Oktober 1833 in Biscaya und breitete sich bald aus. In Bilbao stand Zavala, in Vittoria Verasteguy, in Orduna Ybarola an der Spitze. Aber in Navarra mißlang die Insurrection des Santos Ladron, welcher gefangen und erschossen wurde. Weiter südlich bildete zwar der Pfarrer Merino

eine carlistische Guerilla in Altcastilien und Locho in der Mancha, aber hier gewann die Insurrection keine größere Ausdehnung. General Sarsfield wurde von der Regierung beauftragt, die Basken zu unterwerfen; da es ihm keineswegs glückte, mußte ihn der wieder zu Ehren gekommene Valdez und nachher Quesada und Rodil ersetzen. Allein auch diese richteten nichts aus gegen die Basken, deren Heer nach und nach auf 25,000 Mann anwuchs und die in Zumalacarregui einen Führer fanden, wie die pyrenäische Halbinsel keinen zweiten gesehen hat. Obgleich aus den größern Städten der Ebene verdrängt und auf die Gebirge beschränkt, wußte doch dieser Baskenheld das schwierige Terrain so vortrefflich zu benutzen, daß die geschicktesten Feldherrn und die Uebermacht des Feindes nichts gegen ihn ausrichteten. Wenn der Feind in zwei oder drei Colonnen verschiedene Thäler heraufzog, so überraschte er sie nach einander alle, oder lockte sie tief in die nahrungslose Bergwildniß und überfiel sie dann erst. Die Ausdauer seiner Leute wetteiferte mit seinem Genie. Die Generale der Königin rächten sich für ihre Verluste durch unmenschliche Grausamkeit. Quesada wüthete besonders gegen die Gefangenen, Rodil gegen die Einwohner der wehrlosen Dörfer. Die Carlisten sahen sich zu Repressalien gezwungen und man beging gegenseitig entsetzliche Greuel an Wehrlosen.

Don Carlos, von Lissabon vertrieben, hatte sich nach England begeben, kam aber von dort heimlich und unerkannt mitten durch Frankreich nach Biscaya und wurde im Lager des Zumalacarregui mit Jubel empfangen, am 9. Juni 1834. Allein dieser Herr war seiner großen Aufgabe nicht gewachsen. Er umgab sich mit der steifen Etikette des alten Hofes und setzte in seinem Ministerium die apostolische Junta fort, deren früheres Mitglied, Pater Cirilo, sein intimster Vertrauter wurde. Großartige Maaßregeln, um das Vertrauen der ganzen Nation zu gewinnen, wurden nicht getroffen, und eine großartige Persönlichkeit trat nur in Zumalacarregui hervor, hinter dessen Licht jene carlistischen Hofgestalten

nur mehr verdunkelt erschienen. Am meisten schadete dem Don Carlos, daß er selber kein Soldat war und durch die Intriguen seines kleinen Hofes die Helden, die sich für ihn opferten, nur ärgerte.

Die übeln Nachrichten vom baskischen Kriegsschauplatze, die nur Niederlagen der Christinos meldeten, und die im Juli plötzlich hereinbrechende Cholera steigerten die Leidenschaften in Madrid wieder bis zum Siedpunkt und wahnsinniger Haß beschuldigte die Carlisten und zunächst die Mönche der Brunnenvergiftung. Daher am 17. Juli ein allgemeiner Volkssturm auf die Klöster und schonungslose Ermordung von mehr als hundert Mönchen, Greuelscenen, die sich in vielen andern Städten wiederholten. Acht Tage später, am 24. wurden die Cortes eröffnet. Der schwache Martinez de la Rosa konnte sich dem Ernst und der Noth der Zeit gegenüber nicht behaupten. Toreno trat an seine Stelle und suchte vor allem durch Finanzmaßregeln, die einem Staatsbankerot nahe kamen, die leere Staatskasse wieder zu füllen. Daneben machten die Centralisten neue Gesetze, um wie die Autonomie der Provinzen, so nun auch die der Gemeinden anzutasten. Zugleich wurde die Regentin von den Progressisten gedrängt, die um so mehr Forderungen machten, je mehr die Regierung sich wegen ihrer Niederlage in Biscaya allein noch auf den Liberalismus stützen konnte. Der fanatische Haß gegen die Klöster wurde noch künstlich genährt durch die Domänenkäufer, die im Jahr 1820 säcularisirtes Kirchengut gekauft und desselben 1823 wieder beraubt worden waren, jetzt aber alles wieder haben wollten. In der allgemeinen Verwirrung der Rechtsbegriffe fühlte sich ein Regiment Soldaten in Madrid selbst im Gewissen gerührt und meinte doch, Don Carlos sey im bessern Recht. Es ermordete den General Carterac und wurde in seiner Kaserne belagert, ertrotzte aber eine Capitulation und zog mit klingendem Spiel ab, im Januar, 1835.

Die Progressisten gewannen nach diesem stürmischen Winter immer mehr in den Cortes die Oberhand und setzten ihre Plane durch. Die Gemeinden verloren durch ein Gesetz vom 9. Mai 1835

ihre Rechte, wie früher schon die Provinzen. Die Domänenkäufer empfingen alles Kirchengut, was sie früher inne gehabt, unentgeldlich zurück, 8. Mai. Alle Schuldforderungen der Klöster, geistlichen Corporationen und Kirchen an den Staat wurden mit einem Federstrich getilgt (Beschluß vom 31. Dezembr. 1834). Was noch vom Kirchengut übrig war, wurde zu Handen der Staatskasse genommen und dem Verkauf ausgesetzt.

Im Laufe des Jahres 1835 übernahm der berühmte Mina den Oberbefehl der Christinos gegen Zumalacarregui, allein auch er unterlag nach einem blutigen fünfmonatlichen Feldzug, wie alle seine Vorgänger. Nach ihm wagte Valdez noch einmal das Commando zu übernehmen und hoffte durch systematisches Niederbrennen aller Dörfer die s. g. Amescoas, d. h. das Gebirgslabyrinth zwischen Navarra und Biscaya, die uneinnehmbare Feste der Basken, endlich aushungern zu können. Allein obgleich er 20,000 Mann befehligte, richtete er doch nichts aus, denn als er die ersten Dörfer niedergebrannt, flüchtete das Landvolk aus allen übrigen in die Gebirge und verbarg ihre Habe und ihre Lebensmittel. Die Christinos selbst konnten nun in dem öden Gebirge bei nassem und kaltem Wetter nicht lange aushalten und mußten wieder abziehen. Diese unglücklichen Feldzüge erschöpften vollends die Staatskasse und decimirten die Armee. Die Regentin wandte sich daher Hülfe flehend an die Westmächte.

Schon das estatuto real hatte sie nicht ohne den Beirath Ludwig Philipps ertheilt. Dieser Fürst drängte sich ihr als Freund und Rathgeber in der Ueberzeugung auf, daß er nicht wohlfeiler zu einer Bevormundung Spaniens und vielleicht sogar einmal zu einer vortheilhaften Heirath zwischen seinen Söhnen und Christinens Töchtern gelangen könne, als auf diesem Wege. Andrerseits aber wollte er auch die nordischen Mächte durch eine förmliche Invasion in Spanien nicht aufreizen. Er ging daher mit England Hand in Hand, um den Carlismus zu entwaffnen, ohne dem Progressismus zu viel nachzugeben. Je mehr Spanien von seinen Parteien

zerrissen, je ärmer und ohnmächtiger es wurde, desto gewisser mußte es sich allem fügen, was England und Frankreich ihm zuzuschreiben für gut fanden. Nachdem die nordischen Mächte zu München-Grätz eine Sonderstellung gegenüber den beiden Westmächten eingenommen hatten, nahmen auch die letztern die ihrige und schlossen am 22. April 1834 eine Quadrupel-Allianz, nämlich England und Frankreich verbanden sich mit den beiden Königinnen von Spanien und Portugal, Christine und Maria da Gloria, zu gegenseitigem Schutz ihrer Rechte. Diese Allianz war zunächst gegen Don Miguel in Portugal gerichtet, der sich der geheimen Unterstützung der nordischen Mächte erfreute, sodann auch gegen Don Carlos. Sofern die nordischen Mächte, trotz der Nichtintervention in Belgien, doch immer noch das alte Princip der Legitimität aufrecht erhalten wollten, lag in der westlichen Quadrupelallianz gerade das entgegengesetzte Princip ausgesprochen, denn die Westmächte unterstützten auf der pyrenäischen Halbinsel zwei regierende Damen, die nach dem Herkommen nicht legitim waren, deren Rechte sich nur auf eigenmächtige Verfügungen ihrer Väter im Widerspruch mit der wahren Legitimität nach dem alten Familiengesetz begründeten.

Indessen schritten die Westmächte nur in Portugal energisch ein. In Bezug auf Spanien scheuten sie offenbar die Kosten und ein neues Ueberwerfen mit den nordischen Mächten. Es lag ihnen, wie bemerkt, nicht viel daran, daß die Regentschaft Christinens erstarke. England und Frankreich befanden sich besser dabei, wenn Spanien zu keiner soliden Macht mehr gelangte und immer in Abhängigkeit von ihnen blieb. Sie begnügten sich daher, von der See und von der Pyrenäengrenze aus keine Zufuhr für Don Carlos zu gestatten. Erst als die Basken immer mehr Fortschritte machten und die Sache des Don Carlos immer offenere Sympathien in Spanien fand, bewilligte Ludwig Philipp in einem Vertrage vom 28. Juni 1835 den Christinos den Zuzug der s. g. Fremdenlegion aus Algier. Das war ein aus politischen und sonstigen Flüchtigen und Vagabunden aller Länder zusammengesetztes Corps,

welches die französische Regierung in Algier errichtet und das ihr bisher zu dem doppelten Zwecke gedient hatte, im Kampf gegen die Kabylen und Araber in Algerien immer die gefährlichsten Posten einzunehmen und alles fremde Gesindel, das man nicht gerne in Paris hatte, zu absorbiren. Nur Franzosen commandirten die Legion, in der kein Fremder Offizier werden konnte. Aber diese Parias der Armee waren ungeheuer tapfer. Auch England rüstete eine ähnliche Fremdenlegion, um sie den Christinos zu Hülfe zu schicken. Allein ehe diese Truppen anlangten, wurde die Lage der Königin Christine immer bedenklicher.

Zwar verloren die Carlisten ihren großen Feldherrn Zumalacarregui, der am 25. Juni 1835 bei der Belagerung Bilbao's von einer Kugel getödtet wurde, aber der junge tapfere Cabrera ersetzte ihn. Die Sache der Carlisten machte immer Fortschritte, während die liberalen Bevölkerungen in immer fieberhaftere Wuth darüber geriethen, aber dieselbe mehr nur an Wehrlosen ausließen. Cabreras eigene Mutter wurde von ihnen erschossen, wofür zur Rache Cabrera 24 Frauen von Liberalen erschießen ließ. Die ärgsten Greuel wurden in Catalonien verübt. Hier wurden die schönsten und größten Klöster schonungslos niedergebrannt, die Mönche ermordet. In Barcellona bildete sich eine progressistische Junta und verlangte die Verfassung von 1812. Selbst Mina, den die Königin zum Gouverneur ernannte, konnte den Gehorsam gegen die Regierung nicht herstellen.

Die Königin war durch die Siege der Carlisten immer mehr zu den Progressisten hingetrieben, die sie aber haßte und nur benutzen, aber nicht zur Herrschaft wollte kommen lassen. Sie entließ Toreno und ernannte Mendizabal, der am 19. Februar 1836 vollends alle Klöster aufhob und die Armee auf 100,000 Mann brachte; aber sie ließ auch diesen, der ihr schon zu liberal wurde, wieder fallen und ernannte den intriganten Isturiz, der seine eigne Partei verrieth und es übernahm, die Progressisten im Zaume zu halten. Aber seine Wahl vermehrte nur die Aufregung. Das Bei-

spiel Barcellonas wurde in Saragossa, Valencia und auch im Süden zu Sevilla, Malaga, Cadix, Granada rc. wiederholt. Ueberall bildeten sich progressistische Junten und forderten die Verfassung von 1812, wobei es an Mord und Todtschlag der Gegner nicht fehlte. Endlich brach auch in der Hauptstadt Meuterei aus. Christine verweilte im Sommer auf ihrem Lustschloß zu La Granja. Hier wurde am 12. August 1836 im Theater sehr unpassend ein revolutionäres Stück (die Pariser Revolution) aufgeführt. Alles schrie viva la constitution! Die Regentin verließ sogleich ihre Loge, aber sie wurde unterwegs insultirt, in ihrem Schlosse von den insurgirten Truppen belagert und gezwungen, am folgenden Morgen die Verfassung von 1812 auszurufen. Sie versuchte zwar am nächsten Tage eine Contrerevolution durch den tapfern General Quesada, der Madrid wirklich im Zaum hielt, aber der Gegenpartei unter den Offizieren doch nicht auf lange gewachsen war, seine Stelle dem General Sloane überlassen mußte und gleich darauf verhaftet und schändlich ermordet wurde. Die Königin mußte den liberalen Calatrava an die Spitze des Ministeriums stellen.

Zufällig an dem nämlichen 13. August, an dem die Empörung in La Granja erfolgte, erließ der französische General Lebeau, indem er an der Spitze der Fremdenlegion endlich in Spanien einrückte, ein Manifest, worin er sagte, er komme vom König der Franzosen gesendet, um die Sache der Königin zu unterstützen. Sobald aber Ludwig Philipp die Vorgänge in La Granja erfuhr, desavouirte er seinen General öffentlich im Moniteur und wollte von einer Unterstützung Spaniens nichts mehr wissen, weil er wohl begriff, die Cortes von 1812 würden sich seinem Rath nicht mehr fügen, sondern mit der republikanischen Partei in Frankreich gemeine Sache machen. Nun konnte er zwar wegen der in der Quadrupelallianz eingegangenen Verpflichtungen die Fremdenlegion nicht mehr zurückziehen, allein er legte nicht den geringsten Werth mehr auf deren Leistungen und die arme Legion erschöpfte sich in heroischen

Kämpfen und Anstrengungen aller Art, bis nur wenig mehr von ihr übrig blieb, um nach Frankreich heimzukehren.

Die tapfern Basken blieben mitten unter den progressistischen Tumulten überall Sieger. Don Carlos erließ fanatische Decrete, z. B. befahl er alle Engländer, wo man sie finde, zu tödten, weil sie ihm die Zufuhr zur See abschnitten. Nach so vielen Siegen begannen die Carlisten sich weiter auszubreiten und einer ihrer Guerilleros, Gomez, begann tief im Süden in Andalusien eine Volkserhebung. Ihn verfolgte General Narvaez, aber General Alaix ließ Gomez entwischen, aus Eifersucht auf Narvaez, und General Espartero, der damals die Christinos im Norden commandirte, ergriff gegen die gerechte Klage des Narvaez für Alaix Partei, von welchem Zeitpunkt an die beiden berühmten Generale Todfeinde wurden. Don Carlos war im Frühling 1837 stark genug, um einen Angriff auf Madrid selbst wagen zu können. Er mit der Hauptarmee und Cabrera mit einer andern Colonne bewegten sich auf zwei Wegen gegen Madrid und erfochten einen Sieg bei Villa de las Navarras. Aber Espartero, der im Winter durch seinen Sieg bei Luchana das hartbedrängte Bilbao entsetzt hatte, eilte ihnen nach und nun verlor Don Carlos den Muth. Man warf ihm vor, die tapfern Generale (z. B. Gomez, den er im Kerker schmachten ließ) nicht gehört und sein Ohr vielmehr einer elenden Camarilla geliehen zu haben. Genug, er wagte keinen Kampf und manövrirte sich allsgemach wieder rückwärts. Von da an war seine Sache verloren.

Aber auch die Progressisten sollten nicht triumphiren. Zwar eröffnete Christine die Cortes von 1812 am 18. Juni 1837 und beschwor die Verfassung, ersah sich aber alsbald in dem siegreichen und damals allgemein bewunderten Espartero eine Stütze. Dieser General wollte der progressistischen Partei nicht zum Werkzeuge dienen, rieth daher zu einem moderirten Ministerium. Deren folgten sich drei rasch aufeinander, Ofalia, Frias, Perez de Castro. In den Cortes standen an der Spitze der progressistischen Opposition

der göttliche Arguelles, Mendizabal rc. Beide Parteien aber, die ministerielle und progressistische erfreuten sich auswärtigen Beistandes. Die Moderados wurden von Paris, die Progressisten von London aus berathen. England nämlich wollte der französischen Politik in Spanien nicht dienen. Ludwig Philipp ging sichtbar darauf aus, die Revolution in Spanien zu unterdrücken, geordnete Zustände dort zurückzuführen und wo möglich durch eine Heirath die Zukunft Spaniens an die seines eigenen Hauses zu knüpfen. Das war es nicht, was England wünschte, daher unterstützte England die Revolutionspartei.

Mittlerweile ergriff Espartero mit fester Hand die Zügel der Gewalt und stellte zunächst in der Armee der Königin selbst die Disciplin her. Dabei beging er nun gegen Narvaez eine neue Ungerechtigkeit, denn dieser General, der bei Unterdrückung der Aufstände im Süden das größte Verdienst erworben, sah sich dadurch zur Abdankung gezwungen, daß sein Feind Alaix Kriegsminister wurde. Ein Versuch der Truppen in Sevilla, Espartero zu stürzen, im Herbst 1838, mißlang und Narvaez mußte nach England flüchten, was wohl die Hand mit im Spiel gehabt hatte. Hierauf schritt Espartero zu einer noch weit wichtigern Maaßregel, nämlich zur Unterdrückung des großen carlistischen Aufstandes. Es bedurfte dazu nicht mehr großer Waffengewalt, sondern nur kluger Benutzung des in der carlistischen Partei selbst ausgebrochenen Haders. An die Spitze des Baskenheeres war Maroto gekommen, der die Unfähigkeit des Don Carlos erkennend, für seine Provinz ein besseres Loos durch eine Capitulation mit der christinischen Regierung zu erkaufen hoffte, als es von der Regierung des Don Carlos sich jetzt noch erwarten ließ. Indem er nur das Wohl seiner Provinz im Auge hatte, gab er die Frage der legitimen Thronfolge auf. Seine selbstständige Rolle aber begann er damit, daß er sechs Generale des Don Carlos zu Estella verhaften und erschießen ließ, alle die, welche seinen Planen hätten entgegenwirken können, im Februar 1839. Don Carlos erließ im heftigsten Zorn ein Manifest, worin er

ihn einen Verräther nannte, ließ sich aber durch die Haltung der Basken wieder so einschüchtern, daß er das Manifest zurücknahm und Maroto im Oberbefehl bestätigte. Das machte den legitimen König selbst bei seinen bisher treuesten Anhängern verächtlich. Er war nur noch eine Null im carlistischen Lager. Maroto aber trat in Unterhandlungen mit Espartero und schloß mit ihm am 29. August 1839 zu Bergora einen Vertrag, wonach die Basken ihre Fueros behalten, dagegen die Königin Isabella anerkennen sollten. Don Carlos hatte gleichwohl noch eine große Zahl von Anhängern und blieb ihm in Navarra noch eine ansehnliche Truppenmacht. Aber er war schon ganz entmuthigt und floh über die Pyrenäen. Ludwig Philipp ließ ihn festnehmen und in Bourges in anständige Verwahrung bringen.

Noch behaupteten unabhängig von Maroto kleinere carlistische Schaaren das Feld, aber ihr vornehmster Anführer Cabrera erkrankte schwer am Typhus, der andere, d'Espanna, wurde von seinen eigenen Leuten im November 1839 ermordet, weil er ihnen zu strenge Mannszucht hielt. Zwar ließ Cabrera sich in einer Sänfte heimtragen und die Mörder erschießen, aber er selbst erlag der Uebermacht des thätigen General O'Donnel und mußte im Sommer 1840 nach Frankreich flüchten. O'Donnel war ein Neffe Abisbals.

Espartero wurde zum Herzog de la Vittoria (Siegesfürst) ernannt und die Regentin reiste mit ihrer Tochter unter dem Vorwand, Bäder zu brauchen, nach Barcellona, wo sie mit ihm zusammentraf. Es handelte sich um die Fueros, deren Erhaltung der Siegesfürst den Basken versprochen hatte, da im Gegentheil die Cortes im Juni 1840 in dem neuen die Ajuntamientos (Magistrate) betreffenden Gesetze die Beschränkung der bisherigen Junten beschlossen hatte. Espartero verlangte, die Regentin sollte das Gesetz nicht sanktioniren. Sie weigerte sich, da gab der General seine Entlassung ein. Aber ein großer Aufstand in Barcellona zwang die Regentin, sich allem zu fügen, was Espartero wollte. Kaum

hatte sie diese Gewalt erlitten, als sie nach Valencia entfloh, sich hier unter den Schutz des O'Donnel stellte und das Ajuntamientogesetz nachträglich doch noch sanktionirte. Das half ihr indessen nichts, denn in Madrid selbst erhob sich das Volk in ihrer Abwesenheit am 1. September und proklamirte sich der Magistrat als provisorische Regierung. Die meisten Städte im Lande ahmten das Beispiel nach und Espartero erklärte sich am 7. September übereinstimmend mit der Tendenz dieser Insurrection. Nun blieb der Regentin nichts übrig, als am 16. Espartero zum Chef des Ministeriums zu ernennen, worauf er seinen Triumpheinzug in Madrid hielt. Die Cortes wurden aufgelöst, das Gesetz zurückgenommen.

Marie Christine selbst legte hierauf am 12. October die Regentschaft nieder, überließ sie bis zu den nächsten Cortes dem Siegesherzog und verließ das Land. Zu diesem Schritt wurde sie jedoch nicht bloß durch das Uebergewicht, welches ihr Espartero hatte fühlen lassen, und durch gekränkten Stolz veranlaßt, sondern auch durch Privatrücksichten. Sie hatte sich nämlich mit einem gemeinen Leibgardisten, Namens Munnoz, heimlich trauen lassen und diese mit Kindern schon gesegnete Verbindung setzte sie dem Spott und tausend Verlegenheiten aus. Damals schon wurde sie der Habgier beschuldigt, als habe sie den Staat um große Summen betrogen, die ihr zur Ausstattung ihrer illegitimen Kinder dienen sollten. Der Kronschatz, der ganz der jungen Isabella hätte bleiben sollen, wurde von ihr getheilt. Sie begab sich nach Rom, wo sie vor dem h. Vater wegen ihrer Verfolgung der Kirche in Spanien Abbitte that und begab sich dann nach Frankreich, um den Zeitpunkt abzuwarten, wo sie als Instrument Ludwig Philipps Gelegenheit finden würde, aufs neue in die Geschicke Spaniens einzugreifen.

Durch die Flucht des Don Carlos waren die Servilen, durch die der Königin Christine auch die Moderados entwaffnet, es blieben nun nur noch die Progressisten übrig, die sich auch allein bei den neuen Corteswahlen betheiligten. Aber es trat gleich wieder

ein neuer Gegensatz hervor, nämlich zwischen den ältern, mehr gemäßigten Progressisten und einer jungen Partei, die den Fortschritt ins Unendliche wollte. Espartero stand an der Spitze der erstern. Dieser General theilte mit den Liberalen den Haß und die Verfolgungssucht gegen die Kirche, war auch nicht scrupulös im Verfahren gegen die königliche Familie, besaß aber Herrschsucht und wollte den Ruhm haben, wie Sieger im Felde, so Hersteller der Ordnung im Frieden zu seyn. Begreiflicherweise wurde er von andern Generalen beneidet, die sich nun an eine andere politische Partei anschlossen, bald an die jungprogressistische, bald an die königliche, nur um den neuen Regenten zu stürzen. Mit einem Wort, Ehrgeiz und persönlicher Neid der Generale begann als wesentlicher Factor in die spanische Bewegung einzugreifen und den Principienstreit der Parteien mehr in den Hintergrund zu drängen. Von nun an erfolgten die Pronunciamentos d. h. revolutionären Kundgebungen auf eine immer mißbräuchlichere Art. Wo man irgend mit dem Gange der Regierung oder der Person der Regenten unzufrieden war, gleich pronuncirte sich eine Stadt oder eine Garnison. Man lärmte das Volk zusammen, ein Offizier, eine Magistratsperson ritt auf die Straße und las eine revolutionäre Erklärung ab, die bisherigen Behörden wurden gestürzt, eine neue Junta eingesetzt 2c. Solche Demonstrationen, die früher doch nur in wichtigen Krisen und einem Princip zu lieb gemacht worden waren, jagten sich jetzt durch persönliche Verhetzung selbst in kleinen und unbedeutenden Städten und würden Spanien in die unauflöslichste Verwirrung gebracht haben, wenn sie nachhaltiger gewesen wären, aber sie dauerten in der Regel nicht lange und ein Pronunciamento wurde immer bald über dem andern vergessen.

Am 8. März 1841 wurde Espartero als Regent von den neuen Cortes bestätigt, zum Vormund der jungen Isabella jedoch der „göttliche“ Arguelles ernannt. Um einer Meuterei zuvorzukommen, löste der Regent im Anfang des Octobers die Garden auf; die Meuterei brach aber dennoch aus. Die Generale Concha und Diego

Leon wollten die junge Königin entführen, aber sie wurden besiegt, Leon erschossen, Concha entkam. Ebenso scheiterten die Erhebungen O'Donnels, der ebenfalls entkam, in Pampelona, und des Montes d'Oca, welcher erschossen wurde. Glücklicher war der junge Oberst Prim, der den Regenten in den Cortes angriff und ihm eine hartnäckige Opposition machte. An der Spitze der jungprogressistischen Opposition standen übrigens Olozaga und Cortino. Espartero hatte nur die Mehrheit, aber nicht die besten Talente für sich. Auch schadete ihm seine falsche Stellung zur Königin, die als seine Gefangene angesehen wurde. Ludwig Philipp wollte, daß der französische Gesandte Salvandy sich nur bei der jungen Isabella, nicht beim Regenten beglaubige, und als Espartero es nicht zugab, mußte Salvandy rasch wieder abreisen. Auch an England fand der Regent keine ausreichende Stütze, denn England wollte, daß keine Regierung in Spanien je erstarke.

Eine päpstliche Allocution vom 1. März 1841, welche gegen die kirchenräuberischen Gesetze in Spanien protestirte, wurde von Espartero durch ein freches und höhnendes Manifest vom 30. Juli beantwortet.

Am 15. November 1842 wagten die äußersten Progressisten einen Aufstand zu Barcellona, dem aber das übrige Spanien nicht nachfolgte, so daß Espartero, der sich an Ort und Stelle begab, die Stadt durch ein Bombardement wieder zur Ordnung brachte. Allein seine Härte gegen die Aufrührer und mehrere willkührliche Maaßregeln, die er auch sonst traf, mehrten die Opposition gegen ihn, die ihn im Auslande auf alle Art verleumdete und schlecht machte. Er selbst hat wohl nicht daran gedacht, sich zum bleibenden Herrn Spaniens aufzuwerfen; da seine Regentschaft ohnehin nur bis zur Mündigkeitserklärung Isabellens im Jahr 1844 dauern sollte und dieser Termin näher rückte, bereiteten sich die Parteien darauf vor, ihn auszubeuten. Die junge Königin, im Jahre 1843 erst dreizehn Jahre zählend, war ganz ungewöhnlich körperlich entwickelt und ihre künftige Vermählung mußte hauptsächlich Zankapfel

der Parteien werden. Espartero war mit dem englischen Ministerium dahin einverstanden, daß Isabella mit einem nicht bourbonischen auswärtigen Prinzen vermählt werden sollte, um Spanien für immer dem Hause Bourbon zu entwinden. England hatte dabei einen kleinen deutschen Prinzen im Sinne, wie sie auf den Thron von Brüssel und Athen gesetzt worden waren, und würde dann die Vormundschaft über denselben angesprochen haben. Ganz anders dachte die Königin Mutter Christine, damals einverstanden mit Ludwig Philipp. Sie wollte Spanien um jeden Preis dem Hause Bourbon erhalten und Ludwig Philipp speculirte auf die Hand, wenn nicht der aufgedunsenen und häßlichen Isabella, doch auf die ihrer gesündern und schönern Schwester Luisa für einen seiner Söhne. Oberst Prim, in den Aufstand von Barcellona verwickelt, war nach Paris entflohen und machte von hier aus starke Umtriebe. Eine dritte Partei gruppirte sich aber in Madrid um den Infanten Franz de Paula, dessen ehrgeizige Gemahlin Luisa Carlotta einen ihrer Söhne mit der jungen Isabella vermählen, dadurch selbst Königin von Spanien werden und ihre Schwester, Marie Christine, für immer von Spanien fern halten wollte.

Der englischen Auffassung neigten sich die gemäßigten Progressisten, der französischen die Moderados, der dritten die äußersten Progressisten zu, weshalb sich auch Franz de Paula ungenirt in den Cortes auf ihre Bänke setzte.

Versuche, Espartero mit Olozaga und Cortino zu versöhnen, mißlangen. Als der erstere die Mehrheit in den Cortes verlor, löste er sie auf. Nun wieder Pronunciamentos in allen Provinzen. Im Norden erschien Prim und streute das Geld Christinens mit vollen Händen aus, um zunächst die spanischen Generale zu verführen. Zum Vorwand diente die angebliche Gefangenschaft Isabellens unter Esparteros Dictatur. Alle Parteien, was auch sonst ihr Zweck war, wollten sich vor allen Dingen des Dictators entledigen. Sein General Cortinez, der Catalonien vertheidigen sollte, ging zu Prim über. Nur Zurbano, der Prims ersten Angriff

überwältigt hatte, hielt sich noch treu. Aus Valencia wich Zabala, in Granada capitulirte Alvarez, fast der ganze Norden und Westen Spaniens erhob sich. Espartero selbst brach am 21. Juni 1843 mit 8000 Mann von Madrid auf, um die Insurrectionen nach einander zu dämpfen und wandte sich zuerst gegen Valencia, hier aber landete am 27. Narvaez, pflanzte in der sehr moderaten Stadt offen die alte Fahne der Moderados auf und fand solchen Zuzug, daß er schon zwei Tage später mit einer beträchtlichen Streitmacht ausziehen konnte, am 3. Juli den Vortrab Espartero's unter General Enna bei Teruel schlug und rasch vor Madrid selbst rückte. Zugleich zog Prim mit Serrano aus Catalonien herbei, den tapfern Zurbano vor sich herjagend, dem nur Sloane beistand, während Espartero selbst, am Siege verzweifelnd, lediglich seine Person in Sicherheit zu bringen suchte und nach Süden entfloh. Zurbano und Sloane wagten noch eine Schlacht, um Madrid gegen Narvaez zu vertheidigen, bei Torejon de Ardoz, wurden aber geschlagen, der letztere gefangen, am 18. Nun zog Narvaez, dessen Heer jetzt 30,000 Mann zählte, triumphirend in Madrid ein. Espartero fand im Süden noch eine letzte Stütze an van Halen, mit dem er jedoch in Cadix zu Lande und zu Wasser eingeschlossen wurde. Sie entkamen mit wenigen Begleitern nur mit Mühe nach Puerto Santa Maria, wo sie sich auf ein englisches Schiff retteten, während ihre treuen Reiter die Verfolger abhielten und sich für ihren Feldherrn opferten, am 30. Juli.

Diese wunderliche Revolution, von den äußersten Progressisten in den Cortes angefangen, endete unerwartet mit dem Siege der Moderados und constitutionellen Royalisten. Narvaez war jetzt, was Espartero gewesen, militärischer Machthaber, aber ungleich loyaler als sein Vorgänger und mit der Politik Christinens und Frankreichs einverstanden. Prim wurde Gouverneur von Madrid und zum Grafen von Reus erhoben. Moderados wurden nach allen Provinzen als Gouverneure geschickt, aber wenn Madrid durch die Anwesenheit zahlreicher Truppen eingeschüchtert war, so trotzten

doch die Progressisten in den Provinzen und es gab große Verwirrung. Olozaga und die gemäßigtsten Progressisten verständigten sich mit Narvaez, die extremen Progressisten aber verbanden sich jetzt mit den alten Anhängern Espartero's, mit denen sie kaum noch in blutigem Kampfe gelegen, gegen Narvaez. Man nannte diese neue Partei die der Ayacuchos. Sie pronuncirte sich zuerst in Barcellona, am 2. September. Prim wollte sie bändigen, wurde geschlagen, ließ aber die Stadt von der Citadelle und von der See her wieder furchtbar bombardiren. Dennoch behaupteten sich die Insurgenten hier unter ihrem General Amettler. Auch Saragossa empörte sich und hielt Stand gegen den Regierungsgeneral Concha.

Erst als am 10. November die junge Königin Isabella in den Cortes für volljährig erklärt wurde und den Eid auf die Verfassung leistete, zu welchem Zweck Olozaga's Partei mit Narvaez sich vereinigt hatte, wich der leidenschaftliche Zorn in den Provinzen wieder einer neuen Hoffnung und der Aufruhr erlosch allmählig, die insurgirten Städte capitulirten nach einander.

Zum Lohn für seine Hingebung wurde Olozaga an die Spitze des Ministeriums gestellt, allein seine Allianz mit den Moderados war zu unnatürlich, als daß sie lange hätte dauern können. Schon am 30. November bekam er seinen Abschied unter Umständen, die kein reizendes Licht auf den Hof der jungen Königin warfen. Er wurde, ohne allen Zweifel verleumderisch, beschuldigt, er habe Zwang gegen Isabellen angewandt, um sie zu einer Unterschrift zu nöthigen. Es war aber ein schändliches Complott der neuen Camarilla. Die Progressisten waren nicht mit Unrecht heftig erzürnt, Olizaga aber glaubte sein Leben selbst nicht mehr sicher und entfloh. Seine Partei unterlag in den Cortes.

Die moderate Camarilla glaubte nun, die Zeit sey gekommen, um die Königin Mutter aus ihrer Verbannung zurückzurufen, und sie wurde dazu feierlich durch eine Deputation eingeladen. Franz de Paula beeilte sich jetzt, seine intime Verbindung mit den Progressisten abzubrechen und sich Christinens Freunden wieder zu nä-

hern. Die Exaltation gegen das, für was man eben erst exaltirt gewesen, war so scandalös, daß der französische Gesandte, General Bresson, alle Hände voll zu thun hatte, sie zum Maaßhalten zu vermögen, weil Ludwig Philipps Regierung selbst wegen ihres Einflusses auf die jetzt herrschende Partei in Spanien durch die Scandale compromittirt wurde. Insbesondere bemühte er sich, den Prozeß niederzuschlagen, den man gegen Olozaga angefangen hatte und durch den allerlei Dinge zu Tage kamen, die der Camarilla nicht zur Ehre gereichten. England schickte jetzt gleichfalls einen neuen Gesandten, Sir Henry Bulwer, um dem französischen Einfluß die Waage zu halten und das schöne Spanien wurde der Schauplatz der heillosesten Intriguen. Aber nicht ohne daß die Zuckungen der Revolution und einiges Blutvergießen immer fortgedauert hätten. Im Februar 1844 pronuncirten sich mehrere Städte im progressistischen Sinn, Alicante, Karthagena, Malaga, Murcia, jedoch wurde die Ruhe bald durch Regierungstruppen wiederhergestellt.

Am 29. Januar 1844 starb Luisa Carlotta, welche gehofft hatte, durch die Vermählung ihres Sohnes mit Isabellen Königin Mutter zu werden, ganz unerwartet schnell und am 4. Februar hielt ihre Schwester Marie Christine, als faktische Königin Mutter, von Paris zurückkehrend ihren Triumphzug in Barcellona und am 23sten in Madrid. Am gleichen Tage starb daselbst der göttliche Arguelles. Die Wiederkehr Christinens und ihrer regentschaftlichen Leitung war längst von Narvaez, Prim 2c. in Paris mit Ludwig Philipp verabredet gewesen. Auch schien nichts natürlicher, als daß die unerfahrene Isabella von ihrer eigenen Mutter berathen würde. Das wurde von der Mehrheit der Spanier anerkannt und es bedurfte der ganzen Lüderlichkeit und Treulosigkeit der christinischen Verwaltung, um die Spanier aufs neue gegen die Mutter ihrer Königin in Zorn zu bringen. Christine begann damit, ihren Munnoz zum Herzog von Rianzarez und Grand von Spanien zu ernennen, und ihre hauptsächlichste Sorge war seitdem darauf gerichtet, dem Staate so viel Geld als möglich zu entziehen, um es

den vielen Kindern, die sie von Munnoz hatte, zuzuwenden. Im Uebrigen ließ sie Narvaez walten.

Narvaez hatte den besten Willen und große Energie. Er war Spanier von echtem Blute, daher der Kirche hold. Nachdem er in den guardias civiles eine Art Gensdarmerie geschaffen hatte, deren treffliche Disciplin weit bessere Ordnung hielt, als man sie bisher kannte, war sein Erstes, die verbannten Bischöfe zurückzurufen, eine Versöhnung mit dem heil. Stuhle anzubahnen, den von den Cortes befohlenen verfänglichen Eid aufzuheben, den die Geistlichen bisher hatten schwören müssen, und den Verkauf der geistlichen Güter zu sistiren. Auch zügelte Narvaez die progressistische Presse und fand die Cortes im October in ihrer Mehrheit seinem System geneigt, so daß er auf gesetzlichem Wege eine Revision der Verfassung von 1837 durchsetzte, welche die Macht der Cortes einschränkte und der Krone die ihr geraubten Prärogative zurückgab. Dagegen protestirte nun Espartero in London und in Spanien selbst brachen Verschwörungen aus. Der immer unruhige und ehrgeizige Prim war darein verwickelt und wurde verhaftet, und Zurbano, der zu Logronno pronuncirte, sammt Sohn und Schwager erschossen, im Januar 1845. Inzwischen fuhren die Cortes fort, die liberalen Gesetze der frühern Zeit umzuändern und alles in Spanien wieder mehr royalistisch und kirchlich zu stempeln. Ein Abkommen mit Rom im April konnte nicht zu Stande kommen, weil der Papst mehr forderte, als Narvaez nach den Umständen glaubte leisten zu können. Die Keckheit progressistischer Blätter strafte Narvaez durch strenge Kerkerhaft zweier ihrer Redacteure. Nach einer Reise, die er mit Christine und ihren beiden Töchtern nach Barcellona und dann nach Pampelona machte, wo sie Ludwig Philipps Söhne, die Herzoge von Nemours und Aumale, empfingen und wo große Heirathsumtriebe gemacht wurden, bekam er den Titel eines Herzogs von Valencia.

Allein seine Macht wurde durch Intriguen erschüttert. Sein Hauptfeind war Salamanca, ein Geldspeculant, der schon lange

die spanischen Finanzminister theils benutzt und verführt, theils verdrängt hatte, indem es ihm gelungen war, gegen Vorschüsse, die er der Regierung in Nothzeiten gemacht, die wichtigsten Staatseinkünfte zu pachten. Je ärmer der Staat wurde, desto reicher Salamanca. Eine solche Schmarozzerpflanze hatte noch zu Spaniens Unglück gefehlt. Jetzt breitete sie sich frech und immer weiter aus. Und das konnte nicht anders seyn, denn überall wird in dem Maaße, wie die Kirche sinkt und verfolgt wird, die Börse Meisterin und Tyrannin. Wenn Christus vor Gericht steht und zum Kreuze geschleppt wird, schüttelt immer Judas Ischarioth den vollen Beutel. Das ist Naturgesetz in der Weltgeschichte. Ohne den Unglauben unsres Jahrhunderts wäre nie ein Rothschild aufgekommen. Ohne den Kirchenraub in Spanien kein Salamanca. Der damalige Finanzminister Mons sah sich gezwungen, da jener Wucherer allein alle einträglichen Staatseinnahmen in Pacht hatte, die Steuern mit einer in Spanien unerhörten Strenge einzutreiben, was zu Aufläufen, selbst in Madrid, führte und der Regierung überhaupt Feinde weckte. Der progressistischen Opposition hatte sich unter dem Namen Puritanos eine zweite moderate Opposition zugesellt, welche in der Reaction nicht so weit, wie Narvaez, gehen, sondern die Verfassung rein bewahren wollte. Mit dieser nun verband sich Salamanca zum Sturze des Narvaez und erzeugte durch massenhafte Verkäufe spanischer Staatspapiere ein Sinken derselben, um die Regierung zu discreditiren. Zugleich gab es Verrath und Abfall im Ministerium selbst. Narvaez wurde zu dem Entschlusse gebracht, abzudanken, um das ganze Ministerium nach sich zu ziehen und dann ein neues zu bilden, im Januar 1846, aber er konnte sich mit der Königin über die neuen Minister nicht einigen und blieb nun abgesetzt, indeß sie Miraflores, einen Moderado, an die Spitze eines neuen Ministeriums stellte. Zwar schon im März wurde Narvaez auf seinen hohen Posten zurückgerufen, weil Miraflores nicht Muth genug hatte, die immer widerspenstiger gewordenen Cortes aufzulösen, aber wenige Tage nachher gerieth Narvaez

in Zerwürfniß mit Christine, wahrscheinlich wegen der Verheirathung der jungen Königin, wurde plötzlich entlassen, am 4. April und verließ Spanien sogleich.

Der neue Minister Isturiz gab der Presse wieder etwas mehr Freiheit und besiegte einen Soldatenaufstand des Oberst Solis in Galizien. Solis wurde gefangen und erschossen. Er hatte sich erhoben für Don Enrico, den zweiten Sohn des Infanten Franz de Paula, welcher damals sich viele vergebliche Mühe um die Hand Isabellens gab, aber aus Spanien verbannt wurde. Ein anderer annehmlicher Freier, Franz, Graf von Trapani, Sohn des Königs von Neapel, wurde von Narvaez begünstigt und hauptsächlich seinetwegen wurde Narvaez selbst entfernt. Als dritter Freiwerber meldete sich Karl Ludwig, Graf von Montemolin, Sohn des Don Carlos, dem dieser sein Vater feierlich alle seine Rechte auf den spanischen Thron abtrat. Eine Vermählung dieses Prinzen mit Isabellen würde die Legitimität der Thronfolge am besten hergestellt haben. Allein weder Frankreich, noch England duldeten diese Combination, die nur den nordischen Mächten günstig gewesen wäre. Sollte denn doch ein Bourbon Isabellens Gemahl werden, so waren nur Don Enrico und Graf Franz durch ihre körperliche und geistige Befähigung dazu geeignet. Da nun aber Ludwig Philipp durchaus Spanien für sein Haus gewinnen wollte, und es doch vor den übrigen Großmächten nicht wagen durfte, die junge Isabella mit einem seiner Söhne zu vermählen, brauchte er die Arglist, Isabellen einen körperlich und geistig gleich schwachen und unfähigen Gemahl auszusuchen, nämlich den ältesten Sohn des Franz de Paula, Francisco de Assis, dagegen aber ihre jüngere, gesündere und schönere Schwester Luisa mit seinem Sohn, Anton, Herzog von Montpensier, zu vermählen. Die Königin Mutter Christine scheint in diesen nichtswürdigen Plan eingewilligt zu haben, um im Namen ihrer Tochter selbst fortzuregieren, denn ein Schwiegersohn von mehr Verstand und Kraft würde ihr bald die Herrschaft über die Tochter und das Reich entwunden haben. Die

junge Isabella wollte den ihr aufgedrungenen Gemahl keineswegs haben. Auch hatte Narvaez sich dem Plane widersetzt, was ihm sehr zur Ehre gereicht. An der ganzen Intrigue war nur Ludwig Philipp und Christine betheiligt. England wurde in dieser Frage von Ludwig Philipp getäuscht und auf eine beleidigende Weise betrogen. Er hatte sich im September 1845 mit der Königin Victoria, die ihn im Schlosse Eu besuchte, persönlich dahin verständigt, daß die Heirath Montpensiers mit Luisa nicht eher vollzogen werden sollte, bis Isabella Leibeserben haben würde. Im Vertrauen hierauf reiste der von England dazu ausersehene junge Prinz Leopold von Coburg, Neffe des belgischen Königs, im Frühjahr 1846 nach Spanien, um sich Isabellen als Bewerber anzutragen. Diesen hielt Marie Christine, im geheimen Einverständniß mit Ludwig Philipp, mit freundlicher Geneigtheit hin, vereitelte aber den englischen Plan durch das fait accompli der gleichzeitigen Verheirathung Isabellens mit Francisco de Assis und Luisas mit Montpensier. Vergebens protestirte England, Ludwig Philipp erwiederte, das Uebereinkommen von Eu sey durch Leopolds Bewerbung alterirt und ungültig geworden.

Die Doppelhochzeit wurde am 10. October vollzogen. Allgemein ging das Gerücht, Isabella sey gegen ihren Willen zu der ihr stets verhaßt gewesenen Heirath mit ihrem Vetter gezwungen oder, nach einem andern Bericht, durch „Orgien" verführt worden. Gewiß ist, daß sie nach der Hochzeit ihren Gemahl nicht weniger mißachtete, wie vorher. Die Cortes stimmten ihrer Vermählung zu, nur gegen die ihrer Schwester erhob sich eine starke Opposition. Der Graf von Montemolin entwich damals aus Bourges und seine Anhänger standen in Catalonien auf, angeführt von Tristariz, der sich als kühner Guerillero gegen die Truppen der Königin bis ins folgende Jahr behauptete, endlich aber wieder verdrängt wurde.

England war in hohem Grade über Ludwig Philipps Treulosigkeit erbittert, durchkreuzte aber seinen Plan und machte seine Hoffnungen zu nichte, indem Palmerston an Bulwer, dem englischen

Gesandten in Madrid, ein geschicktes Werkzeug fand, um die Königin Isabella nicht nur dem französischen Einfluß zu entziehen, sondern auch für eine legitime Nachkommenschaft derselben zu sorgen, durch welche die Kinder Montpensiers die Aussicht auf die Thronfolge in Spanien verloren. Das alles wurde vermittelt durch den bildschönen General Serrano, den Abgott aller Spanierinnen, der in das intimste Verhältniß zu der jungen Königin trat und sie dahin zu bringen wußte, daß sie sich von ihrer Mutter losriß und die Regierung selbst übernahm. Hatte sich nun die Mutter bisher zu den Moderados gehalten, so hielt sich die Tochter begreiflicherweise an die Progressisten, die somit auf einmal wieder ans Ruder kamen und an die sich die Puritanos anschlossen. Das war vorlängst die englische Partei in Spanien gewesen.

Ein Versuch der Moderados, Serrano anzuklagen und zu entfernen, mißlang. Die Königin Mutter selbst reiste nach Paris, um sich bei Ludwig Philipp neuen Rath zu holen. Unterdeß trat Pacheco, bisher ein Puritano, an die Spitze des Ministeriums, in welches jetzt zum erstenmal auch der Wucherer Salamanca sich einstahl. Francisco, welcher den leeren Königstitel erhalten hatte, aber Unterthan der allein regierenden Isabella blieb, wurde auf ein Lustschloß entfernt, während Isabella selbst sich nur mit den Personen umgab, die ihr gefielen, und der altspanischen Hofetikette gänzlich entsagend ein überaus lustiges, ja scandalöses Leben führte. Als Francisco einmal im Juli 1847 in das königliche Schloß von Madrid zurückkehrte, wurde er gleich wieder ausgewiesen.

Narvaez ließ sich von Christine und Ludwig Philipp bewegen, nach Madrid zu gehen und den Versuch zu wagen, ob er die junge Königin nicht bessern könne. Allein es mißlang ihm. Da Pacheco selbst sich nicht länger compromittiren lassen wollte und abtrat, wurde Salamanca die Seele des Ministeriums und die Lüderlichkeit erreichte nun ihren Gipfel. Salamanca befahl sogleich, nicht nur mit dem Verkauf der geistlichen Güter zu beginnen, sondern auch sogar alle Gemeindegüter in Spanien zu verkaufen, um

die leere Staatskasse zu füllen, wobei er selbst aber durch Speculation das Beste gewinnen wollte. Kaum aber schien er im Amte festzusitzen, als er plötzlich am 4. October gestürzt und Narvaez an die Spitze des Ministeriums berufen wurde. Das kam daher, weil Isabella des Serrano müde geworden war und sich dem Oberst Gandara in die Arme geworfen hatte, einem Günstling des Narvaez und der Moderados. Narvaez drang aber darauf, daß Isabella wenigstens den äußern Anstand beobachte und brachte sie dahin, den König Francisco wieder im Schlosse aufzunehmen. Auch Christine kehrte jetzt zurück. Salamanca wurde angeklagt und fiel vor Angst in Ohnmacht, kam aber mit dem Schrecken davon, denn die Anklage wurde niedergeschlagen, wahrscheinlich, um nicht andere einflußreiche Personen zu compromittiren. Im Januar 1848 kam endlich auch Espartero wieder nach Spanien und söhnte sich öffentlich mit Narvaez aus, zog sich aber, da er nicht der erste im Cabinet werden konnte und der zweite nicht seyn wollte, auf seine Güter zurück. Narvaez blieb Meister der Situation.

Seine Mission war, Spanien in einer Zeit der tiefsten Zerrissenheit und Schmach zusammenzuhalten und wieder zu Ehren zu bringen. Die ungeheure Schwierigkeit seiner Aufgabe zwischen den beiden Königinnen, dem Parteihaß und den Intriguen des Auslandes entschuldigt die Flecken, die seiner Handlungsweise im Einzelnen ankleben. Im Ganzen war er der einzige wahre Mann, den Spanien damals hatte, der einzige gute Genius seines unglücklichen Vaterlandes.

Das benachbarte Portugal war in dieser langen Zeit kaum weniger von Parteiung zerrissen, wie Spanien. Auch hier standen sich liberale und conservative Tendenzen und der regierenden Königin ein legitimer Usurpater gegenüber. Wie aber in Spanien der französische Einfluß überwog, so in Portugal der englische.

Im Beginn des Jahres 1828 war (vgl. I. S. 101) die unmündige Maria da Gloria, Tochter des Don Pedro, des Kaisers von Brasilien, von ihrem Vater zur Königin von Portugal ernannt worden und in ihrem Namen regierte seine Schwester Isabella. Dagegen aber protestirte sein jüngerer Bruder, der damals nach Wien verbannte Don Miguel, der sich nach dem alten Gewohnheitsrecht der männlichen Nachfolge als den allein berechtigten Thronerben ansah. Marias Rechte wurden von England geschützt, Miguel hatte die nordischen Mächte hinter sich. Man versuchte ein Uebereinkommen. Don Pedro ließ sich gefallen, daß Miguel sich mit der jungen Maria verlobe und einstweilen für sie die Regentschaft übernehme. Zu diesem Behuf kam er von Wien nach Lissabon zurück und beschwur am 26. Februar die Verfassung, löste aber schon am 13. März die Kammern auf und erklärte die Charte Don Pedros für erloschen. Ein Aufstand des Obersten Pereira zu Oporto im Mai zu Gunsten der Charte hatte anfangs guten Fortgang, aber da sich der Klerus und das Landvolk für Don Miguel und den alten Absolutismus erklärten, wagten die constitutionellen Insurgenten nicht, Lissabon anzugreifen und ihre Häupter flohen nach England.

Am 17. Juni erklärte Don Miguel auch die von seinem Bruder verfügte Thronfolge für ungültig, sagte sich von jeder Verpflichtung gegen Don Pedro und Maria los und setzte sich als legitimer König mit absoluter Gewalt auf den Thron. Von nun an begann ein Schreckenssystem in Portugal, schlimmer als es in Spanien nach der zweimaligen Restauration Ferdinands VII. gewesen. Alle Liberalen, die nicht geflüchtet waren, schmachteten in Kerkern unter entsetzlichen Entbehrungen und Martern. Viele wurden hingerichtet. Der junge Tyrann freute sich an Grausamkeiten und übte seinen rohen Uebermuth selbst an den nächsten Verwandten, indem er z. B. öfters seine Schwester Isabella körperlich mißhandelte. Eine Verschwörung des General Moreira im Frühjahr 1829 wurde durch blutige Hinrichtungen bestraft, eine zweite eben so in Oporto. Als ein reicher

Mann, Roma, des Liberalismus verdächtig, gerade die Hochzeit eines seiner Söhne feierte, ließ Don Miguel das Haus umzingeln und alle Gäste in die schmutzigen Kerker des Fort San Julian werfen, wo sein Günstling, Tellez Jordao, die Gefangenen hungern ließ und auf alle erdenkliche Art quälte, um ihnen Geld abzupressen. Don Miguel bewohnte mit seiner Mutter Carlotta, die sein Verfahren billigte, den Pallast Queluz, nach welchem er seinen Liebling, einen ehemaligen Barbier, zum Herzog von Queluz ernannte. Aber die Mutter starb im Beginn des Jahres 1830.

Das englische Toryministerium gab sich viele Mühe, Don Miguel zur Vernunft zu bringen und war nicht abgeneigt, unter der Bedingung, daß er sich die englische Vormundschaft gefallen lasse, seine Rechte anzuerkennen. Aber er trotzte. Als Don Pedro 1829 die Azoren besetzen ließ, um von dieser Inselgruppe des altlantischen Meeres aus Portugal wiederzuerobern, war Wellington noch so gefällig gegen Don Miguel, daß er eine englische Flotte abschickte, um die Azoren zu bewachen und die pedristische Bewegung zu hemmen. Als aber Miguel dennoch sich nicht fügen wollte, gab England ihn auf und im März 1830 durfte Don Pedro auf Terceira, einer der Inseln, eine Regentschaft für Portugal ernennen, an deren Spitze Palmella und Villaflor standen. Zugleich war der liebenswürdige junge Prinz August von Leuchtenberg, dessen Schwester Don Pedros Gemahlin war, bei einem Besuch in Brasilien veranlaßt worden, sich mit der jungen Maria zu verloben. Im folgenden Jahre 1831 wurde Don Pedro selbst durch eine Revolution genöthigt, die Krone von Brasilien seinem zarten Sohne Pedro II. zu überlassen, bekam aber eben dadurch Zeit und Lust, die Sache seiner Tochter in Portugal persönlich auszufechten, begab sich selbst nach Terceira und segelte von da mit einer wohlausgerüsteten Armee und Flotte ab.

Don Miguel erwartete ihn vor Lissabon, aber Don Pedro landete am 8. Juli 1832 zu Oporto, wo man ihn mit lautem Jubel empfing. Miguel schickte ihm eine Armee entgegen und hielt

ihn das ganze Jahr hindurch in Oporto eingeschlossen. Erst als der englische Abentheurer Napier an die Spitze der pedristischen Flotte gestellt wurde und die miguelistische in einem Seesieg bei Cap Vincent fast vernichtete, wurde es möglich, im Juli 1833 auch eine Landarmee von Oporto aus einzuschiffen und gegen Lissabon zu führen. Nach einem blutigen Gefecht, in welchem Tellez Jordao fiel, räumte Don Miguel die Hauptstadt in der Nacht des 23. Juli und am 28. zog Don Pedro ein. Zwei Monate später langte auch seine Tochter Maria aus London an. Nun trat zwar der durch die Julirevolution vertriebene französische Marschall Bourmont an die Spitze der Miguelisten und wagte noch einen Angriff auf Lissabon, wurde aber abgeschlagen, am 10. October. Dennoch behauptete sich Don Miguel immer noch in der Provinz.

Da gleichzeitig auch Don Carlos in Spanien als Usurpator auftrat und gemeine Sache mit Don Miguel machte, schlossen England und Frankreich mit den Königinnen von Spanien und Portugal am 22. April 1834 die schon erwähnte Quadrupelallianz, welche die beiden Prinzen so entmuthigte, daß sie sich in einem Vertrage zu Evoramonte am 26. Mai verpflichteten, der erstere gegen einen Jahrgehalt, die pyrenäische Halbinsel zu verlassen. Don Miguel ging nach Rom. Bald darauf, am 24. September, starb Don Pedro, nachdem er die liberale Charte hergestellt hatte. Sofort vermählte sich seine Tochter Maria mit dem Prinzen August von Leuchtenberg, im Januar 1835, aber auch dieser starb plötzlich an einer Erkältung schon am 28. März. Damals soll der junge Prinz Louis Napoleon Lust bezeugt haben oder veranlaßt worden seyn, um die Hand der erst 16jährigen Wittwe zu werben. Allein dieser Plan kam nie zur Ausführung, da England ihr sogleich seinen Candidaten, den Prinzen Ferdinand von Coburg zuführte, der damals erst 19 Jahre zählte, und mit dem sie sich rasch vermählte. Sie behielt die Souveränetät, er bekam nur den Titel König und ihre Ehe wurde mit sechs Kindern gesegnet.

Aber die Parteiwuth ruhte noch nicht. Kaum war das mi-

guelistische Extrem besiegt, als auch schon das entgegengesetzte demokratische hervortrat. Im September 1836 erhob sich eine Partei, der die pedristische Verfassung zu gemäßigt war, für die von 1820 und zwang die Königin, diese Verfassung herzustellen. Das war eine Bewegung gleich derjenigen der Progressisten in Spanien gegen die Moderados; die siegende Partei aber hieß man seitdem die Septembristen. Doch gelang es 1838 die Verfassung zu amendiren und namentlich das königliche Veto wiederherzustellen. Villaflor, zum Herzog von Terceira erhoben, blieb die Seele der Regierung. Inzwischen kamen immer noch Unruhen vor und 1844 wurde ein Soldatenaufruhr unterdrückt. Doch erst 1845 erlebte Portugal wieder eine größere Revolution. Sie wurde von den Miguelisten begonnen und nachdem diese mit Hülfe der Demokraten geschlagen waren, durch die Demokraten selbst fortgesetzt. Zwischen beiden Extremen in der Mitte rath- und machtlos suchte die Königin auswärtige Hülfe nach und eine englische Flotte unter Parker leistete dieselbe. Da die Truppen der Königin in mehreren Schlachten im Laufe des Jahres 1846 siegten, verbanden sich endlich die Miguelisten mit den Septembristen unter Bandeira und Antes gegen die Königin, aber der erstere wurde zur See von Parker geschlagen und gefangen, der letztere capitulirte. Auch Spanien leistete der Königin Maria Beistand, die nun in ihr Ansehen hergestellt wurde und Saldanha zum ersten Minister erhob, 1847.

Im Ganzen war die Geschichte Portugals damals nur ein blasseres Nachbild der spanischen. Der alte ländliche und kirchliche Frieden wurde grausam zerstört und die neue liberale Bildung konnte doch nicht einwurzeln. England allein hatte den Vortheil davon, indem es den ganzen Handel Portugals an sich riß.

Drittes Buch.

Kirchliche Erhitzungen in Deutschland.

Nachdem durch Metternichs Geschick und unter der Mitwirkung Rußlands die politische Bewegung in Deutschland in den dreißiger Jahren wieder unterdrückt worden war, warf sich die Gährung in das kirchliche Gebiet und traten auf einmal, was seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war, die großen Kirchenfragen in den Vordergrund.

Fast unmerklich war die katholische Kirche wieder erstarkt. Die Wiederherstellung des Papstes nach Napoleons Sturz, die unter den Dornen des Hasses doch neu aufblühende Gesellschaft Jesu, die Missionen in Frankreich, die Begünstigung der Kirche unter Karl X., die Energie der klerikalen Partei in Belgien übten auf Deutschland Einfluß und machten dem bessern Theil des deutschen Klerus Muth, allmählig den unvermeidlich gewordenen Kampf sowohl mit der bisherigen Staatsomnipotenz, als auch mit dem Unglauben der Zeit aufzunehmen. Im katholischen Deutschland, Oesterreich ausgenom=

men, war ein neuer kirchlicher Geist erwacht, lehrten Möhler, Görres ꝛc., wurde nach und nach die Jugend für die heilige Sache der Kirche begeistert und nahm sich König Ludwig von Bayern ausdrücklich und im Sinne seiner berühmten Ahnen derselben Sache an. Mehr aber als alles hat unstreitig der Eckel und Abscheu, welchen die immer zunehmende Verwilderung im ungläubigen Lager erweckte, die katholische Bewegung gefördert. Der Unglauben des philosophischen Jahrhunderts war theils in der Hegel'schen Philosophie auf eine Spitze getrieben, von der nur noch ein Rückweg möglich war, theils durch die Schule und Presse so ins Breite verflacht und verseichtet, daß kein edleres Gemüth und kein höherer Geist diese Gemeinheit der Denkungsart länger aushalten konnte.

Noch ließ nichts die innerliche Erstarkung der katholischen Kirche in Deutschland ahnen, als sie sich in einem Streite mit der Staatsgewalt und zwar in Preußen plötzlich offenbarte. Dieser Streit ist auch insofern von hohem Interesse gewesen, weil sich an ihm zum erstenmal die Unnatur der Parität herausstellte. Die Staatsmänner des Wiener Congresses hatten die Bevölkerungen ohne alle Rücksicht auf Nationalität und Confession an die Dynastien vertheilt und man hat nur die Wahl, sie deßfalls entweder einer Verblendung anzuklagen, oder eine hinterlistige Absicht zu suchen. Wohl mag es seyn, daß die Metternich'sche und russische Politik absichtlich Preußen um seine natürlichen protestantischen Antheile in Sachsen, Ostfriesland, Anspach und Bayreuth brachte und ihm dagegen die katholischen Rheinlande und Westphalen anhing, um es künftighin durch eine katholische Opposition zu beunruhigen und zu hemmen. Ganz eben so hatte man Bayern confessionell getheilt und dadurch für alle Zukunft geschwächt.

Die Anwesenheit junger altpreußischer, also protestantischer Beamter und Officiere im katholischen Westen der Monarchie führte natürlicherweise viele Heirathen der erstern mit katholischen Mädchen, also gemischte Ehen herbei. In Bezug auf solche hatte der König bereits im Jahre 1803 für seine damaligen Provinzen ein

Edikt erlassen, wonach überall des Vaters Wille über die Religion seiner Kinder entscheiden soll. Die katholische Kirche dagegen mißbilligt die gemischten Ehen überhaupt und verlangt, wenn sie dennoch geschlossen werden, wenigstens die Erziehung der Kinder im katholischen Glauben. Das brachte schon ein päpstliches Breve von 1817 in Erinnerung und ein anderes von 1825. Auf das letztere antwortete die preußische Regierung mit einer Erinnerung an ihr Edikt von 1803. Uebrigens unterhandelte man und Papst Pius VIII. erließ am 25. Mai 1830 ein Breve, worin er nachgebend zugleich das Recht der Kirche reservirte in Sätzen, die einer doppelten Auslegung fähig waren. Deßhalb hielt es die Regierung für rathsam, sich heimlich mit den Landesbischöfen zu verständigen und die letztern erklärten sich in einem Vertrage vom 19. Juni 1834 bereit, der Interpellation der Regierung und dem bisherigen Staatsgesetze von 1803 gemäß zu handeln. Man hat beiden Theilen dieses heimliche Abkommen nachher bitter vorgeworfen, indeß lag demselben wohl die gutgemeinte Absicht zu Grunde, einen offenen Bruch zwischen Kirche und Staat, Rom und Berlin, und allen Skandal und große Aufregung zu vermeiden. Als im Sommer 1835 der Erzbischof von Köln, Graf Spiegel, starb, nahm sein Nachfolger, Clemens August Droste zu Vischering, noch keinen Anstand, sich auf das Uebereinkommen vom 19. Juni verpflichten zu lassen. Mittlerweile aber verdammte der Papst die unter Spiegel auf der Universität Bonn herrschend gewordene Lehre des (1831 verstorbenen) Professors Hermes, der zwar dem katholischen Dogma nicht entgegentrat, es aber der Vernunftkritik unterwarf. Und zwei Jahre später im März 1837 beschwerte sich der Papst über das geheime Abkommen vom 19. Juni. Durch diese Vorgänge fand sich nun der neue Erzbischof bewogen, am 31. October 1837 der Regierung zu erklären, er könne sich fernerhin an jenes Abkommen nur so weit binden, als es mit dem Breve von 1830 nicht collidire. Da er nun auch dem Ansinnen, sein Amt niederzulegen nicht entsprach, machte die Regierung kurzen Prozeß und ließ ihn am 20. Novem-

der aus Köln unter militärischer Begleitung nach der Festung Minden bringen.

Dieser Act erregte ungeheures Aufsehen. Die Stadt Köln verhielt sich ruhig, aber unter allen Katholiken, nicht nur am Rhein, herrschte tiefe Aufregung der Gemüther. Einigermaßen hing damit zusammen, daß am 4. November König Ludwig von Bayern das Ministerium Wallerstein entließ und durch das streng katholische Ministerium Abel ersetzte. Am 10. December erklärte sich Papst Gregor XVI. in einer Allocution sehr energisch für das im Erzbischof von Köln verletzte Recht der Kirche, und der preußische Gesandte Bunsen mußte um so gewisser Rom verlassen, als er das Berliner Cabinet über den Papst getäuscht und immer verheißen hatte, derselbe werde nachgeben. Alle Zeitungen waren voll von Artikeln über die „Kölner Wirren“, eine Menge neuer kirchlicher Blätter tauchten aus diesem Anlaß auf und Brochuren in unglaublicher Zahl, unter denen die kleine Schrift „Athanasius“ von Görres bei weitem die größte Wirkung hervorbrachte, denn sie war im katholischen Geist mit Flammen geschrieben, wie früher der rheinische Merkur. Im Allgemeinen zeigte sich in diesem großen literarischen Kampfe, daß die katholische Partei über alle Erwartung stark und einig war, während ihre wenn auch noch so zahlreichen Gegner doch von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgingen und die Vertheidiger der Regierung sich gern oder ungern die Waffenbrüderschaft der jede Religion verhöhnenden, beschnittenen oder unbeschnittenen Literaturjuden mußten gefallen lassen.

Am 30. Januar 1838 ahmte Erzbischof Dunin von Posen das Beispiel des Kölners nach und erklärte seinem Klerus, er werde fortan nur das Breve von 1830 in Fällen gemischter Ehen zur Richtschnur nehmen. Da auch er nicht nachgab, wurde er 1839 nach Berlin gerufen und dort festgehalten, entkam aber nach Posen, von wo man ihn am 6. October unter militärischem Geleit nach der Festung Colberg brachte.

König Friedrich Wilhelm III. hielt den kirchlichen Sturm mit

unbeugsamer Festigkeit aus. In Köln wurde der friedsame Hüsschen mit Zustimmung des Papstes Bisthumsverweser und jeder weitere Conflict vermieden. In Posen dagegen kamen viele Fälle vor, in denen der Klerus sich weigerte, gemischte Ehen einzusegnen. Sie wurden nun einseitig von evanglischen Geistlichen eingesegnet. So blieben die Dinge unentschieden, während die äußere Ruhe, unbedeutende Aufläufe in Köln, Coblenz und Cleve ausgenommen, nirgends gestört wurde, die innere Gährung in den Geistern aber fortdauerte.

In dasselbe Jahr 1837 fiel die Vertreibung einiger hundert Zillerthaler aus Tirol. Dieselben waren protestantisch geworden und verlangten freie Religionsübung. Die Stände von Tirol erklärten sich dagegen (14. Mai) und der Kaiser hielt es, um Haß und Kampf im Lande zu verhüten, für gerathener, die Zillerthaler Protestanten ins schlesische Riesengebirge auswandern zu lassen, wo ihnen der König von Preußen eine neue Heimath angewiesen hatte. Auch dieser Handel machte viel böses Blut.

Die plötzliche Wiederkehr „mittelalterlicher“ Dinge, hierarchischer Anmaaßungen, erschien in jener Zeit und zumal in Preußen um so wunderbarer, als sich die Bildung hier schon längst über jede Kirche, auch die evangelische, hinweggesetzt hatte und es nicht Wenige gab, die in Prosa und Versen den Untergang des Christenthums überhaupt verkündeten. Ich habe früher schon (Th. I S. 38 f.) den tiefen Verfall des Glaubens im protestantischen Deutschland geschildert. Durch die Union war die Orthodoxie erschüttert, der Glaubensinhalt zweifelhaft geworden. Die ältere Generation der Kirchen- und Schulmänner pflegte noch den seichtesten Rationalismus, gegen dessen berühmte Vorkämpfer Gesenius und Wegscheider in Halle der noch junge Hengstenberg in Berlin zum erstenmal 1830 in kühner Polemik auftrat, was damals noch großen Muth erforderte und ihm die furchtbarsten Schmähungen und Verleumdungen zuzog. Die jüngere Generation pflegte das Hegelthum. Noch immer leitete Altenstein Cultus und Unterricht im Geiste

Hegels, dessen Schüler in vollem Besitz der Macht blieben und unerträglich anmaßend waren. Zwischen diesen großen Parteien, welche beide in der Vernichtung des positiven Christenthums wetteiferten, bildeten die Schüler Schleiermachers, die sich mehr dem Positiven näherten, doch nur eine schwache und schwankende Minderheit. In Sachsen übte der alte Rationalismus unter Ammon, Bretschneider, Röhr eine wahre Tyrannei, eben so in Baden unter Paulus. In Württemberg hatte sich die gelehrte theologische Schule des Prof. Bauer ganz im Hegelschen Geiste gebildet und aus ihr ging Dr. Strauß hervor, der 1835 in seinem berüchtigten „Leben Jesu" die Evangelien für Mythen, Volkssagen, Fischeranecdoten erklärte. Sein Buch wurde mit einem Sturm von Beifall bedeckt, überall gepriesen und verbreitet und veranlaßte eine unzählbare Menge von populären Schriften, in denen die antichristliche Lehre der Jugend und den Ungebildeten vermittelt wurde. Im Jahre 1837 begann Arnold Ruge in Halle die „Halle'schen Jahrbücher", die er ein Paar Jahre später nach Leipzig verlegte, um von der preußischen Regierung weniger genirt zu seyn, ein Journal, in dem die junghegelsche Partei ganz so offen wie Strauß den Schleier zerriß, den die Althegelianer über die wahre Tendenz ihres Meisters gedeckt hatten, und mit viel Talent und noch mehr Frechheit das Christenthum angriff. Das Jenseits sey eine Lüge, Gott existire nur in unserm eigenen Geist, jeder Geist sey dem andern gleich, daher Demokratie der allein wahre Staat rc. Am feurigsten begann in diesem Sinne Feuerbach zu schreiben. Die Hegelsche Philosophie, früher Schooßkind des Berliner Hofes, wurde auf einmal die Doctrin des politischen Radicalismus und gewann auf diese Weise eine neue und weite Verbreitung.

In der Schule herrschte derselbe Geist der Verneinung. Dinter und Diesterweg beherrschten durch die Schullehrerseminare den ganzen Volkslehrerstand und der letztere fanatisirte sich von Jahr zu Jahr tiefer in einen wahnsinnigen Haß gegen das Christenthum hinein. Seiner Meinung nach sollte die Kirche aufhören und es

keine Priester mehr geben, aufgeklärte Schullehrer allein sollten das Volk zum Menschheitsideal erziehen durch Philosophie und Naturwissenschaft.

Natürlicherweise mußten sich die Juden einmischen, wo so großer Abfall vom Christenthum ihnen Straflosigkeit sicherte. Börne, ein Jude aus Frankfurt am Main, hatte in seinem tiefen Groll gegen Deutschland etwas Tragisches, während in Heine, einem Juden aus Hamburg, die ganze Frivolität und witzige Niederträchtigkeit Kotzebues wieder zum Vorschein kam, gepaart mit dem giftigsten Haß gegen das Christenthum. Durch ihre wohlfeilen Sarkasmen gegen die deutschen Fürsten sicherten sie sich die Bewunderung der liberalen Opposition. Um bequemer über Deutschland schimpfen zu können, ließen sich beide in Paris nieder, wo sie gestorben sind. Aus ihren Nachahmern ging seit 1835 eine literarische Coterie hervor, die sich „das junge Deutschland" nannte und die „Rehabilitation des Fleisches" als das bezeichnete, was dem Christenthum entgegengesetzt werden müsse. Diese „Juden und Judengenossen" bemächtigten sich der Unterhaltungspresse. Ueberall tauchten Judennamen in der Literatur auf und durchzog den deutschen Dichterwald ein unausstehlicher Judengeruch.

Unter den ernsteren Dichtern äußerte sich der Schmerz über die getäuschten Hoffnungen der Nation, die Langeweile am Polizeistaat, das Mitgefühl für die unterdrückten Nachbarvölker in der Manier des Lord Byron und wurde als „Weltschmerz" oder „Europamüdigkeit" Mode. Andere waren unglücklich, weil sie ihre Eitelkeit nicht befriedigt fanden. Eine ästhetische Fraction der Hegelianer wollte das Christenthum durch einen „Cultus des Genius" ersetzen und vergötterte ausschließlich das Talent. Da war mancher, der nach Göthe's Tode (1832) dessen Stelle als erster Dichter der Nation einzunehmen trachtete. Immermann und Platen ärgerten einander desfalls als Rivalen zu Tode. Lenau sog aus allen Sünden und Schmerzen der Zeit wie aus Blumen das Gift des Wahnsinns.

Die seit dem Frankfurter Attentat eingeschlummerte politische Aufregung erneuerte sich in demselben Jahr 1837, in welchem die kirchliche begann, durch den Umsturz der Verfassung in Hannover. Hier war nach dem Tode Wilhelms IV. von England dessen Bruder Ernst August, Herzog von Cumberland, den frühern europäischen Verträgen gemäß zum erstenmal als von England unabhängiger König inthronisirt worden. Dieser stolze Herr aber, ein altes Haupt der Tories, achtete sich nicht an die Verfassung des Landes Hannover gebunden und hob sie aus souveräner Machtvollkommenheit auf, am 1. November. An die Stelle dieser 1833 eingeführten Verfassung wollte er die von 1819 setzen und ließ deshalb Neuwahlen ausschreiben. Nur sieben Professoren der Universität Göttingen (Dahlmann, die beiden Brüder Grimm, Gervinus, Ewald, Albrecht und Weber) protestirten, „weil es ihnen als Lehrer der Jugend am wenigsten anstehen würde, mit Eiden zu spielen.“ Sie wurden sämmtlich abgesetzt, die Wahlen vollzogen, die Stände am 20. Februar 1838 versammelt. Nun bezweifelten aber die Deputirten (mit 34 gegen 24 Stimmen), ob die frühere Verfassung rechtmäßig aufgehoben sey? und als der König sie heimschickte, beschloßen noch 28 Mitglieder die Appellation an den deutschen Bund. Auch der Magistrat von Osnabrück, den Bürgermeister Stüve an der Spitze, die Stadt Hildesheim und mehrere Landgemeinden protestirten. Die sieben Professoren wurden aus allen Theilen Deutschlands mit Lorbeerkränzen überschüttet und erhielten bald wieder ehrenvolle Anstellungen. In mehreren deutschen Kammern, von mehreren Juristenfakultäten wurde das Verfahren des Königs von Hannover als rechtswidrig bezeichnet. Als der König beim Bundestag namentlich über die Tübinger Fakultät Beschwerde führte, weil sie den Hannoveranern das Nothwehrrecht der Steuerverweigerung zuerkannt hatte, nahmen die Gesandten von Bayern, Sachsen und Württemberg offen Partei gegen Ernst August. Obgleich nun alles blieb, wie es war, der Bundestag nicht einschritt, der König von Hannover nicht nachgab, sondern mit seinem neuen

Minister Scheele unbekümmert um alle Oppositionen fortregierte, so trug doch dieser Handel nicht wenig bei, die Loyalität der öffentlichen Meinung zu schwächen und das Ansehen sowohl der Souveräne, wie der Constitutionen in den Mittelstaaten zu compromittiren. Das erstere, sofern drei Könige sich gegen den vierten auf die Seite der Opposition stellten. Das andre, sofern bei allem Geschrei für die Aufrechterhaltung einer beschworenen Constitution die faktische Verletzung derselben doch nicht gehindert wurde. Solche Thatsachen, welche einen tiefen Eindruck zurückließen, muß man im Auge behalten, um sich das Aufkommen einer demokratischen Partei in Deutschland zu erklären, die weder von den Fürsten, noch auch von dem Liberalismus der Kammern etwas wollte. Damit hängt die sarkastische Aufnahme einer Aeußerung des damaligen preußischen Minister von Rochow zusammen. Die Stadt Elbing in Preußen hatte eine Adresse für die sieben Göttinger erlassen und der Minister ihr diese Anmaßung in einem Rescript verwiesen, worin es wörtlich hieß, die Elbinger vermöchten in ihrem „beschränkten Unterthanenverstande“ Regierungsmaßregeln gar nicht zu beurtheilen. Der Empfänger hing das Rescript unter Glas und Rahmen auf und alles strömte zu, es zu sehen. Ganz Deutschland lachte und Rochow hatte nur den Zopf hergehalten, um ihn sich abschneiden zu lassen.

Das Jahr 1840 wurde für Deutschland in vieler Beziehung bedeutsam. Wegen der ägyptischen Frage (Band I. S. 274) war Frankreich mit den Großmächten in Conflikt gekommen und der damalige Chef des französischen Ministeriums, der kleine Thiers, drohte, wenn auch nur zum Scheine, mit einem europäischen Kriege. Dadurch wurde der deutsche Bund allarmirt und die Bundesmilitärcommission aus ihrem langen Schlafe geweckt. Man sorgte für Kriegsbereitschaft, musterte in der Gegend von Mannheim das achte Armeecorps (Württemberger, Badener und Darmstädter) und ging endlich daran, die schon vor 25 Jahren beschlossene, noch fehlende Bundesfestung zu bauen. Weil aber in dieser langen Zeit das

dafür bei Rothschild deponirte Capital durch die aufgelaufenen Zinsen verdoppelt worden war, entschied man sich, zwei Festungen, statt einer, zu bauen. Bisher hatte nämlich Oesterreich immer nur Ulm bauen wollen, wogegen aber Württemberg protestirte, weil der Feind muthmaßlich, je länger sich Ulm hielte, desto länger im Württemberger Lande liegen bleiben würde. Jetzt überließ man Preußen die Entscheidung und dieses schlug vor, Ulm zu bauen, aber auch zugleich Württemberg durch den Bau von Rastadt zu schützen. Beide Festungen sind seitdem wirklich gebaut worden, wenn gleich nach 17 Jahren immer noch nicht fertig. Den französischen Rednern und Journalisten, die damals einstimmig das linke Rheinufer wieder mit Frankreich vereinigen wollten, antwortete ein junger Mann, Namens Becker, mit einem Rheinliede, dessen Refrain war: „sie sollen ihn nicht haben," nämlich den Rhein. Das trug ihm lauten Beifall und Ehrengeschenke, namentlich vom König Ludwig von Bayern ein. Doch waren andrerseits die liberalen Sympathien für Frankreich in Deutschland so stark, daß der arme Dichter um seines treu gemeinten Liedes willen auch argen Spott erfuhr.

In demselben Jahr 1840 am 7. Juni starb König Friedrich Wilhelm III. von Preußen und folgte ihm sein Sohn Friedrich Wilhelm IV. War der Vater ernst, einsylbig, mürrisch gewesen, so strahlte dagegen der Sohn von Geist, Beredsamkeit und Heiterkeit und weckte bei Jedermann die Erwartung großer Aenderungen im bisherigen preußischen Systeme. Ich fasse zuerst die Seite seines Wesens auf, die dem Gesammtvaterlande zugeneigt war. Der neue Preußenkönig bewahrte den patriotischen Erinnerungen des Jahres 1813 warme Sympathien, hierin wetteifernd mit dem König Ludwig von Bayern, seinem Schwager. Er ließ alle noch verhafteten s. g. Demagogen der dreißiger Jahre frei. Er berief sogleich Boyen und den alten Arndt in die Aemter zurück, die ihnen seit den Karlsbader Beschlüssen genommen waren, befreite den alten Turnmeister Jahn von dem Zwange, in dem er bisher immer noch

zu Freiburg an der Unstrut hatte leben müssen, nahm auch den durch das Wartburgfeuer bekannten Maßmann nach Berlin und betheiligte sich lebhaft bei den Bundesverhandlungen in Bezug auf die Vertheidigung Deutschlands und den Bau der Festungen. Mit seinem persönlichen Freunde, dem Herrn von Radowitz, war er schon als Kronprinz über manche Wünsche, eine bessere Einigung des deutschen Bundes betreffend, einverstanden.

Indem er als deutscher Bundesgenoß die bisherige Einseitigkeit und Engherzigkeit des preußischen Systems aufgab, that er dasselbe auch in den kirchlichen Fragen. Er ließ die Erzbischöfe von Köln und Posen frei. Der erstere wurde nur ersucht, nicht mehr nach Köln zurückzukehren und sich dem gütlichen Uebereinkommen zu fügen, nach welchem der Papst den bisherigen Bischof von Speier, Herrn von Geissel, für den Kölner Stuhl ernannte. Auch wurde den Bischöfen in allen rein geistlichen Angelegenheiten der freie Verkehr mit Rom gestattet. In aller Weise gab der König zu erkennen, daß er seinen katholischen Unterthanen gerecht zu werden wünsche. In demselben Sinne machte er auch das an den Altlutheranern begangene Unrecht wieder gut und ertheilte denselben nach so langer und grausamer Verfolgung zum erstenmal Religionsfreiheit. Da sammelten sich die Zersprengten wieder in Schlesien und traten längst abgesetzte Pfarrer aus dem Dunkel des kleinen Tagewerks, mit dem sie sich kümmerlich genährt, wieder auf die Kanzel. Ein panischer Schrecken aber und eine Aufwallung tiefster Erboßung ging durch die langen Reihen der bisher herrschenden Partei des Unglaubens. Das Regiment der Hegelianer war zu Ende. Der Christushaß galt nicht mehr als erste Bedingung der Beförderung zu Lehrämtern. Einer je furchtbareren Opposition sich der neue König in dieser Beziehung aussetzte, weil die ungeheure Mehrheit der Gebildeten und selbst der Beamten der Gewohnheit des Unglaubens verfallen war, um so mehr ist die Festigkeit zu ehren, mit welcher er in einer langen stürmischen Regierung den Glauben geschützt hat.

Eine zweite Opposition, stark, aber loyaler, fand er bei den Constitutionellen, welche jetzt endlich das seit 1815 unerfüllt gebliebene Versprechen einer preußischen Reichsverfassung erfüllt sehen wollten. Diese Opposition begann in Ostpreußen. Der König reiste nach Königsberg, um sich hier in der Wiege der preußischen Souverainetät nach alter Sitte huldigen zu lassen. Aber drei Tage vor der Huldigung überreichten ihm die ostpreußischen Provinzialstände unter dem Einfluß und Vorantritt des alten Patrioten Oberpräsidenten von Schön eine Bitte um die Reichsverfassung, am 7. September. Er antwortete ablehnend, weil er eine Repräsentativverfassung für unzweckmäßig und gewagt halte und den historischen Boden der ständischen Gliederung und Provinzialvertretung nicht verlassen wolle. Inzwischen hätte sich auch auf diesem historischen Boden eine Reichsverfassung aufbauen lassen und man konnte der französischen Atomystik mit ihren Wahlen nach Census und Köpfen entbehren, ohne daß deshalb eine Gesammtvertretung aller ständischen und provinziellen Interessen in einem Reichstage in Preußen unmöglich gewesen wäre. Allein es gab hier noch ein tiefer liegendes Hinderniß. Preußen war groß und mächtig geworden durch sein Cabinet, seine Armee, seine Bureaukratie, mit einem Wort durch die Einheit des Willens und der Macht gegenüber der Zerfahrenheit des deutschen Reichs und dessen vielgliederigem Organismus. Die Einheit und Macht Preußens konnte nun kaum durch einen Reichstag vermehrt und gestärkt werden, in welchem voraussichtlich die entgegengesetztesten liberalen und katholischen Oppositionen in die Staatsmaschine hemmend eingreifen würden. Daher das Sträuben des Königs.

Inzwischen ging die Huldigung am 10. September in Königsberg vor sich und weckte großen Enthusiasmus, da der König auf offenem Platz vor dem Volk eine feurige Rede hielt, worin er gerecht und milde zum Wohl Aller zu regieren gelobte und am Schlusse sagte: „Bei uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, im Streben aller Stände. Aus diesem Geist entspringt unsre Wehr-

haftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott Preußen erhalten, mannigfach und doch eins, wie das edle Metall, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen doch nur ein einziges und edles ist, keinem andern Rost unterworfen, als dem verschönernden der Jahrhunderte.“ Einen Monat später, am 15. Oktober, empfing er die Huldigung der übrigen Provinzen zu Berlin und hielt vom Balkon des Schlosses aus abermals eine feurige Rede, worin er das Volk beschwor, es möge ihm beistehen, „Preußen zu erhalten, wie es ist und wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll.“ Er forderte ein Ja! vom Volk, das ihm die Umstehenden zuriefen; die Entfernteren wußten, zumal da es in Strömen regnete, nicht gleich, was vorging. Die Geschichte wird dem König das Zeugniß nicht versagen, daß er besser als irgend einer in der unermeßlichen Volksmenge die Zeit begriff und den Wendepunkt in den Geschicken Preußens kommen sah.

Zunächst bildete sich die constitutionelle Opposition aus, die immer und immer wieder auf Reichsstände drang. Noch im Winter schrieb Schön „woher und wohin?“ und der Jude Jakobi „vier Fragen“, Flugschriften, in denen diese Tendenz möglichst kühn sich aussprach. Nachdem Schön als Verfasser obiger Schrift bekannt geworden, bekam er seine Entlassung. Der Magistrat von Breslau bat in einer Adresse um Reichsstände und der König ließ sich herab, persönlich zu antworten. Er hätte gern Jeden belehrt und durch Ueberzeugung gewonnen. Im Uebrigen sprach er durch Berufung der Brüder Grimm nach Berlin und Dahlmanns nach Bonn nahezu eine Mißbilligung des unconstitutionellen Verfahrens in Hannover aus. In Hannover selbst kam damals, 1841, die neue Kammer nach der Verfassung von 1819 zusammen und das Land blieb ruhig, die größte Demüthigung liberaler Oppositionen, die in Deutschland bis dahin vorgekommen ist.

Obgleich der König von Preußen Rochow entließ und den Grafen Arnim an die Spitze des Ministeriums stellte, waren doch andre Ernennungen und Berufungen der immer mehr erstarkenden

liberal-rationalistischen Opposition zuwider. So vor allem die Ernennung **Eichhorns** zum Kultminister, weil Eichhorn ganz auf den frommen Gedanken des Königs einging und der seither (nicht ohne die ungeheuerste Mitschuld der Regierung) eingerissenen Entchristlichung des Volks endlich Einhalt thun wollte. So ferner die Berufung des Philosophen Schelling nach Berlin, wo er Hegel ersetzen und dessen bisherigen Einfluß verdrängen sollte. Die seit zwanzig Jahren herrschende Partei, im Besitz fast aller Kanzeln, Katheder und Pressen des Landes, wollte sich aber das Heft nicht entwinden lassen. Dem ernsteren Kampf ging Geplänkel vorher. Bruno Bauer, ein Privatdocent in Bonn, der als Vorkämpfer der s. g. junghegelschen Schule gegen Hengstenberg auftrat und mit der frechsten Zuversicht die Unhaltbarkeit des Christenthums und die künftige Herrschaft des freien Menschengeistes verfocht, wurde entfernt; ebenso Hoffmann von Fallersleben, Bibliothekar in Breslau, der in seinen „unpolitischen Liedern" die Regierung verhöhnt hatte. Der ganze Verlag des Hamburger Buchhändler Campe, der systematisch Preußen angriff, wurde verboten. Doch fehlte es der antichristlichen Partei nicht an vornehmer Protektion. Marheinike vertheidigte Bruno Bauer und Alexander von Humboldt rühmte das. Auch als Eichhorn das in seinen Anmaßungen immer mehr vorschreitende Judenthum ein wenig in seine Schranken zurückweisen wollte, nahm sich Humboldt des letztern mit Eifer an. Große Ehre genoßen damals am Hofe hauptsächlich zwei Juden, der königliche Leibarzt Schönlein und der Componist Meyerbeer. Schönlein beging die Taktlosigkeit, den jungen revolutionären Dichter Herwegh, der unter andrem sang: „reißt die Kreuze aus der Erden", beim König einzuführen. Zum Dank für die Güte des Königs schrieb Herwegh nachher an denselben einen unverschämten Brief und mußte aus Berlin, wo er eine reiche Jüdin geheirathet hatte, ausgewiesen werden.

Unter so mancherlei Hofeinflüssen bekam Eichhorn einen überaus schweren Stand. Der König ahnte nicht, wie seine Güte miß-

braucht, wie seiner frommen Absicht entgegengewirkt wurde. Eine stillschweigende Verschwörung setzte allem, was von Eichhorn ausging, passiven Widerstand entgegen. Aus demselben Grunde wurde Schelling in Berlin ignorirt, als überlebt und ganz bedeutungslos nur belächelt. Der „Romantiker auf dem Thron“ selbst entging nicht medisanten Bemerkungen. Der Menge aber spiegelte man Gefahren vor und warnte vor den Wölfen in Schafskleidern. Der Verein zur Beförderung einer würdigen Sonntagsfeier wurde mit einer wahren Wuth angegriffen und man schien es ganz natürlich zu finden, daß der Sonntag nicht mehr geheiligt werden sollte.*) Der Prozeß der s. g. Mukker in Königsberg kam der Opposition trefflich zu Statten. Hier hatte ein pietistischer Prediger im Jahr 1837 vornehme Weiber verführt, und weil er ein Scheinheiliger und arger Schalk gewesen, sollten es nun auch Eichhorn, Hengstenberg und alle die Männer seyn, die im preußischen Volk den alten Glauben erhalten wollten. Schon im Sommer 1842 bildeten sich in Berlin zwei Oppositionsvereine gegen Eichhorn, die „Berliner Freien“ und die protestantischen Freunde oder „Lichtfreunde“, welche letztere in dem Pastor Uhlich zu Pömmelte und Pastor König zu Anderbeck bald ihre populärsten Häupter fanden, Rationalisten der allergemeinsten Sorte, Terroristen der Oberflächlichkeit. Sie veranstalteten Versammlungen, die sich jährlich zu Köthen wiederholen sollten, aber auch anderwärts abgehalten wurden. Der Anfang war gemacht, die Bewegung pflanzte sich fort bis Breslau und Königsberg. In sie griff eine andre von Süden her ein. Im Herbst 1841 hatte Oberhofprediger Zimmermann in Darmstadt, Herausgeber einer rationalistischen sehr populären Kirchenzeitung, den Aufruf zur Unterstützung von Protestanten in katholischen Ländern erlassen, mit Bezugnahme auf eine von Großmann in Leipzig bereits zu diesem Zweck gemachte kleine Stiftung,

*) Damals blieb die Jerusalemskirche in Berlin, obgleich zu ihrem Sprengel 40,000 Seelen zählten, eines Sonntags Vormittags so leer, daß nicht gepredigt werden konnte.

die auch das Denkmal Gustav Adolfs auf dem Schlachtfelde von Lützen in Stand hielt. Der Aufruf fand Anklang und führte zur Stiftung des Gustav-Adolfvereins, dessen Name eine so feindselige Demonstration gegen den Katholicismus zu seyn schien, daß König Ludwig von Bayern den Verein in seinen Staaten verbot. Indirect war der Verein auch eine Protestation gegen die „romantische" Tendenz in der evangelischen Kirche. Der König von Preußen nahm das Protectorat des Vereins innerhalb seiner Staaten an, und doch beschuldigte man ihn kryptokatholischer oder wenigstens anglikanischer Gesinnungen. Die Nachsicht, mit der er dem neugewählten Bischof von Trier, Arnoldi, als derselbe dem Staatsoberhaupte den Eid in vorgeschriebener Form nicht leisten wollte, diesen Eid erließ, ärgerte die Opposition bitter. Als der König 1841 den frommen Gedanken zur Ausführung brachte, gemeinschaftlich mit England ein protestantisches Bisthum am h. Grabe zu Jerusalem zu stiften und das Ernennungsrecht des ersten Bischofs (Gobat) unter der Bedingung erhielt, daß der Bischof dem anglicanischen Bekenntniß angehöre, ersann man sogleich die Verleumdung, der König wolle die bischöfliche Kirche Englands in Preußen einführen.

Damals vollendete der König auch die Umgestaltung der Armee, indem er die unförmlichen Tschakos und knappen Fracks abschaffte und dem ganzen preußischen Heere kleidsame Helme und bequeme Waffenröcke gab. — Das Frühjahr 1842 war sehr trocken, es gab daher viele Brände, der schrecklichste aber war der in Hamburg, der mehrere Tage und Nächte hindurch dauerte und ein Drittel der großen Stadt verzehrte. Die Summe, die aus ganz Deutschland zum Wiederaufbau freiwillig beigesteuert wurde, belief sich auf mehrere Millionen.

Zum Hohn der deutschen Einheit, welche im Jahr 1840 durch Beckers Rheinlied gepriesen wurde, ließ die Darmstädter Regierung in der Nacht des 1. März 1841 eine kleine Flottille von Mainz auslaufen und vor Biberich eine ungeheure Menge Steine in den

Rhein werfen, um diesen nassauischen Hafen unbrauchbar zu machen, und zwar, weil der Hafendamm von Biberich angeblich die Schifffahrt der Mainzer erschwert habe. Der Bundestag schritt gegen diesen Skandal einmal energisch ein und die Steine wurden wieder weggeschafft.

Um dieses widrige Bild deutscher Zwietracht zu verwischen und es durch ein edleres zu ersetzen, genehmigte der König von Preußen den Plan, wornach der große Kölner Dom ausgebaut werden sollte, begab sich im Herbst 1842 selbst nach Köln, um den Grundstein zum Weiterbau zu legen, und hielt bei diesem Anlaß eine Rede für deutsche Einheit: „Dort werden sich die schönsten Thore auf der Welt erheben, mögen sie die Thore einer großen und guten Zeit werden. Möge durch sie nie wieder die Uneinigkeit einziehen. Der Geist, der diese Thore baut, ist der Geist der deutschen Einigkeit und Kraft.“ Es waren hohe Gäste nach Köln gekommen, Fürst Metternich und Erzherzog Johann, die Könige von Württemberg und Holland, Vertreter derjenigen Interessen, die den preußischen am meisten gegenüberstanden, so daß die Mahnung zur Einheit hier um so mehr Bedeutung erhielt. Der Erzherzog brachte einen Trinkspruch bei der Tafel aus, worin er sagte, so lange Oesterreich und Preußen zusammenhielten, sey keine Gefahr für Deutschland und werde es feststehen wie seine Berge. Das wurde durch die Zeitungen entstellt, als habe er gesagt: kein Oesterreich, kein Preußen, nur ein einiges großes Deutschland! Worte, die seitdem von Mund zu Mund gingen und dem alten schlauen Johann einen unverdienten Ruhm einbrachten.

Im Spätherbst 1842 machte der König von Preußen den ersten Versuch einer gemeinsamen Sitzung sämmtlicher Ausschüsse aus den Provinzialständen, als Vorbild eines Reichstags. Derselbe blieb aber unpopulär, weil der Adel darin zahlreicher vertreten war, als Bürger und Bauern, und handelte auch von nichts Wichtigerem, als von Eisenbahnen, einem kleinen Steuererlaß und von der Privatbenutzung der Flüsse. Desto populärer waren im

folgenden Jahre die einzelnen Provinziallandtage, in denen immer lautere Forderungen an die Regierung gestellt wurden. Die Absetzung Schöns hatte böses Blut in Ostpreußen gemacht, in Posen lärmten die Polen für ihre Nationalität fort, am Rhein verlangte man Oeffentlichkeit der Landtagsverhandlungen und wehrte der preußischen Strafgesetzgebung ab. Große Unzufriedenheit erregte daß Mißlingen eines Versuchs der Ostpreußen, die Härte der russischen Grenzsperre zu mildern. Die Stadt Königsberg wandte sich wieder mit einer sehr energischen Adresse an den König, der gerade einen Besuch in St. Petersburg machte, und klagte bitter über die Hemmung des Handels und die vielen Willkührlichkeiten der Russen. Aber Rußland gab nur wenig und auch nur zum Scheine nach. Die Versicherung des Königs, Rußland sey Preußens bester Freund, mußte unter diesen Umständen die Wirkung verfehlen. Es war tief zu beklagen, daß die ungerechte und unvernünftige Opposition gegen die religiöse Richtung des Königs mit der wohlbegründeten Opposition gegen Rußland vermischt und verwechselt werden konnte.

Im Jahr 1844 mehrten sich die Symptome der Gährung im Volke. In den schlesischen Fabrikbezirken von Bielau und Peterswalde brach ein furchtbarer Aufstand der Arbeiter aus, der nur mit Militärgewalt (4. Juni) unterdrückt werden konnte. Hunger und gänzliche Verwilderung hatten dazu geführt. Nirgends hatte die Entchristlichung tiefere Wurzeln im eigentlichen Volke geschlagen als hier. Alles schauderte vor dem Elend und vor der thierischen Wuth dieser Menschen und doch half ihnen Niemand. Nur ein polnischer Mönch, Brzozowski, der damals durch Oberschlesien pilgerte und Missionspredigten hielt, gab ein großartiges Beispiel der Hülfe, indem er zu Beuthen, Oppeln, Cosel ꝛc. die katholische Bevölkerung dahin brachte, dem Branntwein zu entsagen. Mehrere hunderttausend Menschen bekehrten sich dazu und überall verschwanden die Juden, diese Pest des Landes, weil ihnen die Bauern keinen Branntwein mehr abkauften. Das wundervolle Wirken des

Mönchs aber wurde von der herrschenden irreligiösen Partei absichtlich ignorirt, in jeder Zeitung verschwiegen. — Sechs Wochen nach der blutigen Unterdrückung des Arbeiteraufruhrs feuerte in Berlin selbst ein mit Recht abgesetzter, asotischer Bürgermeister, Namens Tschech, zwei Schüsse auf den König ab, zum Glück ohne zu treffen. Obgleich er aus reiner Bosheit gehandelt, gab es doch Leute genug, die seine Hinrichtung als ein Martyrium ansahen. Seine Tochter wurde mit schamloser Ostentation gefeiert und bekränzt und dahin gebracht, die königliche Gnade, die für sie gesorgt hatte, mit undankbarem Hohn zurückzuweisen.

Im August reiste der König zum dreihundertjährigen Jubiläum der Universität Königsberg, begleitet von Eichhorn. Gegen diesen aber machten die Professoren und Studenten unter den Augen des Königs eine verwegene Demonstration. Eichhorn hatte vor Kurzem vor der Dinter'schen Schullehrerbibel gewarnt, in welcher den jungen Volkslehrern systematisch der Glauben an die Göttlichkeit Christi ausgeredet wird. Diesen selben Dinter pries nun der Physiologe Burdach in seiner Festrede als Rector und stellte ihn und den Philosophen Kant als die Säulen der freien Wissenschaft dar, welche sich die Königsberger nun und nimmer würden nehmen lassen. Die Studenten jubelten und überbrachten dem Redner nachher zum Dank einen silbernen Becher. Als der König den Grundstein zum neuen Universitätsgebäude legte und dabei eine Rede hielt, betonte er die Worte „Licht" und „Vorwärts", legte sie aber nicht im Sinn der Lichtfreunde aus, sondern verstand unter dem Licht die innere Erleuchtung, von der er wünschte, sie möchte den durch die Zeitphilosophie Verfinsterten endlich wieder kommen. Seine Milde fand nur harte Herzen. Als er schied, wünschte man sich Glück, dem Minister ungestraft getrotzt zu haben. Am letzten Sonntag des Jahres 1844 sagte sich Pastor Rupp in Königsberg auf der Kanzel feierlich vom Glauben an die Dreieinigkeit los und wurde darum bewundert.

Aber in denselben Tagen des August, in denen die ärgerlichen

Scenen in Königsberg vorfielen, ließ Arnoldi in Trier den h. Rock ausstellen und in einer unermeßlichen Wallfahrt strömten die frommen Katholiken dahin, ihn zu sehen und ihm ihre Verehrung zu bezeugen. Ein Fest des Glaubens an der französischen gegenüber dem des Unglaubens an der russischen Grenze. Es begann am 18. August und währte bis zum 7. Oktober, indem täglich neue Schaaren von Wallfahrern ankamen und gingen. Aus allen umliegenden katholischen Ländern kamen ganze Dorfgemeinden, ihre Pfarrer, ganze Provinzen mit ihren Bischöfen an der Spitze, unter frommen Gesängen mit fliegenden Fahnen. Aus dem ganzen Rheinland und Westphalen, aus den Niederlanden, Lothringen, Frankreich. Täglich zogen die Pilger vor dem h. Rock vorüber in einem ununterbrochenen Zuge, 1,100,000 Menschen, alle demuthsvoll und andächtig. Die Ruhe und Ordnung wurde keinen Augenblick gestört, heiliger Friede ruhte auf dem unübersehlichen Volke. Am Schluß hielt Bischof Wilhelm Arnoldi eine ergreifende Rede über die Einheit der römischen Kirche, deren er sich in der That rühmen durfte gegenüber der entsetzlichen Zerfahrenheit auf dem protestantischen Gebiete. In Königsberg, Berlin, Breslau, Halle leugnete man den Geist Christi, seine Göttlichkeit, seine historische Persönlichkeit. In Trier beugten sich alle Kniee in Demuth vor der äußern Hülle, vor dem bloßen Gewande des Heilands. Welche Rohheit der s. g. Bildung dort, und welche Zartheit der ungebildeten Menge hier!

Die Begeisterung wirkte lange nach. Als am 17. Januar 1845 Bischof Arnoldi in Köln eintraf, um dem Kölner Erzbischof Coadjutor v. Geissel bei der Consecration des Kölner Weihbischofs Claessen zu assistiren, empfing sie ein Fackelzug der Kölner Bürger von 4000 Fackeln, die der langen Prozession der städtischen Behörden und Vereine unter rauschender Musik leuchteten. Der Volksjubel war ungeheuer. Um diese Zeit wurde auch in den Rheinlanden ein neuer katholischer Karl Borromäusverein

gestiftet mit dem Zweck, der Sündfluth schlechter Bücher und Zeitungen entgegenzuwirken.

Die Ausstellung des h. Rocks und das Zusammenströmen des katholischen Volks daselbst in so erstaunlicher Menge überraschte alle, welche dergleichen bei der herrschenden Aufklärung nicht mehr für möglich gehalten hätten. Ein Gelächter gemischt mit einem Geschrei der Wuth ging durch ganz Deutschland. Augenblicklich spitzten sich hunderte von Federn, um zu beweisen, der h. Rock sey unecht, das Ganze ein Pfaffenbetrug ꝛc. Eine der gemeinsten Federn aber gewann den Preis. Johannes Ronge, ein junger katholischer Geistlicher in Schlesien, war im Jahr 1843 als Caplan in Grotkau suspendirt worden, theils wegen Schmähschriften gegen die Breslauer Curie, theils wegen „unschicklichem Aeußern" (Burschentracht) und „unwürdiger Verrichtung der Amtshandlungen". Er lebte nun in dem bergmännischen Hüttenwerk Laurahütte vom Unterrichtgeben und Zeitungsartikelschreiben, bis ihm die Kunde wurde vom großen Fest in Trier. Da schrieb er wieder einen seiner gewöhnlichen Schmähartikel für die sächsischen Vaterlandsblätter in Form eines Briefes an den Bischof Arnoldi, worin er die Feier in Trier als graffen Aberglauben verhöhnte. Und diesem in den ordinärsten Phrasen geschriebenen Briefe wurde sogleich von der ganzen ungläubigen Welt die ungeheuerste Wichtigkeit beigelegt, blos weil er von einem katholischen Priester kam und es nun so aussah, als ob die katholische Kirche mit sich selbst in Zwiespalt gekommen wäre. Der eitle und unfähige Jüngling, der sich eine solche Rolle zu spielen nie geträumt hätte, wurde auf einmal auf den Schild gehoben. Es regnete Adressen an ihn, begleitet von Ehrenbechern, Ehrenkränzen, goldnen Federn und Dintenfässern, Einladungen und baarem Gelde. Inzwischen wußte er noch nicht recht, wie er die Sache anzufangen habe, als Czerski, katholischer Pfarrer in Schneidemühl (im Posenschen), den es zu heirathen drängte, das lockende Beispiel nachahmte, mit seiner Kirche öffentlich brach, aber die Stimmung der Zeit rasch benutzte, um

den Versuch einer neuen Kirche zu machen, die sich der katholischen entgegensetzen sollte. Schon zu Weihnachten 1844 verrichtete er die erste Taufe nach dem neuen schnell improvisirten Ritus, und heirathete seine bisherige, von ihm schwangere Geliebte. Die Neuerung erregte große Erbitterung unter den guten Katholiken. Im April wurde Czerski's elterliche Wohnung zu Skurziewo, als er darin übernachtete, von einem Volkshaufen belagert. In Posen selbst konnte ihn nur die Militärmacht vor dem höchst erbitterten Volke schützen, am 29. Juli. Mehrere Personen wurden in diesem Tumult verwundet.

In Breslau hatten die feurigen Predigten, die Domherr Förster im Geist des großen Trierer Festes hielt, den Haß der Rationalisten im höchsten Grade erregt. Professor Regenbrecht daselbst trat mit Ostentation aus der katholischen Kirche aus und schloß sich an die Neuerer, und am 23. Januar 1845 hielten die Anhänger der neuen s. g. deutsch-katholischen Kirche unter Ronge's Vorsitz ihre erste Versammlung in Breslau. Sie behielten die heil. Schrift als Grundlage und Inhalt des Glaubens und zwei Sakramente, die Taufe und das Abendmahl bei, letzteres als „sühnendes Gedächtnißmahl". Doch wie dieser Ausdruck, so waren auch die meisten andern des Bekenntnisses auf Schrauben gestellt und vor allem wurde sich die Prüfung des Glaubensinhalts durch die Vernunft und die unbedingteste Freiheit der Forschung vorbehalten, wodurch die Annäherung an die in Breslau sehr zahlreichen protestantischen Lichtfreunde und Hegelianer angebahnt war. Neben Ronge trat noch ein anderer abgefallener Priester, Kerbler auf, der sich nach Leipzig wandte. Ja Ronge selbst trachtete außerhalb Schlesien sich einen größern Wirkungskreis zu erringen, weil er merkte, das Ministerium werde ihm Czerski vorziehen.

Bei so bedenklichen Wirren in der schlesischen Kirche kam es dem Breslauer Domcapitel darauf an, den erledigten fürstbischöflichen Stuhl mit einem tüchtigen Manne zu besetzen und seine Wahl fiel am 15. Januar 1845 auf den durch Geist und Cha-

rakter gleich ausgezeichneten (auch durch Schriften bekannten) Domdechanten Diepenbrock in Regensburg, der anfangs Anstand nahm, die schwere Bürde auf seine Schultern zu nehmen, aber von der Kirche wie vom Staate gleich willkommen geheißen, sich endlich dazu entschloß, am 8. Juni. Bald darauf aber trat noch Theiner, der vor zwanzig Jahren mit seinem berühmten Bruder an der Spitze des jungen schlesischen Klerus den Cölibat hatte aufheben wollen, zu den Deutschkatholiken über. Die Regierung schwankte, glaubte die Bewegung nicht gewaltsam hemmen zu können und zu sollen, wollte sie aber auch nicht zu weit gehen lassen. Sie ertheilte Czerski die Erlaubniß zu seiner neuen Gemeindebildung am 20. April 1845, schränkte sie wieder ein am 17. Mai und erläuterte durch ein neues Rescript vom 8. Juni die Bedingungen der Duldung.

Inzwischen pflanzte sich der Rongeanismus nach Sachsen fort. Schon am 9. Februar gründete Robert Blum, Billeteur beim Theater, aber ein Mann von großer Energie und Beredsamkeit, eine deutschkatholische Gemeinde in Leipzig, wo am 25. März bereits ein s. g. Concil von allen bisher gegründeten (19) Gemeinden abgehalten wurde. Hier wurde die Person Christi wegvotirt, von Czerski aber, um die preußische Regierung zu schonen, beibehalten. Ihm trat auch Theiner in einem neuen Concil zu Breslau bei, am 15. Aug. Ronge wollte eine Gemeinde in Halberstadt gründen, bekam aber hier Prügel. In Süddeutschland nahm man ihn besser auf. Zu Offenbach hielt sein Vorläufer Kerbler unter großem Zulauf der Protestanten den ersten deutschkatholischen Gottesdienst. Dieß hatte zur Folge, daß sich am 1. Juni in Frankfurt am Main eine ähnliche Gemeinde bildete, als deren Pfarrer Kerbler berufen wurde, und daß am 3. auch in Darmstadt ähnliches geschah. Hier nahm sich der bekannte Dichter Duller der Sache mit besonderm Eifer an. Gelockt durch diese Vorgänge kam nun Ronge selbst und hielt in einem mit Blumen geschmückten Wagen, gefolgt von etwa zwanzig Wagen aus Hanau und Offenbach, unter dem Jubel des Pöbels am 14. September seinen Triumpheinzug in Frankfurt

am Main. Ihn begleitete der junge Hegelianer Doviat, ein Ostpreuße, der in seinen öffentlichen Reden der neuen Religion eine entschieden hegelsche Richtung gab. Ronge selbst begnügte sich in seinen Predigten mit banalen Ausfällen gegen Rom und war bereits so von Hochmuth geschwollen, daß er sich selbst wiederholt den zweiten Luther nannte. Sein Anhang hatte ein großes und allgemeines deutschkatholisches Concil nach Stuttgart ausgeschrieben, auf den 15. September. Dahin eilte nun Ronge mit Doviat, Kerbler, Burkhardt (dem Vorsteher der Frankfurter Gemeinde), Duller, dem Novellisten Heribert Rau ꝛc. Das ganze Concilium hatte in einem kleinen Gartensaale auf der s. g. Silberburg Platz, obgleich Weiber und Mädchen dabei waren. Man faßte hier den tollen Beschluß, daß bei allen Berathungen der neuen Kirche Weiber und erwachsene Jungfrauen Sitz uud Stimme gleich den Männern haben sollten. Am Abend schwelgten die Conciliennmitglieder an der Wirthstafel, um, wie sie selbst sagten, bei Wein, Forellen und Kalbsbraten Weltgeschichte zu machen. Sie reisten nach Ulm, wo ihnen der ehrwürdige Münster eingeräumt wurde. Ronge ging aber aus Furcht vor den nahen katholischen Bayern wieder zurück. Am 29. September empfing ihn in Mannheim Musik und Volksjubel und als ihm die Behörden weder eine Kirche noch Theater öffneten, nahm ihn der Deputirte Buchhändler Bassermann sammt seinem zahlreichen Gefolge in seinen festlich erleuchteten Garten auf, wo ihn die Häupter der liberalen badischen Opposition Itzstein, Hecker, Matthy ꝛc. bewillkommten. Gleicher Jubel empfing Ronge in Worms, Offenbach, und als er zum zweitenmal nach Frankfurt kam, war sein Empfang noch glänzender als das erstemal. Tausende erwarteten ihn und die Straßen waren mit Fahnen und Blumen geschmückt. Aber man rief ihn ins badische Oberland ab, um die alten Feinde des Cölibats, Kuenzer ꝛc. zu begrüßen. Eben war zu Freiburg im Breisgau der Geschichtsforscher Heinrich Schreiber zu seiner Secte übergetreten. Das Constanzer Capitel verlangte Reformen, wodurch am sichersten der Abfall von der Kirche ver-

mieden werden könne. Das Capitel des Linzgaus brachte wieder die Aufhebung des Cölibats zur Sprache. Eben so die Capitel von Stühlingen, Mosbach und Geisingen. In Constanz drückte der Bürgermeister Hüetlin dem Erzbischof von Freiburg, als derselbe auf einer Visitationsreise dahin kam, am 9. Juli die Gesinnung der gesammten Bürgerschaft als eine Wessenbergische aus. Doch wurde Wessenbergs Büste, die von exaltirten Verehrern desselben unpassenderweise bei diesem Anlaß zur Schau gestellt worden war, durch einen Auflauf des gemeinen Volkes zerschlagen, weil dasselbe darin eine Verhöhnung des Erzbischofs zu sehen glaubte. Als Ronge nun wirklich nach Constanz kam, mied ihn Wessenberg und selbst Kuenzer mißbilligte sein Schisma. Der altkatholische Boden brannte unter Ronges Füßen. Er durfte nicht einmal einen öffentlichen Vortrag halten. Zwar ließ er auf dem nahen Schweizergebiet dicht an der Grenze eine Tribüne errichten und predigte in seiner Weise, hatte jedoch kein sehr auserwähltes Publikum und führte nur vor Neugierigen ein barockes Spektakel auf, unterbrochen von wilden Drohungen und Schmähungen eines fanatischen Haufens von altkatholischem Volke (am 18. October). Da zog er ab, um nicht wiederzukommen.

Inzwischen hinterließ er doch im Badischen eine Nachwirkung. Zittel trug in der Kammer auf allgemeine Religionsfreiheit an. Die Mehrheit fiel ihm zu, aber aus dem Volke kamen Sturmpeditionen gegen die Motion. Die Aufregung wurde so groß, daß ein offener Kampf der Parteien zu besorgen gewesen wäre, wenn nicht die Regierung schnell die Kammer aufgelöst hätte. Mitten in diese Gährung hinein warf Professor Gervinus in Heidelberg eine Flugschrift, worin er von der deutschkatholischen Bewegung die größten Hoffnungen für Deutschland hegte und nichts Geringeres von ihr erwartete, als die Auflösung der protestantischen, wie der altkatholischen Kirche in dieser neuen Kirche des Geistes.

Inzwischen hatten die Reformatoren gerade durch ihre Rundreisen und gedruckten Reden ihre Unfähigkeit offenbart. Durch die

antichristliche und radikale Richtung, die sie genommen hatten, waren ihnen die protestantischen Regierungen abgeneigt worden. In Braunschweig, Darmstadt, Baden und Württemberg wurden sie denselben Beschränkungen unterworfen, wie früher in Preußen. Eine Menge protestantischer Stimmen erhoben sich gegen sie. Nicht nur die gläubigen Protestanten wiesen entschieden solche ungläubige Bundesgenossen zurück, sondern auch unter den politisch Liberalen sahen bereits Viele ein, daß sie durch Gemeinschaft mit den Dissidenten mehr ihren Namen compromittiren, als etwas für ihre Sache gewinnen würden. Die deutschkatholische Bewegung stockte. Sie hatte nur wie eine Staubwolke durch Deutschland gewirbelt und den Leuten Sand in die Augen gestreut.

In Sachsen war die Aufregung am heftigsten. Hier gieng die Thorheit so weit, daß auf die bloße Nachricht hin, in der katholischen Kirche zu Annaberg sey ein Altar dem Stifter des Jesuitenordens geweiht und in ihm befinde sich eine Relique des heil. Franz Xaver, das ganze Land allarmirt wurde und die Regierung Mühe hatte, die lächerlichen Beschwerden darüber zu beschwichtigen. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß gerade jetzt der Bauplan zu der ersten, den Altkatholiken schon vorher bewilligten Kirche in Leipzig entworfen wurde; während die Regierung Anstand nehmen zu müssen glaubte, den Deutschkatholiken eine protestantische Kirche einzuräumen. Nun schrie alles und tobte. Man fiel auf den Wahn einer jesuitisch gesinnten Camarilla, und der um Wissenschaft und Kunst vielfach verdiente, stets durch edle Mäßigung ausgezeichnete Bruder des Königs, Prinz Johann, wurde dabei Gegenstand der unwürdigsten Verleumdung. Am 12. August kam Prinz Johann als Chef der Communalgarde Sachsens auf einer Visitationsreise auch nach Leipzig, um die dortige Communalgarde zu mustern. Da brach die lang verhaltene Wuth aus. Schon bei der Musterung wurde gerufen: es lebe Ronge! Als aber der Prinz im Hotel de Prusse zu Nacht speiste, begann Pfeifen und Geheul und Steinwerfen gegen das Hotel und die Ruhe konnte endlich nur

durch Militärgewalt hergestellt werden, wobei 7 Personen erschossen und 3 so schwer verwundet wurden, daß sie bald nachher starben. Weil es bloße Zuschauer gewesen, wurde das Militär der Grausamkeit beschuldigt und die Aufregung wuchs nach der Abreise des Prinzen. Eine große Volksversammlung unterwarf sich jedoch dem Machtwort Robert Blums, der zur Mäßigung mahnte. Der König ließ sich versöhnlich finden, eine lange Untersuchung endete ohne erhebliches Resultat und Niemand wurde bestraft. Die Deutschkatholiken blieben einstweilen geduldet.

Mittlerweile machten auch die protestantischen Lichtfreunde gewaltigen Lärmen, vorzugsweise in Preußen. Als ihr kühnster Vorstürmer bezeugte sich Pastor Wislicenus aus Halle in der Köthener Lichtversammlung am 15. Mai 1844, indem er hier feierlich den christlichen Glauben abschwur und dem alten „ich glaube" Satz für Satz ein „ich glaube nicht" entgegenstellte. Bald darauf gab er eine kleine Schrift heraus „ob Schrift, ob Geist?" worin er die heil. Schrift verwarf und nur dem Zeitgeiste folgen wollte. Von diesem Zeitgeist waren fast alle Synoden angesteckt, die der König von Preußen am Schlusse des Jahres zusammenberief. Er meinte, die Mehrheit sey noch gläubig und werde die ungläubige Minderheit zügeln. Aber die Mehrheit der protestantischen Geistlichen war längst ungläubig. Auf der Synode zu Magdeburg waren nur 3 gläubige Christen gegen 4 Hegelianer und 11 Rationalisten. Auf der Synode zu Breslau brachen zwischen der noch gläubigen, oder scheingläubigen und der ganz ungläubigen Geistlichkeit eckelhafte Kämpfe aus. Auf einer großen Lichtversammlung in Halle im Februar 1845 wurde den Deutschkatholiken zugejubelt. Eben so in Lichtversammlungen zu Königsberg und Eisleben.

In Hengstenbergs Kirchenzeitung wagten nun einige fromme Pastoren den vielfachen Erklärungen zu Gunsten des Wislicenus andere entgegenzusetzen, in denen sie seine Lehre verwarfen und ihn selbst nicht mehr für einen christlichen Geistlichen anerkennen wollten. Das erregte wieder einen furchtbaren Sturm im Meere der un-

gläubigen Pastoren und Professoren, die sich beeilten, ihre Proteste gegen Hengstenberg mit zahlreichen Unterschriften zu bedecken. So ganz war alle Scham von ihnen gewichen, daß selbst die höchsten Geistlichen des Landes sich an die Spitze der Proteste stellten, wie Consistorialrath Schulz in Breslau, die Bischöfe Dräseke und Eylert, Hofprediger Sydow, Superintendent Schulz, auch Professor Lachman rc. in Berlin. Ueberall im Lande wurden die Proteste nachgeahmt und in Lichtversammlungen, die sich von Tage zu Tage häuften, mit zahlreichen Unterschriften bedeckt. Endlich that sogar der Magistrat von Berlin einen kühnen Schritt und nahte dem Thron (am 2. October) mit einer Adresse, in der er dem König geradezu erklärte, mit dem alten Christenthum sey es zu Ende, die neue Aera des freien Geistes beginne und der König werde hiemit aufgefordert, sich an die Spitze der neuen Geistesbewegung zu stellen. Bürgermeister Krausnik las ihm die Adresse vor, die der König aber mit ungewöhnlicher Schärfe abschlägig beantwortete. Am 23. October reichte der Magistrat von Königsberg eine ganz ähnliche Adresse ein. In Breslau schwur der greise Senior Krause auf der Kanzel dem Christenthum ab. Das Breslauer Schullehrerseminar war so gegen das Christenthum fanatisirt, daß es gänzlich aufgelöst werden mußte.

Schwächer war die antichristliche Gährung in den übrigen protestantischen Staaten. In Württemberg wurde der junge Tübinger Professor Vischer suspendirt, wegen einer Rede, in der er das Christenthum gelästert hatte, 1845.

Der König von Preußen untersagte die Lichtversammlungen und entfernte Wislicenus, Rupp, Schulz. Dräseke und Eylert gaben schwächliche Erklärungen von sich, worin sie nur ihre Feigheit gegenüber der weltlichen Macht bezeugten, ohne ihre Sympathien für die Lichtfreunde aufzugeben. Diese letzteren, wie die Deutschkatholiken, machten nun äußerlich keine Fortschritte mehr, wurden aber auch nicht verfolgt und befanden sich in der etwas seltenen Lage, daß mit wenigen frommen Ausnahmen die ganze

gebildete Welt für sie war, und sie doch weder die alte Kirche vertilgen, noch einen neuen Cultus aufbringen konnten. Die geheime Ursach ihrer Schwäche lag in der Rücksicht auf die Bauern. Das Landvolk war durch die Zöglinge der Schullehrerseminare noch nicht genug unterwühlt, immer noch zu altgläubig. Man durfte doch noch nicht wagen, die Kirche niederzureißen.

Der katholischen Einheit gegenüber dachte man in Preußen an eine Erneuerung der protestantischen Einheit, wie sie im alten Reich als corpus Evangelicorum bestanden. Am 5. Januar 1846 kamen auf seine Einladung geistliche Abgeordnete von 26 Staaten in Berlin zusammen, die aber nicht das Geringste ausmachten. Auch nach zehnjährigem Bestande haben sie bis heute nichts zu Stande gebracht außer einem neuen Gesangbuchsentwurfe. Es war unmöglich, die Staaten in wichtigen Dingen zu einigen, und es wäre schlimm gewesen, wenn man sich nur in den damals vorherrschenden Negationen geeinigt hätte. Der König von Preußen berief in demselben Jahr noch eine Generalsynode seiner Landesgeistlichen nach Berlin, aber die Mehrheit erwies sich lichtfreundlich. Er konnte mit ihr nichts anfangen und entließ sie wieder.

In demselben Jahr 1846 wurde Preußen und Oesterreich gemeinschaftlich durch einen neuen Polenaufstand beunruhigt. Mieroslawski, ein in Paris lebender polnischer Flüchtling, erschien heimlich im Großherzogthum Posen und stellte sich an die Spitze einer Insurrection, die aber im Keim erstickt wurde, indem am 14. Februar die Verschwornen in der Festung Posen sich verdächtig machten und alle verhaftet wurden. Besser gelang es der Insurrection in Krakau, von wo am 22. die schwache österreichische Besatzung vertrieben wurde. Hier wurde eine provisorische Regierung errichtet, an deren Spitze der Arzt Tyssowski stand. Auch in Galizien erhob sich ein Theil des Adels, fand aber unerwarteten Widerstand an den Bauern, welche diese Gelegenheit ergriffen, sich den Dank der Regierung zu verdienen und schonungslos alle Edelleute, Verwalter und was immer dem Adel folgte, todt zu schlagen.

Ein Bauer, Namens Szela, erlangte dabei eine schreckliche Berühmtheit. So wurde der Aufstand in Krakau isolirt, die Oesterreicher rückten wieder ein, die Aufrührer flohen. Die nordischen Mächte aber kamen überein, die kleine Republik Krakau dem österreichischen Kaiserstaat einzuverleiben, um ferneren Umtrieben von dort aus vorzubeugen. Das wurde am 6. November vollzogen, trotz des heftigen Widerspruchs von Seiten Palmerstons. Vieles ist an dieser Revolution heute noch räthselhaft. Sie ging scheinbar von Frankreich aus, kam aber vorzugsweise Rußland zu Statten, weil sie Oesterreich und Preußen gegen die polnische Nationalität noch feindlicher als bisher stimmen mußte. Die Bauern in Galizien gewannen bei diesem Anlaß die Befreiung von Roboten und andern Lasten.

Immer noch von dem Principe der ständischen Gliederung nicht lassend, glaubte der König von Preußen doch dem Dringen nach Reichsständen in der Art nachgeben zu sollen, daß er wie früher schon die Ausschüsse, so jetzt die sämmtlichen Mitglieder aller Provinzialstände zu einem vereinigten Landtage nach Berlin berief, am 3. Februar 1847. Niemand zweifelte, daß somit die constitutionelle Bahn betreten sey, und der Jubel war groß, wenn gleich eine Opposition noch das „Annehmen oder Ablehnen" in Frage stellte, sofern das königliche Patent doch noch keine eigentliche Repräsentativverfassung im Sinne des Versprechens von 1815 bewilligte. Der Landtag wurde am 11. April in Berlin eröffnet und der König sagte ausdrücklich: er werde nimmermehr zugeben, daß sich zwischen ihn und das Land ein geschriebenes Blatt (eine Charte) gleichsam als zweite Vorsehung eindränge. Ferner beklagte er sich über den Geist der Auflockerung zum Umsturz, schmachvoll für die deutsche Treue und preußische Ehre, und endlich die große Opposition des Unglaubens abwehrend, rief er mit Begeisterung aus: ich und mein Haus wollen dem Herren dienen! Allein die Opposition kehrte sich nicht an diese schönen Worte, sondern setzte sich gleich in der Errungenschaft des vereinigten Landtages

fest, um mit vereinter Kraft auf ihre Zwecke hinzuarbeiten, und antwortete dem König mit einer von dem Crefelder Fabrikanten Beckerath aufgesetzten Adresse, worin sie die Rechte der künftigen Repräsentativverfassung reclamirte und verwahrte. Unter den Rheinländern glänzten als Redner Camphausen von Köln und Hansemann von Aachen, unter den Westphalen Freiherr von Vincke, unter den Altpreußen Herr von Auerswald und Milde von Breslau. In der Vermittlerrolle zeichnete sich Graf Arnim aus. Der König blieb bei seinem Patent stehen und ließ sich von der Adresse nicht hinreißen, aber neue auf ihn gebaute Hoffnungen wurden damals geweckt durch eine merkwürdige Schrift des General von Radowitz, eines dem König persönlich engvertrauten Mannes, der Preußens Mission in einer innigen Verschmelzung der specifisch preußischen und der deutschen Gesammtinteressen und in einer dadurch motivirten Bundesreform erkannte.

Auch in Oesterreich mehrten sich die Symptome constitutioneller Tendenzen. Hauptsächlich in Ungarn erstarkte die Reichstagsopposition, deren Haupt in den dreißiger Jahren noch Deak war, sofern weder der alte Palatinus, Erzherzog Joseph, noch der junge Kaiser Ferdinand und Metternich die Gefährlichkeit derselben zu ahnen schien. Nach Josephs Tode wurde sein Sohn Stephan Palatin und der Kaiser selbst kam nach Ungarn, um sich als Ferdinand V. zum König krönen zu lassen, bei welchem Anlaß er nicht mehr eine lateinische, sondern ungarische Rede hielt, 1847. Dadurch steigerte er nur den Uebermuth der Magyaren, die ihre Sprache allen in Ungarn lebenden Slaven, Deutschen und Wallachen aufdringen wollten, und zugleich die Unabhängigkeitsgelüste. Damals war Ludwig Kossuth bereits das einflußreichste Mitglied der Opposition geworden und der gefürchtetste Redner. Mit ihm vereint wirkte die periodische Presse, wirkten Dichter und enthusiasmirte Damen, in Ungarn den Deutschenhaß zur Mode zu machen, wie gleichzeitig in der Lombardei und Venedig. — Aber auch in Böhmen regten sich zum erstenmal die Stände. Im Jahr 1847

erklärten sie sich gegen die Censur, ließen ihre eigenen Verhandlungen drucken und vertheidigten gegen die Regierung ihr Steuerbewilligungsrecht. Sogar in Deutschösterreich wurde das bisherige tiefe Schweigen der Postulatenlandtage unterbrochen. Vor den niederösterreichischen Ständen verlangte Graf Breuner die Theilnahme von bürgerlichen Abgeordneten bei Berathung der Steuern. Auch kam hier schon die Ablösung der Feudallasten und eine Reform des Unterrichtswesens in Frage.

Damals wurden immer mehr Eisenbahnen in Deutschland angelegt, aber nicht nach einem übereinstimmenden Plane. Insbesondere in den südwestlichen Mittelstaaten liefen die Interessen auseinander und hemmte man sich gegenseitig. Auffallenderweise baute Oesterreich wenig und spät, nachdem Preußen schon viel mehr gebaut hatte, weßhalb die Bahn von Paris nach Wien in weitem Bogen durch Norddeutschland führte. Friedrich List, aus seiner Verbannung in Amerika zurückgekehrt, bemühte sich vergebens, in den gesammten Eisenbahnbau Deutschlands Plan und Einheit zu bringen, wie auch Schutzzölle als Repressalien des deutschen Handels gegen England durchzusetzen. Verkannt und verlassen von seinen Landsleuten gab er sich 1846 selbst den Tod, zu Kufstein in Tirol.

In dieser Zeit begannen auch neue verhängnißvolle Verwicklungen an der dänischen Grenze. König Friedrich VI. von Dänemark hatte die von den vereinten Ständen von Schleswig und Holstein 1831 bestrittenen Provinzialstände im Jahr 1834 dennoch in der Art eingeführt, daß in jedem der beiden Herzogthümer ein besonderer Landtag bestehen sollte, wie auch im übrigen Dänemark einer für die dänischen Inseln, der andere für Jütland. Holstein allein gehörte zum deutschen Bunde. In Schleswig wünschte die deutsche Mehrheit den frühern Verband mit Holstein festzuhalten und wo möglich auch dem deutschen Bund einverleibt zu werden; eine dänische Minderheit dagegen beschwerte sich 1838 über die Herrschaft der deutschen Sprache in ganz Schleswig und verlangte

für die rein dänische Bevölkerung Abwehr derselben. Im Jahr 1839 starb der alte König und ihm folgte sein Großneffe, Christian VIII., damals schon 54 Jahre zählend und dessen einziger Sohn Friedrich keine Nachkommenschaft versprach. Nun machte sich Herzog Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg Hoffnung auf die Thronfolge, die ihm nach deutschem Recht als dem nächsten männlichen Agnaten in Holstein und Schleswig auch zukam, nicht aber in Dänemark nach dänischem Recht der nähern weiblichen Thronfolge, und unterstützte deßhalb aus allen Kräften die deutsche Partei in den Herzogthümern. Die Provinzialstände beider verlangten daher 1842 abermals dringend ihre Verschmelzung, wobei Advokat Beseler in Schleswig besonders thätig war. Dagegen trug Ussing im dänischen Landtage zu Roeskild darauf an, der König solle die Untheilbarkeit des dänischen Gesammtstaates erklären, 1844. Sofern sich die Kammern von Braunschweig und Baden in diese noch nicht reife Streitsache einmischten, reizten sie nur die Aufmerksamkeit Rußlands. Rußland hat ein dringendes Interesse, daß sein Einfluß in Dänemark herrsche, weil der von dänischen Kanonen beherrschte Sund der Schlüssel zur Ostsee ist, auf den es die russische Politik eben so scharf abgesehen hat, als auf die Dardanellen, den Schlüssel des schwarzen Meeres. Zudem vermählte sich Landgraf Friedrich von Hessen (welcher als nächster Agnat der hessischen Kurfürsten beim Mangel legitimer Erben in Kurhessen sowohl dieses Land als auch, sofern Christians VIII. Schwester Charlotte seine Mutter, Gemahlin seines Vaters Wilhelm war, nach dänischem Recht der weiblichen Nachfolge auch Dänemark erben sollte) im Jahr 1844 mit der Großfürstin Alexandra, der Tochter des Kaisers Nicolaus, wodurch Rußland selbst ein nahes Erbrecht auf Dänemark gewann. Hierauf erließ der König im Jahr 1846 ganz im Interesse der russischen Politik und zum Nachtheil der deutschen Partei einen offenen Brief, worin er das dänische Recht der weiblichen Thronfolge auf den Gesammtstaat Dänemark, also auch auf die Herzogthümer

Schleswig und Holstein ausdehnte und mit einem Federstrich die deutschen Hoffnungen durchschnitt. Man glaubte damals allgemein, Kaiser Nicolaus lege nicht blos auf den Sund, sondern auch auf Holstein insofern großen Werth, als wenn erst ein russischer Prinz auf dem dänischen Thron säße, derselbe auch wegen Holstein Sitz und Stimme am deutschen Bundestag habe und die Geschicke Deutschlands noch viel unmittelbarer als bisher von Rußland gelenkt werden würden.

Die Deutschen müßten alles Nationalgefühls baar gewesen seyn, wenn sie dem russischen Plan nicht wenigstens einen moralischen Widerstand entgegengesetzt hätten, aber sie begingen den Fehler, allzu tumultuarisch aufzutreten, die natürlichen Rechtswege durch Agitationen und Massenaufgebote zu überschreiten und namentlich die durchaus verschiedenartigen Rechte Schleswigs und Holsteins zu vermengen. In Bezug auf beide stand dem deutschen Bund nur zu, das Erbrecht der deutschen Agnaten zu wahren; aber in Bezug auf Holstein allein stand ihm auch zu, dessen Trennung als deutsches Bundesland vom dänischen Gesammtstaat und eine Verbindung des einen mit dem andern ausschließlich durch Personalunion zu verlangen. Nicht in Bezug auf Schleswig. Wenn nur den deutschen Agnaten das Erbrecht in Schleswig gesichert blieb, ging Schleswigs jeweilige Verfassung und Verwaltung den deutschen Bund nichts an. Die deutsche Agitation für die Herzogthümer setzte aber voraus, einem gelte, was dem anderen. Mit dem damals überall gesungenen Liede „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ täuschte man sich über die europäischen Verträge. Indem von den liberalen Kammeroppositionen, von der Presse, in Adressen, sogar von den zu rein wissenschaftlichen Zwecken sich jährlich vereinigenden Germanistenversammlungen für Schleswig-Holstein agitirt wurde, und man in Holstein sogar große Volksversammlungen zu halten anfing (die erste am 20. Juli zu Neumünster), that man nicht gerade das, wodurch der damalige noch von Metternich inspirirte Bundestag angenehm berührt wurde.

Gleichwohl nahm der Bundestag keinen Anstand, auf die Beschwerde der holsteinischen Stände am 17. September zu antworten, er versehe sich, „daß die Rechte Aller und Jeder, zumal die des deutschen Bundes und der erbberechtigten Agnaten würden gewahrt werden.“ König Ludwig von Bayern gab öffentlich die wärmsten Sympathien für Schleswig-Holstein kund und die Agitation hörte keineswegs auf. Eine zweite große Volksversammlung zu Nortorf in Holstein am 14. September wurde durch dänisches Militär auseinandergetrieben. Die Stände in Schleswig, Beseler an der Spitze, protestirten ganz im Sinne der Holsteiner gegen die Regierung und die Mehrheit verließ den Sitzungssaal, als die Regierung ihre Vorschläge zurückwies, im Oktober. Die Ruhe wurde indeß nicht weiter gestört und die ganze Angelegenheit blieb, wie sie war, bis am 20. Januar 1848 der König starb, ihm sein Sohn Friedrich VII. nachfolgte und wenige Tage später die große Revolution in Frankreich ausbrach.

Die badische Kammer begann damals eine immer auffallendere Rolle zu spielen. Ihre Koryphäen Rottek und Welker hatten durch das „Staatslexikon“ die liberale Doctrin weit und breit unter das Volk gebracht. Rotteks Weltgeschichte wurde in unzählbaren Exemplaren selbst unter den Handwerksgesellen verbreitet, auch die Commis-Voyageurs machten damals in liberaler Politik wie in einem Handelsartikel. Zwei badische Abgeordnete, der alte v. Itzstein und der junge Hecker, reisten 1845 nach Preußen, um sich mit der ostpreußischen Opposition in Verbindung zu setzen, wurden aber aus Berlin ausgewiesen. Ein anderer, Bassermann, nahm sich insbesondere der Deutschkatholiken an. Die von Gervinus in Heidelberg gegründete „Deutsche Zeitung“ wurde das Organ der deutschen Doctrinäre. Weiter noch als diese wollte Hecker gehen, in Verbindung mit dem Russen von Struve, der zu Mannheim in seinem „Zuschauer“ schon republikanische und socialistische Ideen verbreitete. Am 12. September 1847 hielten diese beiden eine Versammlung Gleichgesinnter in Offenburg ab, worin

sie constitutionelle Forderungen stellten, wie Preßfreiheit, Vereinsrecht, Geschwornengerichte, Lehrfreiheit, gleiche Berechtigung aller Culte 2c., patriotische, namentlich Vertretung des Volkes beim Bundestage, und demokratisch-socialistische, wie allgemeine Volksbewaffnung, Selbstregierung des Volks, Abschaffung aller Vorrechte, eine progressive Einkommensteuer und Garantie der Arbeit, das eigentliche Programm der späteren Revolution. Durch dieses Vorschreiten der äußersten Linken sahen sich die gemäßigten Constitutionellen veranlaßt, im Oktober eine Zusammenkunft von Notabilitäten aus verschiedenen deutschen Kammern, welche der alte Itzstein nach Heppenheim berufen hatte, gutzuheißen und zu beschicken. Derselben wohnten auch Hansemann und Mevissen als Mitglieder des vereinigten Landtags in Preußen bei. Man beschloß, mit vereinigten Kräften und übereinstimmend alles zu thun, um auf verfassungsmäßigem Wege zu dem zu gelangen, was in Deutschland noch fehlte, um aus dem Repräsentativsystem eine Wahrheit zu machen. Gegen den Vorschlag aber, eine Volksvertretung auch beim Bundestage zu verlangen, erklärte sich Heinrich von Gagern aus Darmstadt aus einem sehr richtigen Grunde, weil der Executivgewalt im deutschen Bunde die einheitliche Spitze fehle und ein Reichstag ohne Kaiser nicht wohl durchführbar sey.

Mancherlei Bewegung zeigte sich auch schon in den Massen. Der Turnverein in Offenbach mußte wegen demokratischer Wühlerei aufgelöst, eine Volksversammlung in Donaueschingen untersagt werden. Aus der radikalen Schweiz wurden Brandschriften in Menge, besonders communistischen Inhalts, unter den deutschen Handwerkern verbreitet. Dazu kam ein Hungerjahr, hauptsächlich veranlaßt durch die Kartoffelkrankheit, die sich über den ganzen Welttheil verbreitete. Das Brod wurde außerordentlich theuer und im Frühjahr 1847 brachen an vielen Orten Theurungsunruhen aus, welche die Proletarier doppelt empfänglich machten für die revolutionäre Verführung. So in Breslau, Halle, Stettin, Posen, vielen Orten in Böhmen, in Ulm, Tübingen. Der König

von Württemberg selbst war in einem Theurungsauflauf zu Stuttgart am 3. Mai, den er durch gütiges Zureden stillen wollte, Steinwürfen ausgesetzt. Die Frechheit im gemeinen Volke nahm auffallend überhand. Auch die Presse wurde immer rücksichtsloser und ergriff in ihrer ungeheuren Mehrheit für den Radikalismus in der Schweiz Partei. Eine revolutionäre Schwüle lag in der Luft, die einen nahen Ausbruch wilder Volkselemente erwarten ließ.

Der treffliche König Ludwig von Bayern erlag damals dämonischer Bezauberung durch die spanische Tänzerin Lola Montez. Diese schöne Furie kehrte in München alles zu unterst und oberst, stürzte das Ministerium Abel, welches sich ehrenwerth weigerte, ihre Erhebung zur Gräfin von Landsberg zu unterzeichnen, und brachte den König dahin, ein neues Ministerium nach ihrem Sinn zu ernennen, wozu sich Zurhein und Maurer hergaben, am 13. Februar 1847. Hierauf wurden sieben katholische Professoren der Universität München abgesetzt, der Redemptoristenorden aufgehoben und ein entschieden kirchenfeindliches System angekündigt. Studenten und Volk brachten dem abgesetzten Professor von Lasaulx ein Ständchen und der Lola ein Pereat, wogegen das Militär einschritt. Hatten die Aufgeklärten und Fortschrittsmänner bisher das Ministerium Abel jesuitischer Grundsätze beschuldigt, so scheuten sie sich jetzt nicht, selber dem jesuitischen Grundsatz „der Zweck heiligt das Mittel“ zu huldigen und ließen sich die Lolawirthschaft gern gefallen; die Spanierin war keck genug, sich zur Patronin der Freisinnigkeit aufzuwerfen. Es währte daher noch lange, bis die sittliche Opposition gegen sie Kraft gewann. Im November trat das bisherige Ministerum ab und ein noch liberaleres, den Fürsten von Oettingen-Wallerstein und Bercks an der Spitze, vom Volk das „Lolaministerium“ genannt, übernahm die Geschäfte. Im Winter bildete sich die Lola ein Gefolge von lüderlichen Studenten (die s. g. Alemannia), mit denen sie lärmend durch die Straßen zog und des Nachts Orgien feierte. Im Anblick dieser Scandale starb der alte ehrwürdige Görres am 29. Januar 1848, und an seinem

Grabe erst erwachte der Zorn der Jugend und des Volkes. Als die Lola wagte, seinem Leichenbegängniß zuzusehen und dabei Zeichen der öffentlichen Verachtung empfing, drohte sie mit der Reitpeitsche, sie werde die Universität schließen lassen. Die von den Studenten beabsichtigten Feierlichkeiten am Grabe des geliebten Lehrers wurden am 3. und 6. Februar verhindert. Da am 7. brauste die Jugend auf, von Volksmassen unterstützt, und keine Alemannen durften sich auf der Straße sehen lassen, ohne mißhandelt zu werden. Mit gewohnter Kühnheit stürzte nun Lola selbst auf die Straße, um sich ihrer Lieblinge anzunehmen, gerieth aber unter die Fäuste der Mezger und Brauer und nur ihr Geschlecht und ihre Schönheit entwaffnete die Wuth der Menge. Sie wurde in eine Kirche gerettet. Truppen reinigten hierauf die Straßen und noch den gleichen Abend wurde die Universität geschlossen. Nun aber sammelten sich an den folgenden Tagen die Bürger Münchens und drohten mit einer Sturmpetition. Auch die Reichsräthe machten dem König Vorstellungen. Da bewilligte er am 11. die Wiedereröffnung der Universität. Die Lola entfloh in dem Augenblick, als man ihr Haus bereits stürmte und auch die Alemannen verschwanden. Aber das Spiel war noch nicht zu Ende. Dem Grafen Arco-Valley, der aus Freude über Lola's Entfernung 5000 Gulden den Armen schenkte, wurde der Hof verboten. Sie selbst blieb noch in der Nähe, um wiederzukommen. Die neuen Tumulte aber, die sie in München hervorrief, griffen schon in den allgemeinen Sturm der deutschen Märzrevolution ein. Lola Montez war kein gewöhnliches Weib. In ihrer reizenden Gestalt, süßverlockend und frech abschreckend, erblickten wir ein dämonisches Spiegelbild der Revolution, dieser selbst vorangaukelnd.

Viertes Buch.

Der Sonderbundskrieg und Pius IX.

Die kleine Demüthigung, welche die Schweiz durch den französischen Gesandten erlitten, war bald verschmerzt, da Ludwig Philipp sich in einer Hauptsache, der kirchlichen Frage, den Schweizer Radikalen geneigt zeigte und den Papst ersuchte, sich in Bezug auf die Beschlüsse der Badener Conferenz mit der Eidgenossenschaft zu vertragen.*)

Die Kirchenverfolgung schritt nun immer weiter vor. Im August 1837 wurde die katholische Minderheit im Canton Glarus von der reformirten Mehrheit mit Waffengewalt unterdrückt und eine neue Verfassung erzwungen, das uralte Kloster Pfäffers aufgehoben. Im Jahr 1838 sollte der Streit der Klauenmänner gegen die Hornmänner benutzt werden, um im Canton Schwyz den Radikalismus einzuführen. Die ärmeren Landleute, die nur kleines

*) v. Tillier, Geschichte der Eidgenossenschaft I. 337 nach Actenstücken.

Vieh mit Klauen hielten, konnten die Allmandweide nicht in dem Maaß benutzen, wie die reichen, welche großes Vieh mit Hörnern besaßen, verlangten daher eine Ausgleichung und Entschädigung von den Reichen. Es kam deshalb bei der Landgemeinde zu einer großartigen Prügelei, in welcher die Hornmänner siegten. Der damals radikale Vorort Luzern wollte gleich einschreiten, aber Zürich war besonnener und verhinderte es. In demselben Jahre wurde die Schweiz abermals durch französische Forderungen allarmirt, indem Ludwig Philipp die Ausweisung Ludwig Napoleons verlangte. Ich werde bei der Geschichte Frankreichs darauf zurückkommen. Die gemäßigten Schweizer waren zur Nachgiebigkeit geneigt, als Frankreich bereits Truppen an die Grenzen schickte, nur die exaltirtesten Radikalen wollten den Kampf aufnehmen. Ludwig Napoleon machte der Sache ein Ende, indem er freiwillig ging, aber die Radikalen rühmten sich nun doch, nicht nachgegeben zu haben und wurden immer trotziger. In Bern wichen die Brüder Schnell, die in diesem Handel für Mäßigung gewesen, in zu großer Empfindlichkeit dem Einfluß der exaltirten Radikalen und Neuhaus kam hier ans Ruder.

In Zürich hielt man bisher immer noch eine gewisse politische Mäßigung ein und setzte dem radikalen Uebermuth anderer Cantone Schranken, aber im Haß gegen Christenthum und Kirche ging man hier weiter als anderswo. In ersterer Beziehung wurde Hirzel von seinen vernünftigeren Collegen zurückgehalten, in der zweiten Beziehung aber ließ man ihn gewähren. Er setzte nun seine ganze Hoffnung auf die Zukunft und wollte die jüngere Generation zum unbedingten Fortschritt und zur neuen Religion des freien Geistes erziehen lassen. Schon war Scherr Lenker des Schulwesens in Zürich, jetzt sollte auch noch der große Christusleugner Dr. Strauß als Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte nach Zürich berufen werden, um, wie Hirzel in einer öffentlichen Rede verkündete, eine neue Aera zu beginnen und Zürich zum Ausgangspunkt einer neuen Reformation zu machen, die noch ungleich großartiger werden sollte, als die des Zwingli gewesen. Die Berufung er-

folgte im Januar 1839, allein bald zeigte sich solche Aufregung im christlichen Volke, daß man die Berufung sistirte und im März den Dr. Strauß, ehe er noch gekommen war, in Ruhestand versetzte mit einer Pension von 1000 Schweizerfranken, die er auch annahm. Damit war aber das christliche Volk noch nicht beruhigt. Es forderte Bürgschaften für seinen Glauben und daß Scherr entfernt werde, der die Jugend des Landes systematisch in den Schulen entchristlichte, Bibel und Katechismus verwerfend. Ein s. g. Glaubenscomité, Hürlimann und Rahn an der Spitze, formulirte die Beschwerden des Volks. Die radikale Regierung wollte das Comité in Anklagestand versetzen, ließ sich aber durch eine imposante Volksversammlung in Kloten abschrecken, benahm sich feig und wurde, als sich das Gerücht verbreitete, sie suche bewaffnete Hülfe bei den radikalen Cantonen, durch eine allgemeine Erhebung gestürzt. In der Nacht auf den 6. September ließ Bernhard Hirzel, Pfarrer zu Pfäffikon, zuerst die Sturmglocke läuten, die bald im ganzen Lande wiedertönte, und von allen Seiten bewegte sich das fromme Landvolk, geistliche Lieder singend, „ein betender Aufstand", gegen Zürich. Die Regierung benahm sich kopflos, ihre wenigen Truppen wichen nach einem kurzen Gefecht, in welchem der Regierungsrath Dr. Hegetschweiler, ein ausgezeichneter Naturforscher, erschossen wurde, indem er gerade Frieden stiften wollte. Die Regierung mußte dem Sturme weichen, die Sieger aber behielten die gemäßigten Mitglieder derselben bei und ersetzten die geflohenen durch christlich gesinnte Männer, wie Muralt, Hürlimann ꝛc. Melchior Hirzel hatte für immer alle Bedeutung verloren, Scherr verlegte seine Wirksamkeit in den radikalen Thurgau. Dr. Keller entsagte dem Radikalismus gänzlich und ließ sich zu Berlin im preußischen Staatsdienste placiren.

Hatte der Radikalismus Zürich eingebüßt, so gewann er dagegen in diesem Jahre die Oberhand in Wallis. Hier wurden die conservativen, vorzugsweise deutschen Oberwalliser von den radikalen, vorzugsweise welschen Unterwallisern, deren Haupt Barmann

war, damals übervortheilt. Auch in Tessin kam eine radikale Partei unter Franciscini empor und stürzte die alte Regierung, 1839. Im folgenden Jahre trat der gesetzliche Termin der Verfassungsrevision (nach 10 Jahren) in Solothurn und Aargau ein und in beiden Cantonen siegte der Radikalismus, der hauptsächlich auch auf Bern trotzte, weil hier 1841 Neuhaus zum Schultheißen, und sofern Bern gerade Vorort war, auch zum Präsidenten der Tagsatzung erhoben wurde. Dieser Mann von durchaus französischer Erziehung brachte eine Treulosigkeit in die höchste Verwaltung der Eidgenossenschaft, wie sie bisher noch nicht vorgekommen war. Als die katholische Minderheit des Volks im Aargau durch die neue Verfassung die Parität aufs schändlichste verletzt sah und das s. g. Bünzener Comité Maaßregeln dagegen berieth, ließ die Regierung die Mitglieder des Comité im Kloster Muri verhaften. Das katholische Landvolk litt es nicht, befreite die Gefangenen und nahm den Regierungscommissär Waller selbst in Verhaft, 10. Januar 1841. Aber schon am andern Tage stand nicht nur die ganze Streitmacht der reformirten Aargauer unter den Waffen, sondern am 12. rückten auch bereits Berner Truppen ins Aargau ein, welche Neuhaus im Parteiinteresse der Aargauer Radikalen abschickte, ohne daß wirkliche Noth es erfordert hätte. Vergebens mahnte Zürich zur Mäßigung, am 13. Januar war bereits der ganze katholische Theil des Aargau (die s. g. freien Aemter) mit 15,000 Mann reformirter Truppen überschwemmt, welche Frei-Herrosé von Aarau anführte, und die sich jeden Uebermuth erlaubten, besonders schändlichen Unfug in den Kirchen trieben. An dem gleichen Tage wurde im großen Rath zu Aarau auf Antrag des Seminardirektor Keller der tumultuarische Beschluß gefaßt, sämmtliche Klöster im Aargau aufzuheben. Mit der Ausführung aber eilte man so, daß Frei-Herrosé am 25. Januar bereits dem Abt von Muri erklärte, binnen zweimal 24 Stunden dürfe kein Mönch mehr im Kloster seyn. Kloster Muri war uralt

und reich begütert, auch Wettingen an der Aar, minder die andern Klöster.

Der Vorort Bern hatte in diesem Fall allen Rechten zuwider parteiisch gehandelt und nicht etwa blos die Autorität der Regierung im Aargau herstellen, sondern auch durch Anwesenheit seiner Truppen die Aufhebung der Klöster bewirken helfen. Dagegen erhoben nun die katholischen Urcantone und selbst die Stadt Basel Protest. Desgleichen Rom und auch Oesterreich, weil Murk eine Stiftung der Habsburger war. Metternich ließ in seiner Note an die Schweiz einfließen, wenn sie die Rechte Anderer nicht achte, werde ihr eigenes Recht gefährdet. Aber indem Neuhaus die Tagsatzung am 15. März zum erstenmal, seit die Eidgenossenschaft bestund, in französischer Sprache eröffnete, gab er zu verstehen, die Schweiz könne sich, wenn sie von Oesterreich bedroht werde, immerhin auf französischen Schutz verlassen. Die Mehrheit der Tagsatzung dachte indeß billig genug, erklärte die Aufhebung der Aargauer Klöster für dem 12. Artikel des Bundesvertrags, der die Rechte der Kirchen gewährleistet, zuwiderlaufend, und forderte Aargau zur Einstellung seiner Verfügung auf. Aber Aargau trotzte und bequemte sich nur, ein Paar arme Nonnenklöster fortbestehen zu lassen.

Mittlerweile wurde auch die Verfassungsrevision in Luzern vorgenommen und am 1. Mai durch eine Mehrheit von 17,000 gegen 1600 Stimmen eine neue Verfassung und eine neue Regierung eingeführt, in welcher wie in Zürich die Glaubenspartei siegte. Denn lange schon war dem katholischen Volk das Treiben der radikalen Regierung, die Berufung Scherrs, die Errichtung von Schulen in seinem Sinn, das Verbot an die geistlichen Orden, Schulen zu halten rc. zuwider geworden. Ein tüchtiger Bauer, Leu von Ebersol, stand an der Spitze des Volks und trat jetzt in die Regierung ein. Mit ihm Sigwart-Müller, der bisher zu den Radikalen gehalten, jetzt aber sich bekehrte. In dieselbe Zeit fällt der Uebertritt Hurters, der als Antistes in Schaffhausen Vor-

stand der reformirten Geistlichkeit gewesen, zum katholischen Glauben, eine Conversion, die ungeheures Aufsehen erregte und den Haß der Radikalen gegen die katholische Kirche noch mehr entflammte. Wegen der Klöster wurde fortgetagt, protestirt, gemahnt, aber Aargau trotzte fort.

Der Radikalismus erfocht neue Siege in Genf, wo er durch mehrere Aufstände die Regierung erschütterte, seit 1841, unterlag aber in Wallis, wo Barmann mit den Jungschweizern von den Oberwallisern zurückgeschlagen und vertrieben wurde, 1844. Nach dreijährigen nutzlosen Unterhandlungen wegen der Aargauer Klöster beschlossen die Radikalen, die sich jedenfalls der Mehrheit sicher hielten, noch kühner und gewaltthätiger voranzugehen. Die vierhundertjährige Feier der Schlacht bei St. Jakob brachte auf dem Schlachtfelde, unfern von Basel, eine ungeheure Volksmenge zusammen, bei der die radikale Farbe entschieden vorherrschte, am 30. Juni. Hier wurde die Fahne der Walliser beschimpft und die Abgeordneten dieses Cantons zur Flucht gezwungen. Hier reifte auch der Plan, durch Freischaaren mit Gewalt durchzusetzen, wozu man bei der Uneinigkeit der Stimmen auf der Tagsatzung durch keinen legalen Beschluß gelangen konnte. Brenner, ein Schüler Wilhelm Snells, verhöhnte in offener Rede den „papierenen Bund“, der nicht die wahre Eidgenossenschaft sey. Kurz vorher (im Mai) hatte Seminardirector Keller in Aarau, weit entfernt, die Klosteraufhebung zu bereuen, vielmehr den weitern Antrag auf Vertreibung aller Jesuiten aus der Eidgenossenschaft gestellt. Dieser Fanatismus reizte nun die Luzerner, am 12. September die Berufung der Jesuiten in ihre Stadt zu beschließen. Die Jesuiten waren nichts Neues in der Schweiz, zu Freiburg bestand schon lange eine großartige Erziehungsanstalt derselben und auch in Schwyz hatten sie sich niedergelassen. Aber sofern Luzern Vorort war, bildete man sich ein oder gab wenigstens vor, die Jesuiten könnten von hier aus einen viel gefährlicheren Einfluß üben. Die Jesuitenfurcht war hier eben so lächerlich, wie in Sach-

sen, aber sie war nicht aufrichtig gemeint, sondern sollte nur den Absichten der Radikalen dienen. Man wußte wohl, wie ganz ohnmächtig der arme Orden war, aber man machte ein ungeheuerliches Schreckbild aus ihm, um alle bisher billig Denkenden, Ruhigen und Gemäßigten gegen die katholische Partei aufzuhetzen und die Aargauer Klosterfrage über der neuen Jesuitenfrage ganz vergessen zu machen. Klug war die Berufung der Jesuiten nach Luzern in diesem Augenblick nicht, weil sie die Antipathie aller Reformirten gegen sich haben mußte. Sie bewirkte gleich einen Umschlag im Canton Zürich, wo der conservative Bluntschli dem liberalen (wenn auch nicht radikalen) Zehender in der Regierung weichen mußte. Sehr viele, die gern das Recht der Katholiken ferner unterstützt hätten, ließen sich vom Namen des Jesuitismus abschrecken und zogen sich von nun an zurück.

Auch die auswärtigen Mächte tadelten die Jesuitenberufung. Ludwig Philipp wollte seine wachsende Unpopularität nicht noch dadurch vermehren, daß er sich der Jesuiten annahm. Auch Oesterreich mißbilligte die unzeitige Maaßregel. Diese Stimmung im Ausland gab den Radikalen Muth, kühner voranzugehen.

Eine radikale Minderheit in Luzern, der Arzt Dr. Steiger an der Spitze, wagte am 7. Dezember einen Aufstand, der aber im Keim erstickt wurde, indem sich die Verschworenen in einem Wirthshaus überfallen ließen und die Freischaaren unter dem Aargauischen Regierungsrath Waller, die von außen eindringen sollten, an der Emme zurückgeschlagen wurden. Vorort und Tagsatzung schienen zu schlafen. Trotz den gerechten Klagen Luzerns dauerte das Wühlen und Aufhetzen, nur um noch zahlreichere Freischaarenzüge zu veranlassen, unter den Augen des Vororts Bern fort, an dessen Stelle erst im neuen Jahr Zürich Vorort wurde. Schon am 15. Dezember beriefen die Radikalen große Volksversammlungen nach Frauenbrunnen (im Berner Gebiet) und Zofingen, wo ein allgemeiner und offensiver Widerstand gegen die Jesuiten beschlossen und ein Centralcomité ernannt wurde, um die Volksmassen zu leiten. Es

war eine helvetische Centralregierung in spe. Seminardirector Keller war ihr erster Präsident. Allein da der Bund in der Mäßigung des Cantons Zürich Hindernisse fand, so beschloß man, sich hauptsächlich an Bern anzulehnen und die Zofinger traten vor den Frauenbrunnern zurück, unter denen nur Ochsenbein eine triste Berühmtheit erlangt hat. Dieser Ochsenbein übernahm die militärische Leitung des Bundes und in wiederholten, rasch auf einander folgenden Volksversammlungen, so wie durch die Presse wurde der große Freischaarenzug auf das Frühjahr vorbereitet. So zu Inns (29. Dezember), Langenthal (5. Januar 1845), Sumiswald (12. Januar), Herzogenbuchsee, Liestal und Hunzenschwyl (19. Januar), Wimmis, Zweisinnen, Dachsen. Die Luzerner Flüchtlinge schrieben offen an ihre Landesregierung, sie würden bald mit vielen Gästen wiederkommen. Luzern beschwerte sich über die Regierung des Aargaus, unter deren Augen die Freischaaren sich bildeten. Der Vorort Zürich frug auch deshalb offiziell bei Aargau an, berief eine außerordentliche Tagsatzung und erließ ein Kreisschreiben (22. Januar), worin er die dem Vorort ziemliche Mäßigung so gut als möglich mit den Sympathien der wieder in der Züricher Regierung herrschend gewordenen radikalen Partei auszugleichen suchte. Aber solche Vermittelungen konnten dem einmal kühn gewordenen Radikalismus nicht mehr gefallen und die große Volksversammlung zu Unterstraß (26. Januar) bereitete die Sitzung des Züricher großen Rathes (4. Februar) vor, in welcher die gemäßigtere Meinung mit 95 gegen 105 von der radikalen beseitigt wurde. Eben so wurde im Canton Waadt die bisherige gemäßigte Regierung abzutreten gezwungen (13. Februar) und Druey trat an die Spitze der neuen schroff radikalen Regierung.

Die Luzerner verdarben ihre gerechte Sache durch die Härte und Kleinlichkeit,. mit der sie alle Verschworenen oder nur Verdächtigen verfolgten und hunderte von Menschen einkerkerten und inquirirten. Das schadete ihnen sehr in der öffentlichen Meinung, obgleich sich ihr Verfahren aus Furcht vor dem sie überall um-

lauernden Verrath erklären läßt. Sie wollten sich nicht zum zweitenmal in ihrer eigenen Stadt überfallen lassen. Uebrigens riefen sie den alten General von Sonnenberg aus dem neapolitanischen Dienst zurück, um ihm den Oberbefehl über ihre Truppen im Fall eines neuen Angriffs zu geben und erboten ihre katholischen Mitstände zum Aufsehen. Wenn man erwägt, daß die Freischaaren jeden Tag angekündigt wurden, daß Luzern und die Urkantone schon wochenlang vor dem wirklichen Angriff durch falsche Gerüchte allarmirt und dann von den radikalen Blättern ausgelacht wurden, so muß man ihren Zorn entschuldigen.

Die Tagsatzung versammelte sich am 4. Februar 1845. Auf ihr führten die katholischen Cantone eine würdevolle Sprache, wurden aber nur verhöhnt. Die gemäßigte Partei schmolz immer mehr zusammen, da sie sich außer Stande sah, die Freischaaren ernstlich zu verhindern, so lange Luzern nicht die Jesuiten aufgab. Erst am 20. März beschloß die Tagsatzung ein Verbot der Freischaaren, that aber nichts, um sie wirklich zu hindern. Die Starken wollten, die Schwachen konnten sie nicht hindern.

Nachdem das Comité am 26. März einen Aufruf erlassen, sammelten sich die Freischaaren, großentheils geregelte Milizen aus dem Aargau, Bern, Solothurn und Baselland, angeführt von Ochsenbein und von dem Aargauer Regierungsrath Rothplett. Die Berner nahmen aus dem Schloß Nidau 2, die Solothurner aus dem Schlosse Lipp 1, die Aargauer aus der kleinen Festung Aarburg 4 schwere Geschütze mit. Obgleich alles unter den Augen der Regierungen geschah, rührte sich doch Niemand, das Verbot der Tagsatzung geltend zu machen. Am 30. März rückten zwei große Colonnen unter jenen beiden Befehlshabern vor Luzern. Rothplett kam glücklich über die Emme und drang in der Nacht bis in die Vorstadt ein, wagte aber nicht, weiter vorzugehen und wurde am andern Morgen von Sonnenberg mit überlegener Macht angegriffen und zurückgeschlagen. Ochsenbein fand sich in der Nacht nicht zurecht, eine Abtheilung seiner Colonne unter Billo wurde

an der Emme von Schwyzern zurückgeschlagen. Am Morgen suchte Ochsenbein ihn und Rothpletz vergebens auf der Hochebene von Littau und hielt sich allein für zu schwach, zumal rings um ihn schon der Luzerner Landsturm plänkelte. Er befahl also den Rückzug, der bald in eine regellose Flucht ausartete zum Verderben der Einzelnen, die nun viel leichter von den Luzerner Bauern erschlagen oder gefangen wurden. Billo entkam mit dem Rest seiner Schaar über Sursee. Rothpletz wurde, nachdem seine Colonne sich aufgelöst, mit wenigen Gefährten nahe am Ufer der Emme gefangen. Der Hauptheil seiner Colonne mit den Kanonen entfloh nach Malters; als sie hier ankamen, war es schon wieder Nacht geworden, ein quer über die Landstraße gestellter Heuwagen hielt die Kanonen auf und aus Häusern und Gärten schossen die Luzerner Bauern auf die Freischärler, die hier alle gefangen wurden. Im Ganzen verloren die Freischaaren 104 Todte, eine unbestimmbare Zahl von Verwundeten, Kanonen, Munitionswagen und Gepäck sammt 1785 Gefangenen, unter denen Oberst Rothpletz, drei Oberstlieutenants, zwei Majore. Die Luzerner und ihre Verbündeten hatten nur 8 Todte und 21 Verwundete.

Dieser schöne Sieg des Rechts erregte unter denen, die so gröblich dem Unrecht geholfen, anfangs tiefe Bestürzung, dann grenzenlose Rachlust. Aber die Radikalen hielten ihren Ingrimm zurück, bis die Gefangenen ausgelöst seyn würden. Am 5. April versammelte sich die Tagsatzung, die so wenig ihre Schuldigkeit gethan hatte, abermals in Zürich. Hier erschien Sigwart-Müller als Gesandter von Luzern und sprach entrüstet „von den treulosen Regierungen, die solche Horden gegen einen eidgenössischen Mitstand gesendet, sie mit Waffen und Munition versehen, ihre Milizoffiziere als Anführer gegeben. Im Hofe des Regierungsgebäudes zu Luzern stehen jetzt die Kanonen aus dem Zeughause des Aargaus. Und auch ein Berner Geschütz. Hatte das stolze Bern, das auf 40,000 Bajonette pocht, nicht so viel Kraft, einen Freischaarenzug zu verhindern?“ Er forderte Bestrafung der Schuldigen, zunächst

Entlassung der eidgenössischen Offiziere, die unter den Freischaaren gedient. Aber man hielt ihn hin. Man marktete nur um das Lösegeld der Gefangenen, das endlich zu 200,000 Franken für Aargau, 70,000 für Bern, 35,000 für Baselland, 20,000 für Solothurn und 25,000 für die übrigen Cantone festgestellt wurde. Sodann sollten Luzerns Bundesgenossen für ihre Ausrüstung 130 bis 150,000 Franken bekommen. So der Vertrag vom 25. April, worauf alle Gefangenen frei hinziehen durften mit Ausnahme der Luzerner Insurgenten, unter denen Dr. Steiger zum Tode verurtheilt, aber mit List aus dem Kerker befreit wurde. Unmittelbar nachher, im Juni, zogen die ersten Jesuiten in Luzern ein. Aber Leu von Ebersol, der sie berufen, wurde in der Nacht des 20. Juli in seinem Bett, während er schlief, von einem gewissen Jakob Müller erschossen, einem schlechten Subject, welches Privatrache an ihm üben wollte, sich aber auch von Parteimännern zu der Unthat verführen ließ. Er wurde hingerichtet. Die übrigen Luzerner Insurgenten wurden zum Theil hart mit Gefängniß, die Reichen mit Geldstrafen belegt.

Eine wahre Sühne erfolgte nicht. Die Radikalen trachteten nur, neue Kräfte zu sammeln, um Rache zu üben. Daß sie keineswegs bloß den Jesuitismus und die katholische Kirche anfeindeten, sondern auch den reformirten Glauben haßten, hatte schon der Eifer für Strauß dargethan, und wurde aufs neue bewährt durch die rücksichtslose Verfolgung der reformirten Geistlichen im Canton Waadt. Hier hatte sich der Advokat Druey zum Dictator aufgeworfen, trotz eines kropfartigen Halsauswuchses ein glänzender Redner, ein blasirter Roué in der Maske des cynischen Volkstribunen, ein genialer Schalk, der alle Menschen auslachte mit der Prätension, für das Wohl der Menschen zu glühen, eine der seltsamsten Ausgeburten des Schweizer Radikalismus, jedenfalls mehr Franzose als Deutscher. Diesem „lustigen Teufel" fiel es ein, sich an der Angst der Frommen zu ergötzen. Als er sämmtlichen reformirten Geistlichen des Cantons befohlen, die neue Verfassungs-

urkunde von der Kanzel zu verlesen, und die meisten sich weigerten, die heilige Stätte zu seinen politischen Demonstrationen herzuleihen, befahl er die Absetzung der Widerspenstigen. Zweihundert Geistliche traten zusammen, (11. November), verlangten Trennung der Kirche vom Staate und errichteten, da ihnen die Kirchen geschlossen wurden, s. g. oratoires zum Privatgottesdienst. Aber Druey ließ ihre frommen Versammlungen durch den Pöbel auseinanderjagen, setzte alle renitenten Pfarrer ab und dafür die unfähigsten Subjecte ein, oder schmolz mehrere Pfarreien in eine zusammen. Mit gleichem Hohn trieb er die berühmten Männer aus der Academie von Lausanne, namentlich Monnard, der Schutz in Preußen fand. Die Excesse des Pöbels gegen die Frommen wiederholten sich noch überall, wo diese sich versammelten. Zu Echallens wurden sogar die Diakonissen aus dem Spital verjagt. Dagegen durfte der Communist Treichler in Lausanne öffentliche Vorträge halten und Marr, ein Schauspielersohn aus Leipzig, in einem Journal den Grundsatz aufstellen: Atheismus ist der Anfang der Humanität. Die Communisten waren damals in der französischen Schweiz sehr thätig. Ihre Lehre, Gemeinschaft der Güter, Theilung der Arbeit, war in Frankreich hauptsächlich von Fourier ausgebildet worden und hatte sich besonders im Handwerkerstande verbreitet. Ihr vornehmster Anhänger unter den Deutschen war der preußische Schneidergesell Weitling, der damals seine merkwürdigen Bücher gleichfalls in der Schweiz schrieb. In Bern und Zürich bestanden wie in Waadtland communistische Druckereien, von wo Brandschriften aller Art ausgingen, unter andern eine wohlfeile Volksausgabe von Feuerbachs „Religion der Zukunft", in welcher die gänzliche Ausrottung des Christenthums als das Ziel bezeichnet war.

Daß die Feinde der katholischen Kirche auch zugleich die der evangelischen wurden, ist sehr beachtenswerth. Weder die Deutschkatholiken wollten, indem sie die alte Kirche verließen, Protestanten werden, noch die Schweizer Radikalen, indem sie gegen die Jesuiten zu Felde zogen, die Bundesgenossenschaft der gläubigen Zwinglianer

und Calvinisten annehmen. Die radikale Opposition wandte sich von allen Kirchen zugleich ab.

Im Canton Bern wurde im Februar 1846 Neuhaus entfernt. Derselbe hatte bei dem Freischaarenzug im Sinne der Radikalen nicht genug Energie bewiesen, immer noch zu viel gezögert und auf die Tagsatzung Rücksicht genommen. Die Radikalen wollten ganz freie Hand haben und drohten ohne weiteres den Schuldigsten ihrer Partei, das Haupt der Freischärler, den offnen Eid- und Friedensbrecher zum Schultheiß von Bern und somit, wenn Bern Vorort wurde, zum Haupt der Eidgenossenschaft zu erheben. Wessen hatten sich die katholischen Cantone zu versehen, wenn Ochsenbeins Erhebung durchging, zu der schon alles sich vorbereitete, da er das große Wort im Verfassungsrathe führte!

Nichts war natürlicher, als daß die sieben katholischen Orte Luzern, Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis, sich neuer Angriffe von Seiten der Radikalen versahen und sich demnach zu einer gemeinschaftlichen Vertheidigung verbanden. Es geschah heimlich, aber bald verbreitete sich die Kunde davon und augenblicklich wurde dieser s. g. Sonderbund von den Radikalen als ungesetzlich und bundeswidrig bezeichnet, obgleich sie selbst früher das bekannte Siebener Concordat geschlossen hatten. Die armen katholischen Cantone, die sich nur zur Nothwehr verbunden, wurden jetzt als Angreifer, das unschuldige Lamm vom Wolfe als Räuber und Mörder angeklagt. Der Kriegsrath der sieben katholischen Orte constituirte sich am 20. September.

Am 7. October wurde Genf nach wiederholten radikalen Erschütterungen durch eine blutige Revolution dem Radikalismus erobert. Es gab Barrikaden, die aufständische Vorstadt St. Gervais wurde von den Regierungstruppen beschossen, aber James Fazy zeigte an der Spitze der Bewegung mehr Energie, als die alte Regierung, die sich sofort auflöste. Druey und Ochsenbein hatten hier mitgewirkt. Dagegen wurde ein Aufstandsversuch im Canton Freiburg, der von Murten ausging, am 6. Januar 1847

unterdrückt. Die Berufung des Dr. Zeller, eines Gesinnungsgenossen von Strauß und gleichfalls aus Tübingen, an die Universität Bern sollte eine Genugthuung seyn für die Niederlage der „Strußen" in Zürich, allein sie verlor alle Bedeutung, da Zeller sich vom politischen Radikalismus fern hielt und auch Bern bald wieder freiwillig verließ. Als gläubige Prediger in Bern sich gegen Zeller's Berufung geäußert hatten, wurden sie mit scharfen Geldstrafen belegt.

Mit Neujahr 1847 wurde Bern Vorort, aber Funk als Schultheiß und Präsident der Tagsatzung vorgeschoben und Ochsenbein trat erst am 1. Juli als solcher ein, um von diesem Moment an Schlag auf Schlag gegen die katholische Partei zu führen. Seine Zurückhaltung in der ersten Hälfte des Jahres war darauf berechnet, die Gegner und die auswärtige Diplomatie noch in täuschender Ruhe einzuwiegen. Denn die großen Mächte suchten fort und fort das Feuer in der Schweiz zu dämpfen, aber sie waren nicht einig. Oesterreich versprach dem Sonderbund, es werde nie zugeben, daß die sieben Cantone ihre Selbstständigkeit einbüßten, und lieh ihm die kleine Summe von 100,000 Gulden; aber England trat ganz offen für die Radikalen auf, seitdem Palmerston an's Ruder gekommen war. Frankreich wußte nicht recht, wie es sich verhalten sollte zwischen den Extremen und war auch zu viel mit sich beschäftigt. Ochsenbein durfte wagen, dem französischen Gesandten, Graf Bois le Comte, auf seine Mahnungen eine scharfe und abweisende Antwort zu geben. Die Schweizer Radikalen waren von England gut berathen und durchschauten alle damaligen Schwächen der Großmächte, daher ihre rücksichtslose Kühnheit. Man konnte damals noch nicht wissen, ob nicht Metternich wirklich dem Sonderbunde Hülfe leisten würde; aber die Schweizer Radikalen handelten so, als ob das gar nicht möglich wäre. Daß sie sich in dieser Berechnung nicht täuschten, gereicht dem Fürsten Metternich zum Vorwurf. Dieser erfahrne Staatsmann mußte wissen, daß, wenn er den Sonderbund nicht schützen konnte oder wollte, damit der

Bankerott seines politischen Systems und seiner Macht vor ganz Europa erklärt war.

Am 1. Juli wurde Ochsenbein Bundespräsident, am 5. eröffnete er die Tagsatzung und am 20. wurde in derselben durch Mehrheit beschlossen, der Sonderbund sey mit dem Bundesvertrag unvereinbar, mithin aufzulösen. Die Gesandten der sieben Orte protestirten feierlich. Von nun an wurde Schritt vor Schritt die Mißhandlung der katholischen Schweiz von der reformirten Mehrheit auf der Tagsatzung unter dem Schein der Gesetzlichkeit fortgesetzt. Im August wurden alle Offiziere der sieben Orte aus dem eidgenössischen Dienste gestrichen, im September die Vertreibung der Jesuiten aus der ganzen Eidgenossenschaft, die Vollziehung der Execution am Sonderbund beschlossen. Kern von Thurgau verfaßte die gleißnerische Proklamation, durch welche dieser Schritt motivirt wurde. Es war die Sophistik der Gewalt gegen das Recht. Der Sonderbund war mit besserem Recht geschlossen worden, als das Siebener Concordat, nämlich bloß zur Nothwehr. Die Berufung der Jesuiten, eine rein katholische Sache, ging die reformirten Cantone gar nichts an. Die schwer angegriffene katholische Minderheit, die lediglich ihr gutes Recht vertheidigen wollte, als Friedestörer anzuklagen, war Hohn. Daß der Freischärler Ochsenbein Präsident des Schweizerbundes werden und jetzt über Luzern zu Gericht sitzen durfte, eine Umkehr aller Rechtsbegriffe. Zudem waren es gerade die katholischen Cantone, welche die Cantonalsouveränetät nach dem von allen europäischen Mächten garantirten Bundesvertrage von 1815 aufrecht erhalten wollten, während die radikalen Cantone bei ihrem Angriff auf den Sonderbund nichts anders bezweckten, als Vernichtung der Cantonalsouveränetät, Zertrümmerung des bisherigen Bundes und Herstellung eines neuen mit einheitlicher Spitze. Sie handelten also mit bewußtem Truge, wenn sie auf Grund und im Namen des noch bestehenden Bundes zu richten die Miene annahmen. Derselbe Trug waltete in den Versprechungen vor, durch welche sie einen großen Theil der Katho-

liken gewinnen wollten, vom Sonderbund abzufallen. Den katholischen Cantonen wurde nämlich in gedachter Proclamation ihre politische Selbstständigkeit und ihrer Kirche voller Schutz gesichert, nur Auflösung des Sonderbundes und Entfernung der Jesuiten verlangt. Aber man hatte damals schon die Absicht, die Cantonalsouveränetät nicht bestehen zu lassen und wie wenig die Radikalen gemeint waren, die katholischen Kirchen und Geistlichen zu schonen, bewiesen sie bald nachher mit der That.

Sofort wurden die Rüstungen zum Kriege vorgenommen und von der Tagsatzung der Genfer Dufour zum General und Oberbefehlshaber sämmtlicher Executionstruppen ernannt. Dieser alte Soldat Napoleons kannte seine Leute. Nur durch eine ungeheure Mehrheit hoffte er den Sonderbund erdrücken zu können und auch das nur, nachdem er die ungeübten Milizen wenigstens sechs Wochen lang würde dressirt haben. Er nahm sich also Zeit und ließ gegen 100,000 Mann aufbieten, welche tüchtig exerciren und manövriren mußten. Im Kriegsrathe des Sonderbundes war so viel Besonnenheit und Methode nicht zu finden. Mancher zwar gab den einzig vernünftigen Rath, die Begeisterung des katholischen Volkes zu benützen und rasch anzugreifen, ehe noch Dufour seine Leute alle versammelt und eingeübt hätte. Allein die Mehrheit wollte sich auf bloße Vertheidigung beschränken. Zum General wurde nicht mehr Sonnenberg gewählt, sondern Salis-Soglio, der unter Wrede gegen Napoleon und später in den Niederlanden gedient hatte und ein Reformirter aus Graubündten war. Gewiß ein seltsamer Mißgriff, an die Spitze eines katholischen Glaubensheeres einen Reformirten zu stellen. Auch der berühmte „Landsknecht", Fürst Friedrich von Schwarzenberg, Sohn des Feldmarschalls, der nach Luzern gekommen war und dem man den Oberbefehl angeboten, trug dadurch, daß er denselben ablehnte und überhaupt die Kräfte des Sonderbundes für unzureichend erklärte, nicht wenig dazu bei, den Muth herabzustimmen. Ein verhängnißvoller Widerspruch in beiden Lagern. Die ungerechte Sache fand einheitliche

Leitung unter einem klugen Kopf, die gerechte kam in schwache Hände uneiniger Führer. Obgleich der Sonderbund nur den vierten Theil so viele Streiter aufbrachte, wie die radikale Schweiz, so hätte er doch bei raschem und einigem Handeln Erfolge erringen und den Gegnern lange trotzen können, wenn ihm ein kriegerisches Haupt nicht gefehlt hätte.

Zwar eröffneten die Sonderbundstruppen den Feldzug, indem sie am 3. November das Hospiz auf dem St. Gotthard besetzten und am 10. einen Einfall ins Aargau machten. Aber beide Expeditionen entsprachen der Erwartung nicht. Zwei Lieutenants, die vom Hospiz aus recognoscirten, wurden aus einem Hinterhalt von den Tessinern erschossen, eine schlimme Vorbedeutung. Die ins Aargau eingefallenen Truppen überraschten 45 Mann in einem Dorfe und nahmen sie gefangen, wurden aber von Salis wieder zurückgezogen, wie lebhaft man ihm auch die Vortheile einer kühnen Offensive vorstellte.

Man wußte, Dufour werde zuerst über das völlig isolirte Freiburg herfallen. Ein Attaché der französischen Gesandtschaft holte von dort die Jesuitenschüler ab und rettete sie bei Zeiten über die Grenze. Freiburg wurde von Oberst Maillardoz in ziemlich guten Vertheidigungsstand gesetzt und das Volk war muthig, aber als von Luzern her keine Hülfe kam und auch die Walliser durch die Waadtländer an einer Hülfeleistung verhindert wurden und Dufour mit 25,000 Mann und vielem Geschütz gegen die Stadt heranzog, war er gegen solche Uebermacht zu schwach. Nach einem unbedeutenden Gefechte entschloß sich die Regierung zu capituliren, um die Stadt vor Sturm und Plünderung zu retten. Das bewaffnete Volk war wüthend und ließ sich nur schwer überreden, daß die Capitulation das kleinere Uebel sey. Sie wurde am 14. November vollzogen. Obgleich nun Dufour Schonung der Personen und des Eigenthums zugesichert hatte, übte doch die radikale Soldateska schändlichen Unfug, mißhandelte viele Personen, unter andern den Chorherrn Vuilleret, plünderte viele Häuser, vor allen das schöne

Jesuitencollegium, in dem alles gestohlen oder zertrümmert wurde, und terrorisirte Tage lang fort. Eben so übel wurde auf dem Lande gehaust, ein Kaplan Duc muthwillig erschossen. Dufour klagte bitter, die Aufführung seiner Truppen sey eine Schande, „die er einer verlornen Schlacht gleichsetzte,“ allein er hatte keine Macht, irgend Jemand zu bestrafen. Der Mörder Ducs rühmte sich seiner That nachher noch öffentlich zu Bern. Auch hinderte Dufour nicht, daß unter seinen Bajonnetten ein Haufe des elendesten Gesindels im Theater eine neue Verfassung und Regierung des Cantons Freiburg schuf.

In denselben Tagen machten die Sonderbundstruppen vom Hospiz aus einen Angriff auf die Tessiner, welche feig davonflohen, und kamen bis Giornico, am 20. November, wurden aber wieder zurückgerufen, weil die Walliser ausblieben, mit denen sie sich hätten vereinigen sollen. Damals kam auch der „Landsknecht“ wieder nach Luzern, rieth dringend vom Kampf gegen die sichtbare Uebermacht ab und empfahl eine Capitulation. Dazu wollte man sich aber im Kriegsrath doch noch nicht entschließen und beharrte bei der Defensive, opferte aber wie Freiburg, so auch Zug auf, denn dieser kleine Canton mußte, als er von Dufour überzogen und von Salis nicht unterstützt wurde, sich unter Bedingungen ergeben.

Jetzt erst zog Dufour das Netz um Luzern zusammen und griff das Hauptheer des Sonderbundes, das sich bei Gislikon verschanzt hatte, am 23. mit ungeheurer Uebermacht an. Das Gefecht dauerte nicht lange und war trotz des lauten Kanonirens nicht sehr blutig, denn es fielen nur 34 auf Dufours, nur 12 auf Salis Seite, aber Salis selbst wurde verwundet und damit erlahmte der Oberbefehl. Die Ueberzeugung, man sey zu schwach, bemächtigte sich immer mehr der Sonderbundstruppen, die sich auf Luzern und über den See ins Innere der Alpen zurückzogen. Die Luzerner Regierung floh davon, der Stadtrath allein blieb als zuständige Behörde zurück und nahm in Gemeinschaft mit Salis die von Dufour angebotene Capitulation an. Auch diesmal wurde wieder

Sicherheit der Person und des Eigenthums versprochen. Oberst Elgger, der allein noch kämpfen wollte, mußte sich nun auch zurückziehen. Die Häupter des Sonderbunds, die Jesuiten von Luzern (darunter der als Missionsprediger nachher berühmt gewordene P. Roh) flohen nach Italien. Die Urkantone Schwyz, Uri und Unterwalden, so wie auch Wallis nahmen Capitulationen an und der Krieg war zu Ende.

Einen so schmählichen Ausgang nahm der Sonderbundskrieg, ein Krieg fast ohne Schlachten. Die Schweiz hatte dabei wenig Menschen, aber viel Ehre verloren. Der Radikalismus hatte die altschweizerische Treue in der Wiege der Eidgenossenschaft erwürgt.

In Luzern wurde sogleich eine neue radikale Regierung eingesetzt, an deren Spitze Steiger trat, um schonungslose Reaction zu üben, wie in Freiburg. Die Mitglieder der alten Regierung und alle besonders compromittirten Freunde des Sonderbunds wurden verfolgt, eingekerkert, ihr Vermögen confiscirt und die Klöster aufgehoben. Das uralte, reiche Kloster St. Urban fiel um ein Spottgeld einer Kreatur Steigers zu. Auch in Wallis kam eine radikale Regierung unter Barmann auf, der die Klöster einzog und sich sogar nicht schämte, die menschenfreundlichen Mönche aus dem berühmten Hospiz von St. Bernhard zu vertreiben. In den Urcantonen fügte man sich den Gewaltmaßregeln des Bundes, doch drang hier wenigstens der Radikalismus nicht in die Regierungen ein.

Die Sonderbundscantone mußten die Kriegskosten tragen und schon am 20. Dezember vorläufig 1 Million Franken abzahlen, der Canton Neuenburg, weil er neutral geblieben war, 300,000 Fr., Appenzell-Innerrhoden aus gleichem Grunde 15,000.

Frankreich, Oesterreich, Preußen und Rußland reichten am 18. Januar 1848 eine gemeinschaftliche Note bei der Tagsatzung ein, worin sie erklärten, sie sähen den Schweizerbund so lange „als nicht in regelmäßiger und vertragsmäßiger Lage an", bis die überwältigten Cantone wieder ihre volle Unabhängigkeit haben würden.

Kern erklärte dagegen ganz unbefangen, die betreffenden Cantone seyen ja frei und unabhängig geblieben, die neuen Regierungen in Freiburg und Luzern seyen aus freier Wahl hervorgegangen ꝛc. Der muthwillige Druey verachtete solche Sophistereien und dankte den Großmächten ironisch für ihr Wohlwollen, d. h. er gab ihnen zu verstehen, so lange ihr blos Noten und keine Armeen schickt, brauchen wir euch nicht zu fürchten.

Dies war die Sachlage in der Schweiz unmittelbar vor den in Frankreich ausbrechenden Februarstürmen.

Auch Italien sollte um diese Zeit wieder heftig aufgeregt und in die Bewegung hineingerissen werden, die unaufhaltsam einer neuen großen europäischen Revolution entgegenführte.

Im Jahr 1838 ließ sich Kaiser Ferdinand I. feierlich in Mailand zum Könige der Lombardei und Venedigs krönen. In demselben Jahre räumten die Franzosen Ancona. Der Frieden Italiens schien so gesichert, daß der Großherzog Leopold von Toscana einen allgemeinen wissenschaftlichen Congreß nach Florenz einberief nach dem Vorgange der großen Naturforscherversammlungen in Deutschland. Der Papst mißbilligte diesen Schritt, weil dadurch die Hoffnungen auf die Einheit Italiens indirekt genährt wurden.

Der junge Mazzini, dessen schon gedacht wurde (Theil I. S. 394), arbeitete im Stillen für die künftige Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft. Der von ihm gegründete Geheimbund nannte sich das junge Italien. Beim Einverständniß Frankreichs mit den nordischen Mächten war nichts zu unternehmen. Nur mit England war Mazzini damals schon in Verbindung, um nach Umständen der englischen Politik in Italien zu dienen. Als 1840 ein Bruch zwischen Frankreich und den andern Mächten drohte, regte sich auch sogleich das junge Italien und obgleich der europäische

Friede ungestört blieb, ließ sich doch das Feuer der Mazzinisten nicht mehr zurückhalten und 1843 wagten die beiden Söhne des österreichischen Contreadmiral Bandiera, die sich nebst andern in der österreichischen Marine angestellten Italienern hatten verführen lassen, eine Landung und einen Aufstand in Calabrien. Aber sie wurden geschlagen und erschossen. Eine andre Bande, die 1845 im Kirchenstaate aufstand, wurde durch Toscana durchgelassen und entkam.

Der greise Papst Gregor XVI. starb bald nach seiner merkwürdigen Unterredung mit dem Kaiser Nicolaus, am 1. Juni 1846, und das Conclave wählte zu seinem Nachfolger den noch jungen Cardinal Mastai-Ferretti, der sich Pius IX. nannte. Dieser wohlwollende Herr begann seine Regierung sogleich mit Gnadenacten, Ertheilung von Amnestie, Absetzung aller unpopulären Beamten, größerer Befreiung der Presse, aber seine Milde wurde mißbraucht. Man dankte ihm, gab ihm Feste, veranstaltete große Aufzüge zu seiner Ehre mit fliegenden Bannern und erstickte ihn gleichsam in Lorbeern. E viva Pio nono! wiederhallte es durch ganz Italien. Aber man erwies ihm so viel Liebe nur, um ihn zum Werkzeug des jungen Italien zu machen. Wider seinen Willen sollte er das Haupt dieser Partei werden. Schon 1843 hatte Gioberti in einer eignen Schrift behauptet, Italiens Einheit und Unabhängigkeit könne nur durch den Papst erreicht werden. Obgleich nun die Mazzinisten den Papst beseitigen und aus Italien eine Republik machen wollten, schoben sie doch jetzt den Giobertischen Plan vor, um sich des Papstes einstweilen zu ihren Zwecken zu bedienen und ihn nachher wieder fallen zu lassen. Der Club circolo Romano in Rom setzte sich das zur Aufgabe und ließ den Papst mit Liebkosungen und immer wiederholtem Volksjubel unvermerkt auf der schiefen Bahn vorwärts treiben. Ein Mann aus dem Pöbel, Brunelli, genannt Ciceruachio, dirigirte die Massen im Sinne des Clubs, und trotzte dem Papst unter der Maske der Dankbezeugung und immer wiederholter Huldigung eine Concession

nach der andern ab. Da bewilligte der Papst die Einberufung von Vertrauensmännern zu einer Art von Parlament, endlich auch die guardia civica, d. h. die Bewaffnung des Volks, seiner gefährlichsten Gegner selbst. Eben so ging er auf den Gedanken eines italienischen Zollvereins ein, welcher die politische Einheit Italiens anbahnen sollte. So verlief das Jahr 1847 in stetem Jubel. Am Ende desselben kam Lord Minto in Rom an, um Mazzini's Plan durch die Autorität Englands möglichst zu unterstützen. Denn das Londoner Ministerium, Lord Palmerston an der Spitze, war seit der spanischen Heirath mit Frankreich zerfallen, fürchtete dessen Union mit den nordischen Mächten und begann überall das Feuer der Revolution zu schüren, um sie als Bundesgenossin gegen die Continentalmächte zu benutzen.

Oesterreich warnte den Papst vergebens, handelte aber selbst, als die Bevölkerung von Ferrara schwierig zu werden anfing. Diese Festung war gemäß den Tractaten von 1815 von Oesterreichern besetzt, die, um den Insulten der Ferraresen zu begegnen, Verstärkungen an sich zogen und nicht blos die Festung, sondern die ganze Stadt besetzten. Das wurde von der aufgeregten Partei in Rom als ein Eingriff in die Rechte des Papstes angesehen und Pius IX. ließ sich damals wirklich überreden, gegen Oesterreich zu protestiren und Kriegsrüstungen zu machen. Auch Leopold II. von Toscana, der früher schon den Mazzinisten zu viel nachgegeben, wurde jetzt auf dieselbe Art wie der Papst, unter lauter Liebkosungen gezwungen, Bürgergarden, Unabhängigkeit der Schule von der Kirche und Reformen aller Art zu bewilligen. Eben so ängstigte man den Herzog Karl von Lucca, welcher daher sein kleines Land lieber an Toscana abtrat. Diese Abtretung sollte vertragsmäßig erst erfolgen, wenn Marie Louise von Parma gestorben seyn würde, in welchem Fall die bourbonische Linie Lucca's in Parma succediren, Lucca selbst aber an Toscana fallen sollte. Toscana ergriff Besitz, einen kleinen Theil von Lucca aber belegte der Herzog von Modena, der österreichische Truppen zu Hülfe gerufen

hatte. Der Streit wurde ausgeglichen, indem Marie Louise am 18. Dezember 1847 starb und nun der Vertrag zum einfachen Vollzug kam.

Damals rührte sich auch Karl Albert von Sardinien, verkündigte im October mehrere liberale Reformen, schloß im November mit Rom und Toscana einen Zollverein und stützte sich andrerseits auf die radikale Schweiz, so daß Oesterreich von dieser Seite mehr noch als in Ferrara bedroht war. Die Bewegung ergriff aber auch den Süden Italiens. Am 12. Januar 1848 brach ein Aufstand in Palermo, am 29. einer in Neapel aus und König Ferdinand II. gab eine Verfassung. Dasselbe versprachen nun auch Karl Albert und Leopold von Toscana, im Anfang des Februar. Karl Albert wurde gewaltsam durch sein Volk aus seiner bisherigen Zurückhaltung herausgerissen. Man ließ ihm nur die Wahl, durch die Revolution unterzugehen, oder sich derselben anzuschließen und man schmeichelte ihm mit der Hegemonie in Italien, wie man eben damit dem Papst schmeichelte, um einen wie den andern nur zum Werkzeug des Mazzinismus zu machen. Karl Albert war eifersüchtig auf die Popularität des Papstes. Um ihn aber zu überzeugen, daß man von der Kirche nichts wolle, improvisirte man in Turin, wie in der Schweiz, eine Jesuitenhetze und vertrieb die armen Väter auch von dort.

Sogar das österreichische Italien war vom Mazzinismus unterwühlt. Vergebens behandelte die österreichische Regierung die Lombardei wie ein Schooßkind und gewährte ihr alles auf Kosten ihrer übrigen Kinder. In Italien allein wurde das häßliche österreichische Papiergeld ausgeschlossen und wurde alles in Silber bezahlt. Die Dienstzeit der italienischen Soldaten war kürzer, als die aller anderen Provinzen. Der tiefgesunkene Wohlstand Venedigs war wieder erhoben, weil es zum Freihafen erklärt und eine prachtvolle Brücke zum Festland hinüber gebaut wurde. Mailand erstickte gleichsam in seinem Wohlstand und hatte nie vorher so geblüht. Für die Bildung war gesorgt durch Schulen und Uni-

versitäten. Fast alle Staatsdiener waren geborne Italiener. Aber die Wohlthaten der österreichischen Verwaltung wurden von einem Nationalhaß mißkannt, der durch nichts zu überwinden war. Die Exaltation hatte von Jahr zu Jahr zugenommen. Schon wurde den Streitkräften, welche Oesterreich in der Lombardei und Venedig aufgestellt hatte, keck ins Angesicht getrotzt. Von Neujahr 1848 an sollte hier Niemand mehr Cigarren rauchen, um den Staat der großen Einkünfte vom Tabak zu berauben und um mit den stets rauchenden österreichischen Soldaten Händel anzufangen. Diese Demonstration sollte für Italien werden, was einst der Krieg gegen den Thee in den englischen Colonien von Nordamerika. Das Manifest Mazzini's, worin er den Tabakskrieg befahl, wurde in dem Blatt Felsineo zu Bologna abgedruckt. Darin heißt es, die Revolution sey überall verbreitet, auch der Löwe von San Marco (Venedig) brülle schon, die hunderttausend österreichische Bajonnette seyen „wie von Geistergewalt überwunden". Das Feldgeschrei wurde l'Italia libera! viva Pio nono! morte ai Tedeschi! Vom Neujahr an wurde in allen Städten jeder Umgang mit Oesterreichern abgebrochen, durfte ihnen in keinem Wirthshaus mehr ein Glas Wein gereicht werden und wurde jeder Mann und jedes Weib, das mit Deutschen umging, der öffentlichen Beschimpfung Preis gegeben. Schon am Neujahrstage begann der Pöbel von Mailand jedem deutschen Soldaten die Cigarre aus dem Munde zu schlagen, was in den folgenden Tagen öfter zu blutigen Einzelkämpfen führte. Aus derselben Ursache kam es am 7. Februar auf den Universitäten Padua und Pavia zum Kampf zwischen Studenten und Soldaten. Am 15. tumultuirte das Volk in Bergamo. In Venedig erschienen alle Damen im Theater in den drei italienischen Farben. Hier wurde der radikale Advokat Manin verhaftet. Im Allgemeinen aber übte die österreichische Regierung eine Nachsicht, welche die Frechheit der Lombarden immer mehr herausforderte. Da den Soldaten streng befohlen war, von den Waffen keinen Gebrauch zu machen, außer wenn sie dazu commandirt waren,

wurden sie von den Kindern auf der Gasse verhöhnt und es begannen Mordanfälle auf die Einzelnen, so in Mailand auf den Offizier, Grafen Thun. Trotz aller Verbote tauchten die drei Farben und der graue und spitze Calabreserhut, das Kennzeichen der Mazzinisten, überall auf.

Alles das noch vor dem Ausbruch der Revolution in Frankreich. Ueberall hatte Lord Minto die Hand im Spiel. Den alten Streit zwischen Sicilien und Neapel zu schlichten und beide in einer neuen liberalen Verfassung zu versöhnen, machte sich Minto im Auftrage Palmerstons zur besondern Aufgabe und eben so die Aufhetzung Karl Alberts gegen Oesterreich. Palmerston, den man seitdem Lord Feuerbrand nannte, war der moralische Urheber der italienischen Revolution, ohne ihn hätte Mazzini nichts ausrichten können. Am 15. Februar hielt Lord Palmerston im Unterhause eine feurige Rede zum Lobe der italienischen Erhebung, versicherte die neuen Verfassungen, den neuen Zollverein, überhaupt den „Fortschritt" daselbst, d. h. die Revolution, seiner wärmsten Sympathien. „Ein neuer Tag," rief er, „steigt auf in Italien."

Man erkennt aus den Vorgängen in Italien, der Schweiz und Deutschland, daß eine große Revolution sich vorbereitete, die ihren Feuerheerd nicht ausschließlich in Frankreich hatte. Vielmehr wurde die revolutionäre Partei in Frankreich diesmal von den Bewegungen im übrigen Europa unterstützt und der Ausbruch des radikalen Vulkans begann außerhalb Frankreichs zuerst, wenn er auch über Frankreich den breitesten Lavastrom ergoß.

Fünftes Buch.

Ludwig Philipps Abnutzung.

Der kluge Mann, der alle andern abnutzte, merkte nicht, daß er sich selbst abnutze.

Ludwig Philipp befand sich im Herbst 1836 auf der äußersten Höhe, die zu erreichen ihm das Schicksal vergönnte. Europa war mit ihm versöhnt, die legitime, wie die radikale Partei überwunden. Gleichsam zum Ueberfluß, zum Scherz lieferte ihm das Glück auch noch das Haupt der bonapartistischen Partei aus. Aber es war das Glück des Polykrates.

Der junge Ludwig Napoleon hatte nach seiner Flucht aus Italien (Theil I. S. 402) größtentheils bei seiner Mutter, der Königin Hortense, auf ihrem Schloß Arenenberg im Thurgau zugebracht. Am 30. April 1830 empfing er vom Canton Thurgau das Ehrenbürgerrecht, einfach als einen Dank für die mannigfachen Wohlthaten, die seine Mutter den Armen der Gegend erwies. Er dankte echt napoleonisch mit zwei Kanonen, die er dem Canton

verehrte. In der Artillerieschule zu Thun genoß er den Unterricht Dufours und wurde selbst zum Capitain der Artillerie im Canton Bern befördert. Er war, ohne die Freuden der Jugend zu versäumen, ernst und nachdenklich. Seine Mutter nannte ihn einen „sanften Starrkopf" (doux entêté). Schon 1832 schrieb er „politische Träume" und in den folgenden Jahren Betrachtungen über die politischen und militärischen Zustände der Schweiz, auch ein Handbuch der Artilleriewissenschaft (1835). Das alles verrieth, daß er seines großen Oheims nicht unwürdig seyn wollte. Der Haß, den Ludwig Philipp auf sich gezogen und die Illegitimität seiner Regierung überhaupt konnten nun wohl auch die Schilderhebung eines Napoleoniden entschuldigen. Man braucht nicht vorauszusetzen, Ludwig Napoleon habe sich eingebildet, sein Versuch werde ihm gleich aufs erstemal gelingen. Es konnte ihm genügen, auch im Fall des Mißlingens wenigstens die Augen der Welt auf sich gelenkt und den zahlreichen Feinden Ludwig Philipps den Mann bezeichnet zu haben, auf den sie künftig ihre Hoffnungen bauen sollten. So erklärt sich das alle Welt damals überraschende Attentat von Straßburg. Ludwig Napoleon begab sich heimlich nach dieser Stadt, wo Oberst Vaudrey und andre Personen alles für ihn vorbereitet hatten und ließ sich früh am Morgen des 30. October 1836 als Kaiser ausrufen. Ein Theil der Truppen fiel ihm zu, der Präfect und General Virol wurden verhaftet, aber die Mehrheit der Truppen wollte nichts von dem Aufstande wissen und nahm die Verschwornen gefangen.

Ludwig Philipp war nur unangenehm überrascht, als man ihm den Prinzen nach Paris brachte, und nahm keinen Anstand, ihn sogleich wieder frei zu lassen, da er sich für immer lächerlich gemacht habe, also auch nicht mehr gefährlich sey. Dies war die Meinung Ludwig Philipps und als der beschämte Prinz, der nicht in die Schweiz zurückkehren durfte, sondern nach Amerika eingeschifft wurde, auf dem atlantischen Ozean fortschwamm, hätten ihm gewiß nur wenige Stimmen in Europa eine große Zukunft

zugestanden. Aber er blieb ungebeugt und vertraute seinem Sterne. Als er erfuhr, seine Mutter sey aus Kummer um ihn schwer erkrankt, kehrte er noch im Jahr 1837 aus Amerika wieder zurück und begab sich über England in die Schweiz.

Unterdeß waren seine Straßburger Mitverschwornen von den Assisen sämmtlich freigesprochen worden, am 18. Januar 1837. Ein Act der Volksjustiz, in welchem die Entscheidung zwischen zwei Dynastien ausgesprochen lag. Welcher Trost für den jungen Napoleon, wenn eine französische Jury wagte, die für unschuldig zu erklären, welche das Napoleonische Kaiserreich an die Stelle des Bürgerkönigthums setzen wollten. Von diesem Zeitpunkt an gewann die Opposition wieder Kraft, auch in der Kammer.

Ludwig Philipp hatte seinem Sohn, dem Herzog von Nemours, bei dessen Vermählung mit der Prinzessin Victoria von Coburg die reiche Domaine Rambouillet und eine Million Franken als Brautgeschenk zugedacht, aber die Kammer verweigerte sie, 7. März 1837, wobei zu Tage kam, daß die Einkünfte von Rambouillet betrügerisch viel zu niedrig waren angeschlagen worden. War es schon beschämend für den Bürgerkönig, daß ihm seine Forderung abgeschlagen wurde, so noch vielmehr die Aufdeckung seines schmutzigen Geizes und seiner kleinlichen Kunstgriffe. Die für den Herzog von Orleans und für die Königin der Belgier verlangten Heirathsgelder wurden von der Kammer genehmigt. Damals war auch wieder ein Schuß auf den König gefallen, der Mörder (Meunier) wurde aber nicht hingerichtet, sondern nur deportirt. Den üblen Eindruck der Kammerdebatten verstärkte Cormenin durch einen sehr ausführlichen Nachweis der ungeheuren Reichthümer des Hauses Orleans. Der König hatte zu seinem Erbe, dem reichsten in Frankreich, noch alle Besitzungen Karls X. und Condés hinzugefügt, machte daneben große Geldgeschäfte, war auf dem Thron ein Nebenbuhler oder Associé Rothschilds und bettelte noch der Nation Schenkungen für seine Kinder ab. Nichts hat dem König in der öffentlichen Achtung mehr geschadet. Damals

machte Guizot mit den Doctrinärs große Anstrengungen, das Ministerium Molé zu stürzen, aber Thiers nahm sich des letztern an und setzte nicht nur die Bewilligung der „geheimen Fonds", sondern auch eine Amnestie für die politischen Gefangenen durch, im April. Dieses Parteigetriebe schwächte das moralische Ansehen der Kammer, wie das des Königs schon geschwächt war. Grundsätze galten nur noch als Nebensache und Mittel zum Zweck, der Zweck war für die großen Redner nur noch die Macht und der Vortheil, im Ministerium zu sitzen.

Die Hochzeit des Herzog von Orleans mit der mecklenburgischen Prinzessin Helene wurde am 30. Mai gefeiert.

Bis zum Dezember sollte eine neue Kammer gewählt werden. In Paris constituirte sich demnach ein Centralausschuß, welcher die Wahlen im ganzen Lande leiten sollte, und Arago's Energie gelang es, in demselben die Spitzen aller Oppositionen in der Art zu vereinigen, daß selbst Republikaner hineinkamen. Der König durfte sich daher wenig Gutes von den neuen Wahlen versprechen, blieb aber guter Dinge und verließ sich auf seine alte Praxis, mit den Parteien zu spielen und eine nach der andern abzunutzen, indem er die jeweilig stärkste nur ins Ministerium zu berufen brauchte, um sie wieder mit den andern zu verfeinden und dadurch zu schwächen. Ueberdies ließ er mit großer Kriegsmacht gegen Constantine operiren, um durch die Eroberung dieses gefürchteten Platzes seine Fahne mit neuem Ruhme zu krönen, hierin Karl X. Beispiel nachahmend, der vor der Kammereröffnung im Jahr 1830 sich mit der Glorie der Eroberung von Algier umgab. General Damremont erstürmte wirklich am 13. October die sehr feste Bergstadt, von der sich ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern die Felsen hinunterstürzte. Damremont fiel, sein Nachfolger Valée wurde zum Marschall ernannt; auch General Lamoricière hatte sich hier sehr ausgezeichnet. Die Hauptscenen dieses Kampfes wurden nachher von Horace Vernet für die große historische Galerie von Versailles gemalt und durch Lithographien vervielfältigt, um

sie durch ganz Frankreich anschaulich und populär zu machen. Während des Winters schickte der König auch eine Expedition nach Hayti und ließ die Negerregierung daselbst zwingen, die rückständige Entschädigung für die einst von dort vertriebenen Pflanzer mit 60 Millionen Franken in Fristen zu bezahlen.

Im Frühjahr 1838 (14. Mai) starb der alte Talleyrand. Nachdem er allen Herren gedient und alle verrathen hatte, wandte er sich in seinen letzten Tagen wieder zu der Kirche, der er als Bischof zuerst untreu geworden war, zurück und starb als gläubiger Katholik.*) Sofern er sich immer nur zu derjenigen Macht bekehrt hatte, von der er voraussah, sie werde bald die herrschende werden, deutete seine letzte Conversion an, die Kirche werde zu großen Erfolgen gelangen.

Die neuen Wahlen waren nur den Doctrinärs und Legitimisten ungünstig gewesen, die Republikaner hatten einigen Zuwachs erhalten. Die Mehrheit aber war zwischen den unbedingten Regierungsmännern und den bedingten Oppositionsmännern getheilt, welche letztere eben nur so lange opponirten, bis sie die Ministerstellen erobert hatten. Der König war deshalb ganz ohne Sorgen. Er versuchte sogar, der zweiten Kammer einen mehr monarchischen Anstrich zu geben, indem er für die Deputirten Uniformen einführen wollte; allein „der schwarze Frack siegte". Die Verhandlungen betrafen zunächst große Geldfragen, die Eisenbahnbauten, die in der Kammer in Vorschlag gebrachte Zinsreduction und die Unterschleife hoher Beamten, wobei wieder Corruption aller Art zu Tage kam. Die Eisenbahnen wurden begünstigten Gesellschaften überlassen, welche schlecht bauten, unfähige Subjecte anstellten, die schwersten Unglücksfälle verschuldeten und überdies das Publikum prellten. Durch Schmutz und Unbequemlichkeit waren die Reisenden gezwungen, das höchste Fahrgeld zu bezahlen, um die einzig

*) Ludwig Philipp besuchte ihn auf seinem Schmerzenslager (er hatte schon den Brand) und frug ihn, „ob er sehr leide?" „Ja," antwortete Talleyrand, „wie ein Verdammter." „Schon?" frug der König.

erträglichen Plätze zu bekommen. Zudem verfielen die Eisenbahnunternehmungen dem heillosesten Actienschwindel. Der Polizeipräsident Guisquet wurde angeklagt, Geld erpreßt oder als Bestechung angenommen zu haben, wo er hätte als Beamter einschreiten sollen. General Bugeaud wurde greulicher Unterschleife in Algier beschuldigt. Alles umsonst, kein Schuldiger wurde gestraft. Auch gegen die Zinsreduction eiferten alle Capitalisten und das Ministerium des „königlichen Wucherers" am meisten, die Deputirtenkammer bestand darauf, aber die Pairskammer sorgte dafür, daß sie nicht durchging. Der Staat schien nur noch um der großen Geldmänner willen da zu seyn. Wer Geld zu machen verstand, ob mit Recht oder Unrecht, dem reichte Frankreich damals die Palme.

Im August 1838 verlangte Ludwig Philipp von der Schweiz die Ausweisung Ludwig Napoleons, der seiner sterbenden Mutter in Arenenberg die Augen zugedrückt hatte (5. October 1837) und seitdem wieder dort lebte. Die Schweiz weigerte sich, ihren „Mitbürger" auszutreiben. Der Thurgau namentlich, dessen Ehrenbürger der Prinz war, protestirte. Genf und Waadt machten sogar schon Rüstungen und Dufour begann die erstere Stadt zu befestigen, als sich französische Truppen an der Grenze zeigten. Allein Ludwig Napoleon sah sich als französischen Prinzen an und nicht als Schweizer Bürger. Er legte besonderen Accent darauf, daß er nur Ehrenbürger und nicht wirklicher Bürger der Schweiz sey, weil er nichts anderes als Franzose seyn und bleiben wolle. Als Schweizer würde er kein Recht mehr auf den französischen Thron gehabt haben. Deshalb schnitt er den ganzen Streit ab und erklärte am 29. September 1838, er werde freiwillig die Schweiz verlassen. Diese Entschließung wurde ihm nicht etwa abgedrungen, um der Schweiz aus einer Verlegenheit zu helfen, sondern sie lag in seinem eigenen Interesse. Er begab sich nach London.

Der Prinz von Joinville mußte damals eine Seeexpedition begleiten, um die verletzten Interessen Frankreichs an den Küsten

von Mexiko und Buenos-Ayres durch eine Blokade zu wahren. Alles, was Ludwig Philipp wollte, setzte er auch durch, in der äußern wie innern Politik. Er that sich daher in der Rede, mit welcher er am 17. Dezember 1838 die Kammern wieder eröffnete, auf die Situation ungemein viel zu Gute und rühmte sich, die Wohlthaten der Freiheit mit der Stabilität vereint zu haben, welche die Stärke der Staaten bedinge. Aber den kleinen Thiers ärgerte diese Selbstgefälligkeit des Königs, und am meisten, daß er, Thiers, entbehrlich geworden sey. Der kleine Held des Geschwätzes wollte sich nun um jeden Preis wieder wichtig machen und intriguirte in der Kammer mit dem unermüdetsten Eifer, bis er eine Mehrheit gewann für eine oppositionelle, dem König sehr mißfällige Adresse. Hier fehlte jedes politische Princip, es galt nur den persönlichen Neid und die Buhlerei um das Ministerium. Als die Adresse durchging, dankte das Ministerium Molé ab, am 22. Januar 1839. Es ließ sich zwar durch den König noch einmal zurückhalten, indem derselbe die Kammer auflöste, da aber die neuen Wahlen wieder antiministeriell ausfielen, nahm es definitiv seine Entlassung, im März. Die Ministerkrise dauerte diesmal lange, weil der König und Thiers gegen einander intriguirten. Marschall Soult sollte Ministerpräsident werden, glaubte aber die kleine Schmeißfliege (le petit foudriquet, Thiers) nicht entbehren zu können und lud ihn ein, Thiers aber spielte den Spröden. Nun setzte der König ein Ministerium Montebello ein.

Dieses nichtswürdige Treiben der Machthaber ermuthigte die Republikaner, eine neue Erhebung zu wagen. Ihre geheime Gesellschaft unter dem Namen societé des familles, geleitet von Blanqui und Barbés, bemächtigte sich am 12. Mai des Stadthauses und warf Barrikaden auf, wurde aber schnell besiegt und jetzt ließ sich Soult bewegen, an die Spitze des Ministeriums zu treten. Sein Degen wurde allzeit in die Waagschale gelegt, wo Gefahr drohte.

Damals begannen die neuen Verwicklungen im Orient.

Frankreich neigte sich auf die Seite Aegyptens. Palmerston machte aber mit Ludwig Philipps Cabinet nicht die geringsten Umstände. „Der König der Franzosen," sagte er, „wird nie einen kräftigen Entschluß fassen. So lange er regiert, dürfen wir alles wagen." Niemand freute sich über diese neue Verlegenheit des Königs mehr, als wieder der kleine Thiers, durch dessen eifrige Intriguen auch wieder das neue Ministerium gestürzt wurde. Indem nämlich dasselbe die leidige Dotation für den Herzog von Nemours aufs neue vorbrachte, blieb es in der Minderheit und dankte ab, am 13. Mai 1840. Nun hatte der König Proben genug, daß er keine Kammermehrheit und mithin auch kein haltbares Ministerium bekommen würde, so lange der intrigante Thiers nicht wollte. Er entschloß sich daher, endlich dessen Eitelkeit zu befriedigen, und stellte ihn an die Spitze des neuen Ministeriums, natürlicherweise unter dem Vorbehalte, ihn blos auszunutzen und nächstens wieder wegzuwerfen. Thiers ließ sich von ihm versprechen, das Ministerium walten zu lassen und nicht mehr persönlich dazwischen zu fahren, eine Art von Tractat zwischen Herrn und Diener, welche das Unlautere des ganzen Verhältnisses ausdrückte. Kaum saß nun, um im Style des Märchens zu reden, die kleine Fliege dem König auf der Nase, so fing sie auch gleich schrecklich zu brummen und zu renommiren an. Das war der Kriegslärm, der uns Deutsche allarmirte und Beckers Rheinlied „sie sollen ihn nicht haben" veranlaßte. Es war dem Herrn Thiers gar nicht Ernst. Er war immer nur ein Maulheld. Seine Drohungen hatten nur den Zweck, die Blicke von da, wo sich Frankreich wirklich feig zurückzog, nämlich vom Orient abzulenken nach dem Rhein, wo er scheinbar den Krieg vorbereitete. Ueberdies diente die Verstärkung der französischen Armee zur bessern Zügelung der Parteien in Frankreich selbst. Damit hing die Befestigung von Paris zusammen. Unter dem Vorwand, daß, wenn es zum Kriege komme, Paris besser als 1814 und 1815 gegen einen feindlichen Angriff geschützt werden müsse, ließ der König rings um die Hauptstadt Forts an-

legen, wobei sein eigentlicher Zweck war, die Pariser Bevölkerung, wenn sie etwa wieder einmal aufstehen wollte, im Zaume zu halten.

Sogar Napoleons großer Name wurde damals mißbraucht, um den Schein kriegerischer Begeisterung zu vermehren. Thiers rieth dem Könige, die Gebeine Napoleons von St. Helena zurückzubringen und dem Wunsch des Hingeschiedenen zufolge an den Ufern der Seine beisetzen zu lassen. Indessen kann Ludwig Philipp auch wohl selbst auf diesen sinnreichen Gedanken gekommen seyn, denn sich mit fremden Federn zu schmücken und mit wohlberechneten Schauspielen einen ihm nützlichen Effekt zu erzielen, war er längst gewöhnt. Gerade während der damaligen orientalischen Verwicklung glaubte er mit der Erinnerung an den ersten Feldherrn der Welt und seine große Armee Europa imponiren zu sollen. Er schickte also seinen jungen Sohn, den Prinzen von Joinville, mit einer Fregatte nach St. Helena ab, um die illustre Leiche abzuholen, nachdem er die Erlaubniß dazu von England erbeten und erhalten hatte.

Der junge Louis Napoleon hatte nicht Unrecht, mit der Begeisterung und allgemeinen Huldigung, die man in Bezug auf seinen großen Oheim zur Schau trug, seine und der Napoleoniden Verbannung vom französischen Boden in Widerspruch zu finden. Die Gelegenheit, sich den Franzosen in Erinnerung zu bringen, konnte nicht günstiger seyn. Er wiederholte daher den Versuch von Straßburg und landete von England aus mit wenigen Begleitern, unter denen Graf Montholon der vornehmste war, am 4. August zu Boulogne mit einer Proklamation, in der er sich zum Kaiser ausrief und Thiers zu seinem Minister ernannte. Allein die Truppen ließen sich nicht verführen, der Prinz mußte sich, von Kugeln verfolgt, auf ein Boot flüchten, das aber im Meere umschlug. Fast wäre er ertrunken, doch zog man ihn heraus, um ihn abermals in Ludwig Philipps Kerker auszuliefern. Der kleine Thiers, so sehr er sich geschmeichelt fühlte, daß Napoleon ihn mit dem Ministerium hatte bedenken wollen, stellte sich entrüstet darüber und

nahm die verächtlichste Miene von der Welt an. Wie? rief er, ich hätte mich dazu hergeben sollen, Minister eines Menschen zu werden, der sich wie eine Ente im Teich angeln läßt? Der Prinz wurde nach Paris gebracht und vor den Pairshof gestellt. Er vertheidigte sich selbst im Sinn der „napoleonischen Ideen“, die er kurz vorher in England herausgegeben hatte. Seine Voraussetzung war die richtigste von der Welt: wenn ihr Franzosen den Oheim vergöttert, so könnt ihr unmöglich den Neffen vergessen. Wenn ihr euren König verachtet, so bietet sich euch kein besserer Ersatzmann dar, als der eures großen Kaisers würdig und sein direkter Erbe ist! „Obgleich von Waffen umgeben und ein Angeklagter, kenne ich doch diese Hallen von meiner ersten Kindheit her. Ich bin auf den Stufen des Thrones geboren. Die Abstimmung eines ganzen Volkes hat meine Familie auf diesen Thron erhoben. Alles, was seitdem geschehen, ist ungesetzlich. Mein Oheim verlor den Thron, weil er kein Dorf von Frankreich abtreten wollte. Mein Vater hat seinen Thron in Holland aufgegeben, weil er nicht mehr im Stande war, die Interessen dieses Landes mit denen Frankreichs zu vereinigen. Sie haben der Ehre und dem Interesse Frankreichs alles geopfert. Nicht einen Augenblick habe ich diese Lehren vergessen. Ich habe mich mit der Ehre und dem Interesse Frankreichs identificirt und kein Unglück wird mich davon abbringen oder niederbeugen.“ Niemand begriff damals den Adel dieser Worte. Der geistvolle Berryer übernahm Napoleons Vertheidigung vor den Pairs; indeß wurde der verwegene Jüngling, wie nicht anders zu erwarten war, verurtheilt und nach dem Schlosse Ham gebracht, um unschädlich gemacht zu werden. In der ganzen Welt wurde über den Trotzkopf gelacht, der zweimal so unvorsichtig in sein Unglück hineingetappt war. Aber auch dieses zweite Mißgeschick und die Aussicht auf eine lange Gefangenschaft beugte ihn nicht. Ham wurde, wie er selbst sagte, seine Universität, auf der er sechs Jahre lang unausgesetzt studierte, wo er fortfuhr, Brochuren und Bücher zu schreiben, von wo aus er sich mit französischen Partei-

häuptern (Louis Blanc, Odilon Barrot rc.) in Verbindung setzte, kurz wo er sich für die Rolle eines Staatsoberhaupts vorbereitete.

Die Donquixoterie des kleinen Thiers wurde überall als solche erkannt. Niemand in der Welt fürchtete sich vor seinen Drohungen oder glaubte an deren Ernst. Wollte sich Ludwig Philipp nun mit guter Manier aus dem orientalischen Handel herausziehen, in dem alle vier Großmächte gegen ihn waren, so mußte er es mit neuen Allianzen versuchen. Mit arger List trieb er das hinter dem Rücken des von ihm verachteten Thiers. Sein geheimer Agent in Wien, Herr von St. Aulaire, kartete mit dem Fürsten Metternich eine französisch-österreichische Allianz um den Preis ab, daß es ihm gelänge, das Whigministerium in England zu stürzen, wozu Guizot, als Ludwig Philipps Gesandter in London, das Seinige thun sollte. Aber der Plan scheiterte nicht sowohl an der Festigkeit, mit der Lord Palmerston sein Ministerium behauptete, als an der Contremine Rußlands. Kaiser Nicolaus hatte vor nichts so große Besorgniß, als vor der Allianz eines neuen Toryministeriums mit Metternich und Ludwig Philipp. Das westliche Europa war ihm nicht gefährlich, so lange darin noch der Zwiespalt conservativer und liberaler Ministerien vorherrschte. Waren sie alle conservativ, so traten die Principienfragen in den Hintergrund und es blieben nur reine Interessen übrig, die sich alle gegen Rußland vereinigen mußten. Deshalb strengte Nicolaus seine Diplomaten an, das Project zu vereiteln, und schob namentlich auch Preußen vor, dem eine französisch-österreichische Allianz begreiflicherweise am meisten zuwider seyn mußte.

Ein letzter Versuch Ludwig Philipps, den Sultan durch den französischen Botschafter, Grafen Walewski, zur Annahme einer Vermittlung zu bewegen, die eine vollständige Nachgiebigkeit und Unterwerfung Aegyptens enthielt, aber wenigstens als von Frankreich ausgegangen, dessen diplomatische Ehre gerettet haben würde, mißlang ebenfalls, sofern die übrigen Großmächte ihm zuvorkamen und mit dem Sultan früher abschloßen. Da sich nun

udwig Philipp auf diese Weise überall auf die Finger geklopft ih, wohin er sie immer heimlich ausgestreckt hatte, ergab er sich ı sein Schicksal. Der kleine Schreier Thiers war somit völlig berflüssig geworden und diente nur noch, daß ihm alle begangenen ;ünden aufgeladen werden konnten. Am 17. Oktober schoß aber=ıals ein Mörder, ein gewisser Darmis, auf den König, ohne ihn ı treffen. Das lenkte die Aufmerksamkeit von der Demüthigung n Orient etwas ab. In diesen Tagen beauftragte der König luizot mit der Bildung eines neuen Cabinets und jagte Thiers ort, am 29. Oktober.

Als Chef des neuen Ministeriums mußte wieder der alte Rarschall Soult figuriren, aber seine Seele war Guizot. Die rste unangenehme Erbschaft, die derselbe von seinem Vorgänger bernahm, war der Sarg des großen Napoleon, den Thiers schänd=ich zu einem Theaterstreich hatte entweihen wollen, der jetzt jeden=alls zu spät und höchst ungelegen kam, der aber doch da war und or dem man mit bitterem Groll im Herzen sich beugen und ge=ührt erscheinen mußte. Den Schatten des großen Kaisers konnte vahrlich nichts mehr ehren, als diese Demüthigung seiner Feinde. Im 15. Dezember 1840 wurde die vom Prinzen von Joinville lücklich über Meer gebrachte Leiche Napoleons in Paris ein=ebracht. Es war ein heller, aber eiskalter Wintertag; der Hauch Juizots wehte, wie die Pariser sagten, über des Kaisers Sarg. Aber eine unermeßliche Volksmenge war versammelt. Das schwarze Schiff kam die Seine herauf „wie ein schwarzer Adler in geister=after Majestät“. Man empfing ihn mit hunderttausendstimmigem Jubelruf: vive l'empereur! In langem feierlichen Zuge wurde der ohe Katafalk, dem die Letzten der großen Armee in ihren alten Uniformen folgten, durch den Triumphbogen de l'Etoile getragen und in Gegenwart des Königs im Hotel der Invaliden beigesetzt. Allgemein war der Kaiserruf, eine Compagnie war beim Vorüber=ug des Sarges unwillkührlich in die Kniee gesunken. Viele dräng=en sich herbei, die Decke des Leichenwagens zu küssen. Hin und

wieder ertönte wildes Geschrei: à bas Guizot! à bas les traitres! à bas les Anglais! Doch wurde die Ruhe nicht gestört. Man begreift kaum, wie es möglich war, daß der König nicht gleich anfangs gemerkt hatte, welche Thorheit er beging, indem er den Schatten des großen Kaisers heraufbeschwor und einen neuen großen Schwung in die Partei dessen brachte, den er in Ham gefangen hielt.

Unter Guizot stellte Frankreich alle freundschaftlichen Beziehungen zu den auswärtigen Mächten wieder her. In England wurden ihm sogar die auffallendsten Schmeicheleien gemacht; derselbe Palmerston, den er hatte stürzen wollen, erhob ihn bis in den Himmel. Das geheime Motiv dieser öffentlichen Lüge war ein Plan, den Kaiser Nicolaus durch den König der Belgier und durch den Grafen Molé in Paris empfehlen ließ. Rußland wünschte sich mit Frankreich zu alliiren, dann würden sie beide Alleinherren des Mittelmeeres seyn und könnten die Engländer ausschließen. Man ersieht hieraus, wie unzufrieden Rußland mit dem Ergebniß des letzten Krieges war und wie zäh es seinen Plan im Orient verfolgte. Wenn Molé die Mehrheit in der zweiten Kammer erlangt und wenn ihn nicht die Pairskammer im Stich gelassen hätte, würde er Minister geworden und dann die russische Allianz zur Reife gediehen seyn. Aber er unterlag.

Das Volk gelangte natürlich zu keiner Einsicht in die diplomatischen Intriguen jener Zeit, aber es witterte doch etwas vom Verrath, vom Lügengeiste in den höchsten Regionen. Da wurde ein älterer Verrath documentirt. Man hatte Briefe Ludwig Philipps vom Jahr 1830 entdeckt und drucken lassen, worin er sich gegen England verpflichtet hatte, die Zusagen Karls X. in Betreff Algiers einzuhalten, direkt im Widerspruch mit seinen damaligen öffentlichen Aeußerungen. Da war nun ein Theil der Pariser Bourgeoisie so ehrlich oder so boshaft, eine förmliche Deputation an die Kammer zu senden, die am 22. März 1841 laut erklärte: „Es sind dem Könige Briefe beigemessen worden, welche der Aus-

druck der feigsten und niederträchtigsten Verrätherei seyn würden. Die Justiz hat die Zeitung freigesprochen, welche sie abdrucken ließ. Die Minister haben auf die Anschuldigung nur mit schwankendem Leugnen geantwortet. Das öffentliche Bewußtseyn fordert eine Untersuchung." Wie entzog sich nun Guizot dieser schrecklichen Forderung? Er verständigte sich mit den Freunden der ältern Dynastie und erklärte mit eiserner Stirne vor der Kammer, es sey niemals in Betreff Algiers eine Verbindlichkeit gegen England eingegangen worden. Hierauf vertheidigte der Herzog von Valmy die Regierung Karls X. in derselben Richtung. Guizot aber betheuerte ihm, er habe die vorige Regierung gar nicht angreifen wollen. Da brach alles in lautes Gelächter aus und von den Briefen war nicht mehr die Rede.

Eine neue Demüthigung erlebte die Regierung in Bezug auf das Durchsuchungsrecht zur See und auf Otaheiti (vgl. S. 23). In beiden Fällen mußte sie England wieder nachgeben, nachdem sie anfangs mit Selbstständigkeit geprahlt hatte.

Da von oben herab gar keine sittliche Macht mehr auf die Gemüther wirkte, und mehr und mehr der furchtbare Contrast des nach oben hin sich anhäufenden Reichthums mit der unten zurückbleibenden Armuth auffiel, kamen neue und wunderbare Erscheinungen in den niedrigsten Schichten des Volkes zu Tage. Die große politische Frage der Zeit gestaltete sich unvermerkt und in dem Maaße, in welchem sich der „vierte Stand" dabei betheiligte, zu einer socialen. Die Arbeiter und die Armen hingen sich an das Ideal des Communismus. Derselbe war aus dem System St. Simons hervorgegangen, durch Fourier noch weiter ausgebildet worden und fand jetzt noch fanatischere Vertreter, welche durch die Presse und durch geheime Gesellschaften unmittelbar auf die Proletarier wirkten. Grundgedanke war der Kampf der Armen gegen die Reichen, gleiche Vertheilung der irdischen Güter. Cabet gab 1840 seine „Reise nach Icarien" heraus, worin er das Ideal einer Republik darstellte, in welcher es kein Privateigenthum gab, sondern

Arbeit und Genuß unter alle gleich vertheilt waren. Ihm folgte Proudhon mit einer Brandschrift „gegen das Eigenthum", worin er jedes Privateigenthum als Diebstahl, als Raub an der Gesellschaft charakterisirte. Praktischer als alle seine Vorgänger faßte der talentvolle Louis Blanc die Frage auf, indem er in einem berühmt gewordenen Werke über die „Organisation der Arbeit" im Jahr 1841 nicht mehr verlangte, als Gelegenheit zur Arbeit und zum Verdienst für alle, welche arbeiten können. Das schien billig und eine keineswegs übertriebene Forderung an den Staat zu seyn, der gerade damals unter Ludwig Philipps Regime ausschließlich nur die großen Capitalisten und Geldspeculanten begünstigte. Man unterschied diese mildere Auffassung der Frage, die nur ein besseres und natürlicheres Arrangement in der Gesellschaft verlangte, unter dem Namen des Socialismus von dem alles Eigenthum aufhebenden und alles gleich machenden Communismus.

Als der Finanzminister Humann 1841 eine neue Volkszählung vornahm, um die Vertheilung der Personensteuer zu ordnen, aus welchem Anlaß viele zur Steuerpflicht gezogen wurden, welche sich derselben bisher entzogen hatten, wurden die ärmeren Classen überall schwierig und wirkte auf diese Bewegung die Verbreitung socialistischer Ideen ein. In Toulouse trat die Nationalgarde dem Pöbel bei und verjagte den Präfecten Mahul. Aber Guizot ließ durch Duval die Ruhe herstellen und schonungslose Gewalt üben. In der verarmten Auvergne stand das Landvolk in Masse auf und lieferte dem Militär Gefechte. In Paris selbst gab es einen republikanischen Aufstand, in welchem auf den jungen Herzog von Aumale geschossen wurde, und dessen Rädelsführer der fanatische Socialist Quenisset war, am 11. September. Aber die Regierung behielt mit ihrer überlegenen Militärmacht überall die Oberhand.

Im folgenden Jahre traf den König ein herbes Mißgeschick. Am 13. Juni 1842 scheuten die Pferde am Wagen des Herzog von Orleans, er wollte hinausspringen, fiel aber auf den Kopf,

kam nicht wieder zur Besinnung und starb in wenigen Stunden. Er hinterließ zwei junge Söhne, Ludwig Philipp, Graf von Paris, und Robert, Herzog von Chartres. Der König bestimmte für den Fall seines eigenen Todes während der Minderjährigkeit des Grafen von Paris seinen zweiten Sohn, den Herzog von Nemours, zum Regenten und die Kammern willigten ein.

Seitdem genoß der König einige Jahre gute Ruhe. Es war die Windstille vor dem Sturm. Das „herzliche Einverständniß“ (entente cordiale) mit England wurde gepriesen. Der König reiste 1844 nach London und empfing von der Königin den Hosenbandorden. Der Prinz von Joinville heirathete eine Prinzessin von Brasilien. In Görz starb in demselben Jahr der Herzog von Angoulème und der junge Graf von Chambord bewarb sich vergebens um die Hand einer neapolitanischen Prinzessin, die ihm der junge Herzog von Aumale vorwegnahm. In Algier ging alles wohl. General Bugeaud führte das System der Razzias ein, d. h. er ahmte die Araber in Raubzügen nach, bei denen das feindliche Gebiet einfach ausgeplündert, ausgebrannt und ausgemordet wurde. Jede erdenkliche Grausamkeit und Unmenschlichkeit wurde von beiden Seiten geübt. Da sich Abdel Kader, der moderne Jugurtha, auf Marokko stützte und von dort seine schwächer werdenden Kräfte ergänzte, zog Bugeaud auch gegen das Kaiserthum Marokko, besiegte das Heer desselben in der Schlacht bei Isly (14. August) und erzwang den Frieden. Er wurde dafür zum Marschall ernannt und seiner Unterschleife und Räubereien nicht weiter gedacht.

Paris und Frankreich blieben in diesen Jahren merkwürdig ruhig. Die Forts um Paris her waren ausgebaut und wurden armirt. Die Deputirtenkammer wetteiferte in ihrer Mehrheit nur, vom Staate persönliche Vortheile zu ziehen. Ein großartiges Bestechungssystem war es allein, was den Thron Ludwig Philipps vor einem neuen Aufschwung der Opposition schützte. Im Jahr 1844 wagte ein ehrlicher Mann vorzuschlagen, die Deputirten

sollten sich beim Eisenbahnactienhandel nicht betheiligen, aber man wies den Antrag von der Hand. Der Schwindel in diesen Actien war eine Hauptquelle des Gewinnes für die, welche ins Geheimniß der Börse eingeweiht wurden.

In der Stille und Schwüle jener Zeit sammelten sich Gewitterwolken, deren erster Blitz die Jesuiten treffen sollte. Der Orden war aus Frankreich verbannt, aber hatte sich heimlich wieder eingefunden. Ein Jesuit, Ravignan, war durch seine herrlichen Predigten in der Notredame-Kirche von Paris höchst populär geworden und auch bei der vornehmen Welt in die Mode gekommen. Das rührte den alten Jesuitenhaß auf und besonders die Professoren Michelet und Edgar Quinet brachen in maßlose Beschimpfungen des Ordens aus. Dazu kam, daß der Kassier des Ordens, Affenaër, den Vätern 300,000 Fr. entwendete und deshalb vor Gericht gezogen wurde, ein Prozeß, der nicht etwa den armen Jesuiten zu ihrem Rechte verhalf, sondern zu neuen und wüthenden Beschimpfungen des Ordens benutzt wurde. Vergebens machten Berryer und Montalembert darauf aufmerksam, daß die Jesuiten ja völlig unschuldig an der Niederträchtigkeit ihres Kassiers und daß sie die Verletzten, nicht die Schuldigen seyen. Die Kammer, das Ministerium mischte sich ein und die Jesuiten wurden nicht nur aufs neue ausgewiesen, sondern Ludwig Philipp erwirkte auch durch seinen Botschafter Rossi in Rom, daß der Papst selbst den Jesuiten untersagte, fernerhin als Corporation in Frankreich aufzutreten, 1845.

Die damalige Schwüle in Frankreich brütete noch andere Gewitter aus. Unter der äußeren Ruhe, die in Frankreich herrschte, verbarg sich eine unbefriedigte Leidenschaft, die auch da krankhaft glühte, wo sie eigentlich kein Ziel hatte. Die unterdrückten Republikaner, Communisten, hungernde Proletarier, welche die Corruption in den oberen Regionen mit Wuth ansahen, wußten, was sie wollten. Ebenso die Bonapartisten und Legitimisten. Aber auch unter den Classen, die von Ludwig Philipp begünstigt in

Ehre und Wohlleben schwelgten, wurde die Unzufriedenheit wie eine Modesache getrieben und einer künftigen Revolution geschmeichelt. Ludwig Philipp, der die Leute nur zu seinen Zwecken benutzte, hatte keine wahren Freunde. Viele, die er begünstigte, kokettirten, nach dem Beispiel von Thiers, mit der Revolution. Zudem machte das Bürgerkönigthum den geistreichen Parisern schreckliche Langeweile. Die Einholung der Leiche Napoleons hatte die großen Bilder der Vergangenheit aufgefrischt. Man wollte wieder Thaten, die bürgerliche Einfachheit durch etwas Geniales unterbrochen sehen. In Ermangelung von etwas Großartigerem weidete man sich einstweilen an den gräßlichen Prozessen, welche die gazette des Tribunaux täglich in ihren Nummern brachte. Ja man freute sich an den Früchten der tiefsten Entsittlichung, es lag doch Poesie im Verbrechen. Dem Vergiftungsprozeß der Dame Lafarge folgten viele andere nach, sie überbietend an Gräßlichkeit. Man sah in einen Abgrund von gesellschaftlicher Corruption hinein und am meisten bei den Reichen. Diese Eindrücke wurden von den Dichtern aufgenommen und ausgebeutet, bewußt oder unbewußt aber das „rothe Gespenst" der künftigen Revolution als letzte Rächerin der mit so vielem Fleiß ausgemalten Verbrechen bezeichnet.

Victor Hugo, der damals für Frankreichs größten Dichter galt und den der König 1845 zum Pair erhob, malte in seinen tragischen Werken durchgehends nur haarsträubende Verbrechen und gewöhnte das Pariser Parterre an den Anblick des Scheußlichsten und Unnatürlichsten in der menschlichen Gesellschaft. Er selbst war ein Kind der Modelaster und wurde unmittelbar, nachdem ihn der König zur Pairswürde erhoben, wegen Ehebruchs mit der Frau eines Malers öffentlich angeklagt. Eine geschiedene Madame Dudevant, welche als Mann gekleidet umherging, wie ein Mann lebte, Tabak rauchte 2c., schrieb unter dem Namen George Sand damals Romane, die von Frankreich und ganz Europa bewundert und verschlungen wurden, in denen aber ebenfalls nur die abscheulichsten Sünden und Verbrechen mit Vorliebe ausgemalt waren und

unverholen die revolutionärsten Grundsätze ausgesprochen wurden, die ganze Gesellschaft tauge nichts, habe sich überlebt, müsse von Grund aus umgeformt werden, das Hauptübel aber sey der Zwang der Ehe, die Ehe müsse gänzlich abgeschafft werden. Das wärmste Interesse aber widmete sie dem „vierten Stande", dem Proletariat, dem sie auf alle Weise schmeichelte, während sie die reichen Classen verdammte. Eugene Sue, ein Literat, der in einem mehr als fürstlichen Luxus schwelgte, warf sich gleichwohl auch zum Vorkämpfer des Proletariats auf, schilderte dessen Noth, entschuldigte und rühmte dessen aus der Noth entsprungene Verbrechen, stachelte alle seine revolutionären Leidenschaften auf, hetzte es gegen die Kirche, gegen alles Bestehende in Staat und Sitte und wurde nicht etwa blos von diesem Poletariat, sondern auch von der vornehmen Welt gelesen und bewundert. Drei seiner Werke waren besonders charakteristisch und machten Epoche in Frankreich. Seine „Geheimnisse aus Paris" provocirten die sociale Revolution und rechtfertigten im Voraus alles, was die Proletarier zu ihrer Rache etwa thun könnten, wenn die erwartete große Revolution ausbrechen würde. In seinem „ewigen Juden" reizte er seine Leser zum giftigsten Haß gegen die Kirche. Endlich war sein „Martin" eine Schule der Unzucht. Nichts ist bezeichnender für die Zeit, als daß dieser Sue in Frankreich vergöttert wurde, daß ihm fabelhafte Summen für seine Bücher bezahlt wurden, daß er in die Akademie gewählt werden sollte, daß seine Schriften auch durch Uebersetzungen im übrigen Europa verbreitet und allgemein gelesen und gepriesen wurden. An diese Koryphäen der damaligen französischen Modeliteratur reihten sich noch viele andre an, deren Dichtungen in demselben Geiste nur auf Darstellung des Gräßlichen, auf Verführung zu Wollust oder Grausamkeit, auf Erhitzung der Leidenschaften, Erweckung von Haß gegen Sitte und Religion und gegen die bestehende Gesellschaft ausgingen. So Balzac, Paul de Kock, Alexander Dumas, Soulié rc. Dem entsprach auch der Charakter der Malerei und der zahllos verbreiteten Lithographien.

In der gesammten Literatur und Kunst Frankreichs gährte es wie in einem Vulcan, Gluth und Gier nach Zerstörung. Die mis-lungene Julirevolution weckte den Heißhunger nach einer andern, den Instinkt des Tigers im Volke. Der künftigen Revolution wurde wie einer unsichtbaren Göttin gehuldigt, ein fieberhafter, orgiasti-scher, dämonischer Cultus der Geister. In der Opposition gegen die ältern Bourbons hatte immer noch eine gewisse Loyalität, Nüch-ternheit, Ehrlichkeit, der gute Glaube der Doctrinärs, eine Ueber-zeugungstreue des Constitutionalismus vorgeherrscht. Diese Tugen-den waren verschwunden, wie eine alte bürgerliche Mode abgethan. Man hatte die Charte angebetet, wie eine Geliebte vor der Hochzeit. Als man sie hatte, durch und mit Ludwig Philipp hatte, vernachläßigte, verachtete und haßte man sie, wie eine Frau, die nach der Hochzeit sich ganz anders giebt, in der man sich ge-täuscht und verrathen sieht. Die Unlauterkeit des Bürgerkönigs rechtfertigte die doppelte Demoralisirung, die einerseits bei seinen unterdrückten Gegnern, andrerseits bei den vornehmen Geistern sei-ner eignen Partei immer weiter um sich griff.

Abbé Lamennais hatte durch ein phantastisches Bündniß der Kirche mit der Demokratie die Revolution heiligen wollen. Nach-dem ihn der Papst mit Recht verdammt hatte und der heilige Nim-bus von dem „rothen Gespenst" verschwand, blieb das letztere allein mit seiner nackten Häßlichkeit. Man schien sich zu freuen, der kirch-lichen Republikaner los zu werden, wie der doctrinären Ehrlichkeit. Man brauchte sich nun nicht mehr zu geniren. Der böse Geist war jetzt erst ganz in seinem Elemente und übersprudelte von Koth und Feuer. Selbst die unter Ludwig Philipp reich gewordnen Dichter und Journalisten wetteiferten mit den revolutionären Cynikern, allen Herzen die Ruhe zu rauben, alle Seelen zu vergiften, die Einbil-dungskraft mit gräßlichen Bildern zu schwängern und durch arg-listiges Wühlen in Scenen der Angst, der Schande, des Verbre-chens, gestillter Rachlust, wahnsinniger Grausamkeit und Henkerlust

alle bösen Leidenschaften des Menschen aus ihrer verborgensten Tiefe aufzustacheln.

Einer der sanftesten und reinsten Sänger Frankreichs, den man bisher nur mit den sittlichsten Dichtern Deutschlands und Englands vergleichen konnte, Lamartine, wurde in die Bewegung der Zeit mit fortgerissen. Auch er warf sich plötzlich zu einem Vorkämpfer für das Proletariat auf. Allein er hatte den edeln Vorsatz, wirklich für das Wohl der Armen thätig zu seyn. Er ließ sich in die Kammer wählen und erregte ungeheures Aufsehen, als er zum erstenmal 1845 bei den Berathungen über die Kosten der Befestigung von Paris, für alles, was in Frankreich arm, unglücklich, unschuldig war, in die Schranken trat gegen die Corruption, Habgier und tiefe Verschuldung des Bürgerkönigthums. Die Motive seiner Opposition waren rein und neu. Er adelte die künftige Revolution, indem er zeigte, wie durch und durch gemein und unedel das Bestehende sey. Im folgenden Jahre kam zum erstenmal Ledru Rollin in die Deputirtenkammer, ein Advokat von radikalster Farbe, der dem herrschenden und in die tiefste Corruption versunkenen Liberalismus gleichfalls einen Spiegel vorhielt und schonungslos seinen Sturz vorhersagte. In demselben Jahr wurden wieder zwei mislungene Mordanfälle auf den König gemacht, von Lecomte und von Henry und kamen drei schreckliche Unglücksfälle auf Eisenbahnen vor, der Einsturz eines Viaducts bei Barenton und zwei Zerstörungen der Wagenzüge bei St. Etienne und Fampoux in Folge der lüderlichen Verwaltung.

Auch der Gefangene in Ham beschäftigte sich mit der socialen Frage und war überhaupt sehr beschäftigt. Er schrieb über die Vergangenheit und Zukunft der Artillerie, über die Zuckerfrage, über Ausrottung des Pauperismus, wofür ihm die Arbeitervereine eine Dankadresse votirten, sodann historische Fragmente, correspondirte, setzte sich in Verbindung mit der Opposition und entwickelte eine erstaunliche Geistesthätigkeit bei vollkommener Ruhe des Gemüths. Plötzlich aber, am 26. Mai 1846, verschwand er von

Ham. In der Tracht eines Arbeiters mit einem Brett auf dem Kopf ging er, von den Wachen unbemerkt, zum Thor hinaus. Sein Arzt Dr. Conneau hatte ihm dabei geholfen. Er entkam glücklich nach England.

Die Hungerzeit 1846 und 1847 forderte auch von Frankreich ihre Opfer. An vielen Orten brachen Theurungsunruhen aus, zu Paris, Dijon, Toulouse 2c. und steigerte sich die Unzufriedenheit der niederen Classen.

Den empfindlichsten Stoß aber bekam das herrschende System in Folge der spanischen Heirath. Mit ihr schwand der letzte sittliche Nimbus vom Haupt des greisen Königs. Die so lange von ihm zur Schau getragene Ehrbarkeit verrieth diesmal vor aller Welt, welcher gemeine Eigennutz hinter ihr steckte. England war aufs äußerste erzürnt, von Ludwig Philipp in dieser Angelegenheit betrogen worden zu seyn, das Toryministerium trat ab und das neue Whigministerium bereitete dem Bürgerkönig schwere Tage vor. Lord Palmerston allirte sich mit der Opposition in Frankreich, wie mit der in Italien und wie mit dem Radikalismus in der Schweiz. Seitdem nun gewann die revolutionssüchtige Partei in Frankreich ein neues Vertrauen und kühnen Muth. — Eine weitere Treulosigkeit beging Ludwig Philipp in Algier. Daselbst war der alte schlimme Feind der Franzosen, Abdel Kader, endlich durch den tapfern General Lamoricière bezwungen und zu einer Capitulation gebracht worden, in welcher ihm die persönliche Freiheit zugesichert wurde, am 13. Dezember 1847. Aber der König brach die Capitulation, ließ den stolzen Häuptling nach Frankreich bringen und als Staatsgefangenen einsperren. Ein ehrloses Verfahren gegenüber den Muhamedanern, denen man mehr Achtung vor christlicher Treue hätte einflößen sollen, und gehässig gegenüber dem französischen General und der ganzen Armee, die dabei compromittirt wurde. Ludwig Philipp war ohne Zweifel damals schon vom Alter abgestumpft, an das Gelingen seiner Pläne schon zu sehr gewöhnt, bequem geworden und nahm keine Rücksicht mehr, son-

dern gab sich dem Hauptzuge in seinem Charakter hin, wie Greise pflegen.

Unterdeß wurde von unten her gewühlt und in der Deputirtenkammer selbst ein Versuch gemacht, durch eine Coalition aller nicht ministeriellen Parteien die ministerielle Mehrheit zu sprengen. Thiers war die Seele dieser Intrigue, denn er konnte nicht verschmerzen, daß er nicht mehr Minister war. Um es aber wieder zu werden, um in den Augen des Königs „möglich" zu bleiben, durfte er seine Opposition nicht übertreiben. Er bediente sich mithin der übrigen Unzufriedenen nur als Mittel, um Guizot zu stürzen und selbst wieder ans Ruder zu kommen, ohne damit irgend einem Principe zu huldigen. Da die früheren Liberalen, die doctrinären wie die praktischen, nur noch um die Staatsgewalt buhlten, war die systematische und principielle Opposition unvermerkt auf die Radikalen übergegangen. Diese aber sahen kein Heil, außer in einer Wahlreform, wenn nämlich das Wahlrecht auf breitester Grundlage beruhe, wenn das ganze Volk, die arbeitende Classe, der s. g. vierte Stand mitwähle und nicht länger die Reichen allein die Deputirtenkammer machten. So weit wollte nun Thiers nicht gehen, erklärte sich daher nur zu einer s. g. „parlamentarischen Reform" bereit, die an dem früheren Wahlcensus nichts ändern und nur die Beamten von der passiven Wahl ausschließen würde. In der Kammersitzung von 1847 wurden inzwischen beide Reformen abgewiesen. Die ministerielle Mehrheit entschied sich sowohl gegen Duvergier de Hauranne, der eine Herabsetzung des Wahlcensus erreichen, als gegen Remusat, der nur die Staatsdiener von den Sitzen in der Kammer entfernen wollte, 26. März.

Hierauf erklärte sich der die Wahlen des Landes leitende Centralausschuß (comité électoral) in Paris für permanent und sann auf Mittel, seinen Zweck trotz der Kammermehrheit durchzusetzen. Er entwarf eine Petition an die Regierung um Wahlreform und schickte dieselbe an alle Provinzialcomités, um sie vom ganzen

Lande unterstützen zu lassen. Hierauf veranstaltete er ein s. g. Reformbankett zu Chateaurouge bei Paris, am 9. Juli, dem 1200 Personen anwohnten und bei welchem der Trinkspruch auf den König weggelassen, dagegen solche auf die Volkssouveränität, auf die Revolution von 1789 und 1830 und auf die Arbeiter ausgebracht wurden, deren „Recht auf Arbeit" besonders betont wurde. Ein ähnliches Bankett folgte am 10. August zu Mans unter dem Vorsitze Ledru Rollins und bald noch an sechzig andern Orten, in allen irgend namhaften Städten des Landes, alle in gleichem schon mehr republikanischem und socialistischem, als constitutionellem Geiste. Thiers, welcher in der bis zum 9. August versammelten Kammer unablässig gegen Guizot intrigirt hatte, hielt sich doch von den Banketten fern, weil er Minister zu werden hoffte, daher selbst nicht zu weit nach links gehen, wohl aber die neubegonnene Bewegung als Mittel zu seiner Erhebung wirken lassen wollte. Odilon Barrot lehnte gleichfalls die Theilnahme ab, weil er nicht durchsetzen konnte, daß ein Trinkspruch auf den König ausgebracht werde, und er die constitutionellen Schranken nicht übertreten wollte. Im Uebrigen trat er ganz der Opposition und dem Reformverlangen bei. Lamartine nahm gleichfalls keinen Theil an den Banketten, ließ sich aber ein ihm persönlich gewidmetes Bankett zu Macon geben, wo man ihn als Geschichtschreiber der Gironde feierte. Er hatte nämlich eben sein Werk über diese Gironde vollendet, worin er der Freiheit, ja selbst der Republik, unter der Bedingung, daß sie von edeln Geistern regiert werde und nicht in die Barbarei des Jakobinismus falle, reichlich Weihrauch gestreut hatte. Die übrigen berühmten Namen des alten Liberalismus wurden gar nicht mehr genannt. Sie waren alle mehr oder weniger compromittirt durch die parlamentarische Corruption, der sie sich schon seit Jahren als Werkzeuge Ludwig Philipps hingegeben hatten, eine unsittliche Oligarchie gleich der des Direktoriums von 1794 bis 1799, habgierige Menschen, die sich auf Kosten des Landes Stellen und Reichthümer erwarben. Sie gruppirten sich um den Hof, an dem sie

ausreichenden Schutz zu finden glaubten, ohne daß es ihnen einfiel, ihre einst so mächtigen Stimmen ins Land hinaus ertönen zu lassen, um ihrerseits den Thron zu schützen, den sie aufgerichtet hatten. Ihre Isolirung, ihr gänzlicher Zerfall mit der öffentlichen Meinung, schien sie nicht zu ängstigen. Sie verließen sich ganz auf die Stärke der Regierung.

In der Presse herrschte dasselbe Verhältniß. Die Blätter der Regierung und ihre altliberalen Freunde waren weniger zahlreich und übten weit weniger Einfluß, als die der Republikaner und der immer mehr zu den letztern haltenden liberalen Opposition. Das am feurigsten und geistreichsten geschriebene, daher einflußreichste Blatt in Paris war der von Marrast redigirte, durchaus republikanische National, neben ihm die von Flocon redigirte, gleichfalls republikanische Reform, während der Constitutionel als das Organ von Thiers, die von Emil von Girardin redigirte Presse, der Courrier Français, das Journal de Commerce und andere wenigstens im Hasse gegen Guizot mit ihnen einstimmten. Der constitutionelle Liberalismus war sichtbar discreditirt, gealtert, abgenutzt. Er konnte sich auf sein Palladium, die Charte, nicht mehr berufen, nachdem sie Mittel und Deckmantel der Corruption geworden war. Wer hätte damals noch, wie früher, die Charte zum Feldgeschrei machen wollen? Noch weniger konnte die Intrigue, der persönliche Ehrgeiz, die Corruption selbst Enthusiasmus im Volk erwecken. Die neue Parole war Reform, das hieß wohlverstanden: die Republik. Die Stunde war gekommen, in welcher die blutigen Gespenster der Barrikadenhelden von 1830 und 1832 sich aus ihren Gräbern erhoben, um Rechenschaft zu fordern von der Bourgeoisie, vom Kammerliberalismus, vom Bürgerkönigthum, was sie aus Frankreich gemacht hatten.

Der Stumpfsinn, mit dem die bisherigen Günstlinge des Julithrons der neuen Bewegung zusahen, erschien noch verächtlicher, als gerade damals in ihrer Mitte Scenen vorfielen, die sie vor dem gesammten Volke brandmarkten. Teste, Präsident des Cassations-

hofs und vormaliger Minister der öffentlichen Arbeiten, und Cubières, General, Pairs und vormaliger Kriegsminister wurden schändlicher Bestechung und Betrügerei angeklagt und überwiesen. Durch den Prozeß Petit wurde der Aemter- und Stellenverkauf und die abscheuliche Corruption der Gerichtsnotare aufgedeckt. Stellen dieser Art waren im Kaufpreise bis zu 1 Million gestiegen, gewährten aber auch ungeheuren Vortheil. Der Notar wurde Herr alles ihm anvertrauten Vermögens, speculirte damit auf der Börse und wurde sehr reich oder entfloh. Binnen fünf Jahren waren in Frankreich mehr als hundert Notare wegen Unterschlagung verschwunden. Leon de Maleville nannte in der Deputirtenkammer Guizot ganz öffentlich einen „Diebshehler", weil er seinen Secretär Genie, welcher Aemterhandel trieb, nicht nur im Dienst behielt, sondern auch decorirte. Emil de Girardin, Redacteur der Presse, nannte den Justizminister einen „Justiztartuffe" ꝛc. Scandale dieser Art wiederholten sich in erschreckender Menge. Girardin klagte den Minister Duchatel wegen groben Unterschleifs bei Ertheilung von Privilegien an, welcher Handel aber durch eine Freisprechung beseitigt wurde. Lagrange, Rechnungsführer eines Krankenhauses, kam wegen an den armen Kranken begangenen jahrelangen Betrugs ins Zuchthaus. Die Prozesse Drouillard und Boutmy enthüllten Wahlbestechungen im colossalsten Maaßstabe. Ein Herr von Bouvalon hatte alle Gesetze französischer Ehre mit Füßen getreten in einem Duell, in welchem er seine ehrlichen Gegner heimtückisch ermordete. Den entsetzlichsten Eindruck aber machte der Prozeß Praslin. Die edle Tochter des General Sebastiani wurde von ihrem Gemahl, dem lüderlichen Herzog von Praslin, um einer Maitresse willen aufs grausamste im Bett ermordet, und der Mörder, als er sich verrathen sah, nahm Gift.

In diese Zeit fiel der Sieg des Radikalismus in der Schweiz und der Aufschwung des Mazzinismus in Italien, beide Ereignisse von England geschürt und belobt, beide ganz dazu gemacht, um den Muth der Republikaner in Frankreich zu steigern. Aber Ludwig

Philipp sah müßig zu und that nichts, die radikalen Wogen von Südosten her zum Stillstand zu bringen. Eine Passivität, die Oesterreich mit ihm theilte und die beiden Verderben bringen mußte. Die Nachsicht der damaligen Regierungen in Paris und Wien gegenüber dem Radikalismus in der Schweiz bewies ihre Abgenutztheit, ihre gänzliche Unfähigkeit, die Geschicke Westeuropas ferner zu lenken. Ludwig Philipp schien auf seinen Schätzen eingeschlafen zu seyn. Er fürchtete nichts, wo alles zu fürchten war, und sorgte für nichts mehr, wo er nicht Hände genug hätte brauchen können. Man glaubte, der Tod seiner Schwester Adelaide (sie starb am letzten Tage des Jahres 1847) habe ihn nicht nur tief gebeugt, sondern ihn auch seiner klügsten Rathgeberin beraubt. Die Ereignisse in Italien und der Schweiz und die Haltung Englands dabei wurden von der gesammten Opposition ausgebeutet, um die französische Regierung mit Vorwürfen zu überhäufen. Vor allen war es der kleine Thiers, welcher verlangte, Frankreich solle Hand in Hand mit Lord Palmerston die Revolution begünstigen. Es war ihm damit gar nicht Ernst, er wollte nur Guizot stürzen und sich an dessen Stelle setzen.

Ludwig Philipp dachte keinen Augenblick daran, die Revolution zu unterstützen, hätte sie vielmehr viel lieber in inniger Verbindung mit Oesterreich unterdrückt, wenn nicht sowohl er als Metternich schon zu schlaff gewesen wären, um noch einer Energie fähig zu seyn. Gerade jetzt dankte Marschall Soult ab; der Degen, den Ludwig Philipp gezogen hatte, wo nur von fern Gefahr drohte, versagte ihm in dem ersten Momente wirklicher Gefahr. Aber Ludwig Philipp nahm es nicht schwer. Der verhaßte Guizot wurde Chef des Ministeriums; Guizot, der immer die englische Partei gehalten, als Protestant und Doctrinär selbst ein halber Engländer, der auch jetzt noch nichts sehnlicher wünschte, als völlige Aussöhnung Frankreichs mit England, sollte in so kritischer Lage eine österreichische, eine reactionäre Politik vertheidigen und dem rücksichtslosen, ihn tief verachtenden Lord Palmerston das Gegenge-

wicht halten. Guizot, der Mann der Rede und Belehrung, sollte zum erstenmal handelnd eingreifen, dem Ausland Achtung gebieten, die Revolution im eignen Lande abschrecken oder überwältigen. Dazu war er der Mann nicht und Ludwig Philipp, wie schlau er immer sonst gewesen, vergaß im blinden Vertrauen auf sein Glück, oder in greisenhafter Apathie diesmal jede Vorsicht.

Als er am 27. Dezember die Kammern wieder eröffnete, nahm er in seiner Rede Bezug auf die Reformbankette und bediente sich dabei des Ausdrucks „feindselige und blinde Leidenschaften". Das reizte die Opposition und in den Debatten über die Antwortsadresse, die sich bis in die Mitte des Februar 1848 hinauszogen, fielen die stärksten und bittersten Reden. Wüthend rief Odilon Barrot dem gegen alle Angriffe stolz ausharrenden Guizot zu: „Polignac war constitutioneller, als Sie". Ein ungerechtes, aber prophetisches Wort, sofern es Guizot das Schicksal Polignacs ankündigte. Der Vater der Bankette aber, Duvergier de Hauranne, sagte der ministeriellen Mehrheit in der Deputirtenkammer: „wir wollen hier nicht vor der Majorität gegen das Ministerium, sondern vor dem Lande gegen die Majorität und das Ministerium plaidiren!" Das hieß so viel, als die parlamentarische Sitte und die Charte zerreißen, um durch den Dammbruch die wilde Fluth des Volkes hereinzulassen.

Sechstes Buch.

Die Februarrevolution.

Um dem in der Thronrede ausgesprochenen Vorwurfe recht auffallend zu trotzen und den Kundgebungen, die in den Provinzen so großen Anklang gefunden, die Krone aufzusetzen, leitete der Wahlausschuß von Paris in Verbindung mit einem Ausschuß der Kammeropposition und einem Ausschuß der Offiziere der Nationalgarde gemeinschaftlich ein colossales Reformbankett ein, welches am 22. Februar auf den elysäischen Feldern bei Paris gehalten werden sollte. Man wählte diesen weiten Platz, um die Menge der Gäste zu fassen, hunderttausende aus dem Volke als Zuschauer zu versammeln und dem König durch große Massen zu imponiren. Das Ministerium legte kein Hinderniß in den Weg, behielt sich aber eine Klage vor den Gerichten vor. Als jedoch das Comité sämmtliche Nationalgarden einlud, wenn auch unbewaffnet, dem Festmahle anzuwohnen, sah Guizot darin einen Eingriff in die Befugnisse der Behörde, der allein zustand, die Na-

tionalgarde zu versammeln, und verbot das Bankett unter der Androhung, es nöthigenfalls durch Militärgewalt verhindern zu wollen, am 21. Nun trat Odilon Barrot mit den meisten Deputirten zurück, einige wenige aber folgten Lamartine, welcher erklärte, es würde eine Schande für sie seyn, bei Ausübung eines constitutionellen Rechts, wie es das Bankethalten sey, der Ministerwillkühr nachzugeben.

Das Fest unterblieb, der Marschall Bugeaud, welcher 55,000 Mann in und um Paris commandirte, stand am 22. in voller Bereitschaft an den geeigneten Plätzen und von den Forts aus drohten die Kanonen. Die Zeit war gekommen, an welcher sich die neue Befestigung der Hauptstadt bewähren sollte. Dieselbe war vom König überhaupt nur unternommen worden, um jeder künftigen Revolution in der Stadt Paris vorzubeugen und einen Volkssieg wie in den Julitagen von 1830 unmöglich zu machen. Er war deshalb auch ganz ruhig und lächelte zu den Besorgnissen des Stadtpräfecten, Grafen Rambuteau. Eben so zuversichtlich war Guizot. In der Deputirtenkammer legte Odilon Barrot eine Anklage gegen das Ministerium nieder. Guizot las sie und mußte lachen. Inzwischen befanden sich die Männer, die das Fest veranlaßt hatten, und die Ausschüsse der geheimen Gesellschaften in Permanenz und großer Aufregung, ohne noch zu einem Entschluß zu kommen. Einzelne Haufen von Studenten und Arbeitern zogen durch die Straßen, sangen die Marseillaise, bauten ein Paar Barrikaden und machten mit Anbruch der Nacht einige Angriffe auf die Municipalgarde, wurden aber ohne Mühe zurückgeschlagen. Es regnete entsetzlich, was nicht wenig beitrug, den Aufstand zu dämpfen.

Am 23. Morgens wiederholten sich in einigen Straßen die Barrikadenkämpfe, aber ohne allen Nachdruck. Dagegen sammelten sich jetzt die Nationalgarden und zeigten eine der Regierung nichts weniger als günstige Stimmung. Fast alle riefen „es lebe die Reform! nieder mit Guizot.“ Ein Bataillon wollte gegen die

Tuilerien ziehen und ließ sich mit Mühe zurückhalten; an mehreren Orten widersetzte sich die Nationalgarde den Truppen und mahnte sie ab, auf das Volk zu schießen. Da beging der König die unglaubliche Unklugheit, Guizot aufzugeben und Molé kommen zu lassen, damit er ein neues Ministerium bilde. Wozu die Befestigung von Paris, wozu der Held von Isly mit einer mächtigen Armee, wenn der König die Gewalt, die er hatte, nicht brauchen und im entscheidenden Augenblick nachgeben wollte? Er hätte begreifen sollen, daß die erste Nachgiebigkeit ihn stürzen mußte, wie einst seinen Vorgänger. Als Guizot in der Deputirtenkammer den Entschluß des Königs verkündigte, entstand eine unwillkührliche Bewegung zu seinen Gunsten. Man umringte ihn, vergaß den alten Haß, drückte ihm die Hand und rief: „das ist schändliche Feigheit, das ist ehrlos.“ Nie hatte der König mehr zu bereuen, einen treuen Freund und Diener aufgeopfert zu haben, als in diesem Augenblick. Man sagt, Guizot habe vom König verlangt, daß die Truppen nöthigenfalls auch auf die Nationalgarde schießen dürften und der König habe das um keinen Preis wagen wollen. Aber der König mußte es wagen, wenn er Herr des Terrains bleiben wollte. Nicht auf eine meuterische Bürgergarde schießen wollen, hieß sich ihr ergeben.

In der darauf folgenden Nacht war eine unklare Bewegung in der Stadt. Die Einen jubelten und zeigten sich mit Guizots Sturze befriedigt. Die Andern wurden nur um so grimmiger und glaubten, jetzt sey keine Zeit zu verlieren, man müsse Blut fließen lassen, den Kampf erneuern und noch mehr erhitzen, damit ja die Mäßigung nicht siege. Die Sache der Republikaner war bisher in so guten Gang gekommen, sollten sie mitten im Gange inne halten? Ein wilder Volkshaufe holte sich eben Rath vor dem Hause Marrasts, als ein anderer bewaffneter Haufe unter Vortrag einer blutrothen Fahne mit Fackeln erschien, jenen mit sich fortriß und gegen das Hotel Guizots zog. Ihr Anführer war Lagrange, ein entschlossener Republikaner, der diesen Zug nicht zufällig unter-

nahm, sondern damit alle Berechnungen der Mäßigung und Versöhnung durchschneiden wollte, ein einflußreiches Haupt der geheimen Gesellschaften. Vor dem Hotel stand zu dessen Schutz ein Bataillon Infanterie, gegen welches die Volksmasse so dicht andrängte, daß die rothe Fahne dem Pferde des commandirenden Oberstlieutenants ins Gesicht schlug. Es bäumte, da fiel ein Schuß (wie man behauptete, von Lagrange abgefeuert, der es aber später leugnete) und traf dem Pferde ins Bein. Einen Augenblick später feuerten die Truppen und der Volkshaufen stob auseinander, viele Todte und Verwundete zurücklassend. Aber bald sammelte sich der Haufen wieder, legte einige Todte, namentlich ein Weib, auf einen Karren und führte denselben bei Fackelschein unter lautem Racheruf durch die Straßen. Von Zeit zu Zeit hielt der Karren und ein starker Mann hob den Leichnam des erschossenen Weibes empor und zeigte dessen bloße Brust von der Kugel durchbohrt und blutend dem Volke. Ein gräßliches, aber von der Partei künstlich berechnetes Schauspiel, nicht mehr neu und auch nicht das letzte seiner Art.

In der nämlichen Nacht wurde im Palast der Tuilerien ein thörichter Entschluß nach dem andern gefaßt. Hätte der König Guizot behalten und auf die abtrünnige Nationalgarde feuern lassen, so würde Bugeaud mit seinen zahlreichen Truppen ohne allen Zweifel Meister der Stadt geblieben seyn, die schlecht bewaffneten Republikaner hätten unterliegen müssen und die große Menge der Schwankenden oder Gemäßigten würde die männliche Ausdauer des Königs gepriesen, sich seiner Macht gefügt haben. Aber Guizot blieb abgesetzt, Molé hatte Angst und lehnte ab. Nun wurde der kleine Thiers gerufen, ein Intriguant, ganz dazu gemacht, um im Frieden die Deputirtenkammer zu beschwatzen, aber gänzlich unfähig, das Staatsruder in den Stürmen einer blutigen Revolution zu lenken. Thiers begriff wohl seine Ohnmacht, wußte aber Rath, indem er sich im neuzubildenden Ministerium Odilon Barrot zugesellte, der als ehrlicher Mann und alter bewährter Kämpfer

für die Volksrechte ungleich mehr Popularität und Vertrauen genoß, als er. Nun aber verlangte Thiers vor allen Dingen, daß der König die Reform bewillige, daß er die Kammer auflöse und eine neue nach dem zu reformirenden Wahlgesetze einberufe, daß er den Truppen jede weitere Feindseligkeit gegen das Volk untersage und Bugeaud entlasse. Das hieß den König entwaffnen, ehe er noch von seiner gewaltigen Waffenrüstung überhaupt einen rechten Gebrauch gemacht hatte. Ludwig Philipp hätte einsehen sollen, daß Thiers gar nicht im Stande war, den einmal aufgeregten Leidenschaften des Pariser Volks zu gebieten und daß er sich diesen Leidenschaften nicht wehrlos bloßstellen durfte. Er hatte ja noch seine volle Macht, warum brauchte er sie nicht? Allein der „Klügste der Klugen“, für den er so lange gehalten worden war, schien die Besinnung verloren zu haben. Er genehmigte alles, was Thiers wollte, und dieser ließ sogleich eine beruhigende Proklamation drucken, worin er verkündete, die Reform sey gewährt, jeder Grund zu längerem Kampf falle weg, die Soldaten hätten Befehl, nicht mehr zu schießen.

Diese Proklamation kam aber zu spät. Sie konnte nur in wenigen Theilen der Stadt an die Mauern angeheftet werden und da man vergessen hatte, sie zu unterzeichnen, wurde sie vom Volk mit Mißtrauen aufgenommen, als bezwecke sie nur, das Volk zu entwaffnen. Auf Bugeauds Befehl hatte sich am 24. bei Tagesgrauen eine starke Colonne unter General Bedeau gegen das Stadthaus in Bewegung setzen müssen, aber Bedeau war so schwach, mit der Nationalgarde zu unterhandeln und einen Waffenstillstand zu bewilligen. Mittlerweile wurde sein Chef selbst in den Tuilerien abgesetzt und genöthigt, noch einen letzten Befehl an die Truppen zu unterzeichnen, worin ihnen geboten wurde, alle Feindseligkeiten einzustellen und nicht mehr zu schießen. Dieser Befehl führte nun dazu, daß viele Truppen ihr Gewehr umkehrten und mit dem Volke fraternisirten, welches seinerseits den Waffenstillstand nicht anerkannte, sich nicht ruhig nach Hause begab, sondern

neue Barrikaden baute und kühn immer näher gegen die Tuilerien rückte. Vergebens setzte sich Odilon Barrot zu Pferde und ritt mitten unter das Volk, um es zu beschwichtigen. Es wollte nichts von ihm, noch weniger von Thiers wissen, er mußte trostlos umkehren. Unterdeß stürmte das jubelnde Volk unter den Augen der Truppen, die sich ruhig verhalten mußten, das Palais Royal, den Familienpalast der Orleans, und zertrümmerte dort alles, die kostbarsten Möbeln und Gemälde. Das nun wäre mit geringer Mühe zu verhindern gewesen, wenn die Truppen hätten feuern dürfen. Auch die unglücklichen Municipalgardisten wurden überall vom Volk abgeschlachtet, ohne daß ihnen die Truppen hätten helfen dürfen.

Dieser Hohn, diese Kühnheit des Volkes, das man schon beruhigt zu haben glaubte, versetzte die Tuilerien in unbeschreibliche Bestürzung. Bugeaud rieth dringend, jetzt noch Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, er wüßte sich stark genug dazu. Aber der Herzog von Nemours, dem die Regentschaft im Fall einer Abdankung des Königs zuerkannt war, bemühte sich persönlich um das Gegentheil und wiederholte überall den Befehl, nicht zu schießen. Auch an der Herzogin Wittwe von Orleans bemerkte man damals im Palast große Aufregung. Aus dem, was nachher geschah, läßt sich vermuthen, es habe eine Hofpartei gegeben, welche die Dynastie Orleans durch Aufopferung Ludwig Philipps zu erhalten hoffte, vielleicht durch Thiers, wenigstens durch die von ihm empfohlenen Mittel der Versöhnung, die daher um jeden Preis durch jede Art von Nachgiebigkeit den Kampf zu beendigen wünschte. Die alte Königin war empört über die Scenen der Schwäche und des Abfalls, die sie mit ansehen mußte. Sie drang in den König, zu Pferde zu steigen und sich an die Spitze der Truppen zu stellen und zu kämpfen. Sie selbst wolle auf den Balkon treten und ihn lieber sterben, als muthlos unterliegen sehen. Ludwig Philipp suchte sie zu beruhigen und wollte ihrem Rathe nicht gleich folgen; erst als der Kampf sich den Tuilerien näherte,

bestieg er das Roß und eilte, von Nemours und Montpensier begleitet, hinaus zu den Truppen. Aber er commandirte sie nicht zum Kampf, sondern er ritt nur stumm an ihnen, wie bei einer gewöhnlichen Parade vorüber, und auch sie blieben stumm. Einige Bataillone Nationalgarde aber brüllten ihm wüthend entgegen: es lebe die Reform! nieder mit den Ministern! Da kehrte der König um und alles war verloren.

Der Dreistesten einer, die das Franzosenvolk hervorgebracht, Girardin, erkannte und benutzte den Moment, drang in die Tuilerien ein und rief dem König jetzt ohne Scheu entgegen: Herr Sie müssen abdanken. Nach dem erbärmlichen Umritt, der völlig der Revue Ludwigs XVI. am 10. August glich, war das allerdings das Unumgängliche, aber grausam immerhin, es dem alten König zu sagen. Girardin hatte auch schon das neue Programm in der Tasche. Es lautete: Abdankung des Königs, Regentschaft der Herzogin von Orleans, Auflösung der Kammer, allgemeine Amnestie. Noch zögerte der König, da soll der junge Herzog von Montpensier, wie allgemein von den französischen Berichterstattern gesagt wird, mit einer dem Sohne unziemlichen Heftigkeit den alten Vater bestürmt haben, die Feder zur Unterzeichnung zu ergreifen. Noch einmal hielt Bugeaud ihn auf, es sey auch jetzt noch Zeit, die Truppen seyen immer noch stark genug, um zu siegen. Aber Montpensier drang aufs neue in den König, zu unterzeichnen. Die alte Königin trat auf Bugeauds Seite und beschwor ihren Gemahl, die so übereilte, durchaus noch nicht nothwendige Abdankung von sich zu weisen. Alles redete für und wider, der Greis saß rathlos in der Mitte und unterschrieb endlich, worauf sich die Königin trostlos weinend zurückzog.

Marschall Gerard, der an Bugeauds Stelle ernannt worden war, trat in diesem Augenblick ein und bot seine guten Dienste an. Man bat ihn, sich dem Volke zu zeigen und mit seiner Popularität den Sturm zu beschwören. Sobald er aber fort war, beeilte man sich, den König zu entfernen, nicht um ihn vor dem

Zorn des Volkes zu schützen, sondern um ihn los zu seyn und in Paris machen zu können, was man wollte, wie 1830 nach der Flucht Karls X. In dieser Beziehung bestand ein Wetteifer zwischen der Hofpartei, welche die Regentschaft des Herzogs von Nemours durchsetzen wollte, und der republikanischen Partei. Daraus erklärt sich der Zorn der alten Königin, den sie noch beim Abschied gegen Thiers blicken ließ. Daraus erklärt sich auch der brennende Diensteifer, mit welchem Cremieux sich damals zum Könige drängte, ihn in den Wagen beförderte und zur Stadt hinaus begleitete, bis er gewiß wußte, der komme nicht wieder. Cremieux, ein Jude von scheußlicher Gesichtsbildung, schien der böse Dämon des Bürgerkönigthums zu seyn, in dessen letzter Stunde sichtbar werdend mit seinem grinsenden Hohn.

Gerard zeigte sich dem Volk und redete ihm freundlich zu, allein man ließ ihn hochleben, nahm ihn in die Mitte und ließ ihn nicht mehr in die Tuilerien zurückkehren. General Lamoricière trug dem Volke das Blatt hinaus, auf welchem der König seine Abdankung niedergeschrieben hatte, aber Lagrange stellte sich ihm an der Spitze entschlossener Republikaner entgegen, riß ihm das Blatt aus der Hand und rief: „kehren Sie um, die Abdankung ist nicht genug, die ganze Dynastie muß weg.“ Indem aber Lamoricière sich wendete, wurde ihm das Pferd unter dem Leibe zusammengeschossen und er selbst verwundet. Seine Soldaten nahmen ihn auf und feuerten. Das hatte Lagrange gewollt, Fortsetzung des Blutvergießens, bis die Republik fertig wäre. Da die Soldaten, die hier aus Nothwehr kämpften, keine Unterstützung erhielten, wurden sie in einem großen Hause mit Wasserbehältern, dem s. g. Chateau d'Eau in der Nähe des Palais Royal vom Volk eingeschlossen und nach einstündiger tapferer Vertheidigung in dem brennenden Gebäude unter dessen Trümmern begraben, 183 Mann vom 14. Regiment. Noch wimmelte die Stadt von Truppen und diesen Tapfern kam Niemand zu Hülfe.

Der Herzog von Nemours, der als Regent an die Stelle

des Königs trat und den Kampf mit den Insurgenten wohl hätte aufnehmen können, hegte die thörichte Einbildung, sein Vertrauen, seine Hingebung werde die Herzen des Volkes gewinnen. Er beharrte also nicht nur auf dem Befehl, die Soldaten sollten nicht schießen, sondern zog sie auch überall zurück, ja er gab sogar die Tuilerien dem Volke Preis, während er der Herzogin Helene den Arm bot, um sie in die Kammer der Abgeordneten zu führen. Hier bildete er sich ein, werde seine Autorität als Regent Anerkennung und Unterstützung finden. Der alte Dupin begleitete sie und sollte für sie das Wort ergreifen. Der kleine Thiers aber hatte sich schon wieder verschlupft. Er, dem die Hofintrigue vorzugsweise Schuld zu geben ist; er, welcher sich des alten Königs entledigen wollte, um unter der Regentschaft die Hauptrolle zu spielen, ließ jetzt die im Stich, die er irre geführt hatte. Man sah ihn das letztemal an diesem Morgen in der Deputirtenkammer, wo er bleich und verstört nur die Worte sprach: „die Fluth steigt, steigt" und verschwand.

Die Herzogin von Orleans war von ihren beiden jungen Söhnen begleitet. Indem Nemours sie in die Kammer führte, gaben beide den Beweis, daß sie sich um die Regentschaft nicht streiten wollten und es der Kammer überließen, ob sie es bei dem früheren Beschlusse hinsichtlich der Regentschaft Nemours bewenden lassen, oder die Herzogin Mutter zur Regentin erklären wollte. Beiden war es in dieser Schreckensstunde nur um die Erhaltung der Dynastie Orleans überhaupt zu thun. Als sie in die Kammer eintraten, befanden sich daselbst etwa 300 Deputirte unter dem Präsidenten Sauzet, von dem sie mit Ehrfurcht empfangen wurden. Ehe aber Dupin seinen Vortrag halten konnte, drang schon ein Haufe Volk mit Gewalt in die Kammer ein und besetzte die Gänge auf der linken Seite derselben. Als nun Dupin, schon eingeschüchtert, in unsicherer und ungeschickter Weise die Kammer aufforderte, etwas zu thun, was wie eine dem „neuen König", d. h. dem anwesenden jungen Grafen von Paris bewilligte Huldi-

gung aussehe, fand er Widerspruch, und zugleich vernahm man schrecklichen Lärmen draußen, die Thüren wurden eingestoßen und bewaffnete Volkshaufen drangen mit zornigen Geberden ein, um die Ausrufung der Regentschaft zu verhindern. Der Lärm war entsetzlich. Endlich drang Lamartine mit seiner hellen Stimme durch und verlangte, die Sitzung solle vertagt werden, denn in Gegenwart der Prinzessin könne man nicht debattiren. Sauzet ersuchte hierauf die Herzogin, mit ihrem Gefolge sich zurückzuziehen. Sie ahnte, das hieße sie mit allen ihren Ansprüchen abweisen, und zögerte. General Oudinot erhob sich, um für sie zu sprechen. Aber durch die Thür zur Linken drängte sich immer mehr und immer wilderer Pöbel ein. Die arme Herzogin wurde an die Wand zurückgedrängt. Da bestieg der Advokat Marie die Tribune und schlug vor, eine provisorische Regierung zu errichten, was mit rauschendem Beifall begrüßt wurde. Selbst der kleine Graf von Paris klatschte mit kindischer Unschuld in seine Händchen. In diesem Augenblick schlich sich Cremieux an die Herzogin mit einem Zettel, den sie vorlesen und worin sie erklären sollte, sie unterwerfe sich der Volkssouverainetät und erwarte von derselben, was über sie und ihre Familie werde beschlossen werden. Sie weigerte sich, diese verfänglichen Worte zu sagen, mit denen sie ihr ganzes Recht vergeben hätte. Dupin, selbst Odilon Barrot wollten das Blatt in ihrem Namen zur Geltung bringen, aber es war zu spät. Die bewaffneten Rotten, die den ganzen Saal einnahmen, waren nur gekommen, um das zu verhindern, was man für die Herzogin thun wollte. Die Herzogin selbst stand auf, um etwas zu sagen, aber Sauzet gab ihr das Wort nicht. Mittlerweile drang ein frischer Haufe Bewaffneter in den Saal und schrie: „keine Regentschaft!“ Unter ungeheurem Lärm bedeckte sich der Präsident, zum Zeichen, daß alle Ordnung aufgelöst und die Sitzung aufgehoben sey. Man bemerkte, aus dem wilden Haufen hervorragend, eine Fahne, die bisher über dem Thron des Königs in den Tuilerien aufgepflanzt gewesen war, und erkannte daraus,

der Pöbel habe das Schloß geplündert. „Diese Fahne," schrie Dunoyer, der Anführer des Haufens, „beweist euch, daß wir Herr geworden sind, und hunderttausend Kämpfer stehen draußen, die weder einen König, noch eine Regentschaft wollen." Zugleich schrien andre: wo ist sie, wo ist sie? und stürmten mit blanker Waffe auf die Ecke ein, an welche die Herzogin zurückgedrängt worden war. Unter entsetzlichem Lärmen und Geschrei wurde sie, halb getragen, von den Deputirten fortgebracht, im Gedränge gegen eine Glasthür gestoßen, die davon zusammenbrach, doch glücklich in den Garten gebracht, wohin man auch den Grafen von Paris rettete. Ihr jüngster Sohn aber, der kleine Chartres, im Gedränge unter die Füße getreten, wurde nur wie durch ein Wunder von einem Elsäßer, Namens Lipmann, der ihn wiedererkannte, aufgefunden und der Mutter zugeführt, nachdem sie Paris schon verlassen hatte. Der Herzog von Nemours entkam in einer Verkleidung.

Mitten in dem ungeheuren Tumult hatte Lamartine die Rednerbühne bestiegen und wartete ruhig ab, bis man ihn wieder hören wollte. Unterdessen wurden geschwind die Namen der Männer, aus denen man die provisorische Regierung bilden wollte, auf einen Zettel geschrieben und der greise Dupont de l'Eure, der Großvater der Opposition (seit Lafayette nicht mehr lebte) mit Ausrufung derselben beauftragt. Es waren die Namen: Dupont, Lamartine, Arago, Marie, Garnier-Pagés, Ledru-Rollin, Cremieux. Einige verlangten noch Louis Blanc hinzu, den aber Lamartine, die Seele dieser Intrigue, zu escamotiren verstand. Nachdem die Deputirtenkammer, wenn man eine Versammlung noch so nennen darf, in die der bewaffnete Pöbel sich eingedrängt hatte, durch Acclamation die neue Regierung genehmigt hatte, gab Lamartine den Rath, dieselbe solle sich unverweilt nach dem Stadthause begeben. Das hatte seinen guten Grund, weil Lamartine benachrichtigt worden war, auf dem Stadthause etablire sich schon etwas von einer republikanischen Regierung von socialistischer

Färbung. Daß dieses Extrem nicht zur Herrschaft gelange, war Lamartines dringendste Sorge.*)

Unterdeß war das Volk in die Tuilerien eingedrungen und hatte dort so gehaust, wie im Palais Royal. Möbeln, Vasen, Gemälde, Kronleuchter, alles wurde zerschlagen und zu den Fenstern hinausgeworfen. Ein Proletarier mit kothigen Stiefeln sprang auf den Thron und schwang eine rothe Fahne. Diesen Thron schleppten sie dann im Triumph durch die Straßen, um ihn in einem Freudenfeuer zu verbrennen. Auch eine Büste Ludwig Philipps wurde zusammengeschossen. Dagegen begrüßte man ein schönes Crucifix von Elfenbein mit Ehrfurcht. Alle zogen vor ihm den Hut ab und man trug es, damit es einen seiner würdigen Platz finde, in die Rochuskirche. Dieser Zug beweist, wie sehr sich die Stimmung in Bezug auf die Religion geändert hatte. Das gemeine Volk war Herr geworden im Palast der Könige, aber es beugte sich demüthig vor dem Herrn aller Herren. — Im Allgemeinen walteten Scherz und Freude vor. Die armen Arbeiter machten sichs bequem auf Kissen von Sammet und Seide. Man plünderte Küche und Keller des Königs, man richtete sich in den Tuilerien förmlich ein. Ganze Haufen Volks schlugen darin ihre Wohnung auf und sonderlich die Damen von St. Lazare. Im Kloster St. Lazare, zugleich Gefängniß und Spital für lasterhafte Weiber, befanden sich damals 1300 solche Wesen, die man Vésuviennes nannte. Sie wurden während des Aufstandes befreit und zogen in die Tuilerien ein, um hier Schauspiele aufzuführen, wie sie noch niemals ein Königspalast gesehen hatte.

Auf dem Stadthause waren bereits Louis Blanc, Marrast, Bastide, Floçon und andere Häupter der Republikaner und Socia-

*) Obgleich Lamartine in seiner Schilderung dieser Ereignisse von Selbstlob strotzt und damit keinen guten Eindruck macht, muß man ihm doch zugestehen, daß er es war, der damals den Kopf am aufrechtesten trug, am hellsten sah, am eindringlichsten sprach und die ganze Revolution nach seinem Willen lenkte.

listen anwesend und würden sich ohne Zweifel als Gegenregierung proklamirt haben, wenn die aus der Kammer angelangte Regierung nicht für rathsam gehalten hätte, sie sofort mit sich zu verschmelzen. Um die Deputirtenkammer und ihren eben gefaßten Beschluß zu achten, nahm man sie anfangs nur als Sekretaire auf, bald aber gingen sie unmittelbar in die Regierung über. Das führte nun zu einigen Uebelständen, indem bald der, bald jener Befehle ertheilte, um irgend eine dringliche Sache des Augenblicks zu erledigen, und die Befehle keineswegs alle in demselben Geiste abgefaßt oder nur den übrigen Regierungsgliedern bekannt waren. Im Ganzen aber war es gut, daß nur eine Regierung anerkannt wurde, weil sonst ein neuer blutiger Kampf entbrannt wäre. Das bewaffnete Volk wollte wissen, woran es sey, und belagerte förmlich das Stadthaus. Die neuen Regenten hatten keinen Augenblick Ruhe. Alle Zimmer waren mit Menschen vollgepfropft, die abwechselnd kamen und gingen. Man bemerkte, daß ein Theil dieses zudringlichen Volkes von den Socialisten aufgereizt war, um wo möglich die gemäßigteren Männer aus der Regierung zu verdrängen. Gewalt und Mord wollten sie, als zu gehässig, dabei nicht anwenden, aber Schrecken und Belästigung. Indessen hielt Lamartine mit bewundernswürdiger Ruhe auch wieder in diesem Sturm aus. Tag und Nacht vom Pöbel umringt und bedroht, hörte er doch nicht auf, den Leuten Vernunft zu predigen, und wich nicht vom Platze.

Die erste Frage war, sollte man sogleich die demokratische Republik ausrufen? Viele wollten es, der bewaffnete Volkshaufen schien nicht eher weichen zu wollen, bis er das erlangt hätte; allein Lamartine setzte durch, daß die provisorische Regierung in ihrer Proklamation an das Volk die Republik nur ausrief „unter Vorbehalt der Genehmigung durch das Volk“, daß es mithin der neuzuwählenden Volksrepräsentation überlassen blieb, die künftige Staatsform zu wählen. Damit war Zeit gewonnen und dem Ungestüm der Socialisten Halt geboten. Auch hatte Lamartine den

klugen Einfall, zum Schutz der Regierung und der Stadt Paris aus den jungen Leuten, die gerade jetzt das gefährlichste Element waren, eine Mobilgarde zu bilden. Er wußte, die Jugend gefällt sich in neuen Uniformen und bildet, sonderlich in Frankreich, gern taktische Körper. Mit ihrem neuen Dienst waren sie der Wühlerei entzogen.

Das alles wurde noch in der Nacht des 24. ausgemacht. Am Morgen des 25. aber drängte sich der Pöbel abermals in das Stadthaus und diesmal noch grimmiger, als gestern. Man sah Lagrange mit bloßem Säbel umhergehen, als durch sich selbst ernannten Gouverneur des Stadthauses, voll Argwohn gegen die neue Regierung, voll Lust, sie niederzusäbeln, und doch durch eine geheime Angst zurückgehalten. Das Proletariat zitterte, den Bruch mit der gebildeten Gesellschaft zu vollenden. Waren es dunkle Erinnerungen an den Terrorismus der ersten französischen Revolution, seiner Verbrechen und seines kläglichen Ausgangs, was ihm Gewissensscrupel erregte? Damals war die Mobilgarde noch nicht organisirt, die Nationalgarde demoralisirt und vom Pöbel auf die Seite geschoben. Niemand hätte Lamartine und die Gemäßigten unter den Regenten gerettet, wenn Lagrange ihr Blut gefordert hätte. Der Aufruhr war eines so schrecklichen Entschlusses aber nicht fähig, er besann sich und damit war für Lamartine alles gewonnen. Der Versuch, ihn, dem man den Kopf abzuschneiden nicht das Herz hatte, durch Ekel zu vertreiben, war eben so unwürdig, als vergeblich. Von allen Seiten wurden menschliche Leichen und todte Pferde nach dem Stadthause geschleppt und die untern Räume desselben, sogar die Treppen damit belegt. Durch Gestank glaubte Lagrange, werde sich der feinsinnige Dichter vertreiben lassen, aber Lamartine hielt aus. Man umringte ihn und stieß die schrecklichsten Drohungen aus. Immer neue Schaaren von Bewaffneten drangen in das Stadthaus und füllten den Platz vor demselben, Kopf an Kopf. Sie brachten die rothe Fahne wieder und verlangten die „rothe" Republik, die rein demokratisch-socialistische mit

der Andeutung, daß wer sie nicht wolle, dessen Blut fließen müsse. Aber es war ihnen nicht Ernst mit dieser Drohung. Sie hatten geheimen Befehl, die Regierungsmitglieder nicht zu ermorden. Durch dieselben, nicht ohne sie hofften sie ihren Zweck zu erreichen und vor dem Lande und ganz Europa gerechtfertigt dazustehen. Durch ein neues Blutbad in Paris dagegen besorgten sie mit Recht, nur eine kurze Herrschaft zu erobern und sich allgemein verhaßt zu machen. Mitten in ihrem Gedränge und Wuthgeheul hielt Lamartine vom Balkon des Stadthauses herunter eine unsterbliche Rede, worin er ihnen sagte: „eure rothe Fahne hat keine andre Runde gemacht als über das Marsfeld und sich im Blute des Volkes getränket, die dreifarbige Fahne aber, die ihr jetzt verdrängen wollt, hat mit dem Ruhme Frankreichs die Runde um die Welt gemacht.“ Die Wahrheit seiner Worte besiegte den Aufruhr, die Appellation an die Nationalehre traf die wilden Herzen auf dem rechten Flecke. Niemand wagte den Sprecher der Nation anzutasten. Er empfing Beifall und Liebkosungen. Unterdeß hatten sich auch die wohlhabenden Bürger von Paris wieder gefaßt und aus Furcht vor einer socialistischen Erhebung zusammengeschaart, um die bedrohte Regierung im Stadthause zu retten. In dem Maaß, wie ihre Bataillone auf dem Greveplatze anlangten, zog sich die Volksmasse mit der rothen Fahne grollend, aber ohne Widerstand zurück.

Am 26. erneuerte sich das Andrängen des Volks gegen das Stadthaus, allein mehr, um der Regierung Beifall zu zollen. Louis Blanc und Lamartine zeigten sich dem Volk als einig und einverstanden, was sehr zur Beruhigung beitrug. Man war in einem Rausch der Freude und Großmuth. Lamartine durfte, ohne einen Vorwurf zu fürchten, Befehl ertheilen, daß dem König auf seiner Flucht Vorschub geleistet und derselben nichts in den Weg gelegt werde.

Der König mit seiner Gemahlin, dem Herzog von Montpensier und dessen Gemahlin und mit der Herzogin von Nemours

war über St. Cloud und Trianon nach Dreux entkommen, wo er ein wenig ruhte und von wo aus er an Montalivet die ersten Befehle sandte, sein zurückgelassenes Vermögen betreffend. Er hatte nichts mitgenommen. Der geizigste Mann in Frankreich hatte sich so überraschen lassen, daß er Reisegeld borgen mußte. Um unbemerkter nach England zu entkommen, beschloß der König mit der Königin einen andern Weg zu machen, als Montpensier mit den beiden jüngern Damen. Aus Furcht, gefangen zu werden, hielt er sich neun Tage lang in einem Gartenhause bei Evreux versteckt, während Freunde ihm Gelegenheit zur Ueberfahrt von Havre nach England verschafften, auch wurde er noch weitere fünf Tage durch widrige Winde aufgehalten. Man erkannte ihn bei der Abreise und erwies dem Unglück Ehrfurcht. Am 3. März landete er in England, wo ihm sein Schwiegersohn, König der Belgier, das Schloß Claremont einräumte. Alle übrigen Glieder der königlichen Familie kamen glücklich nach. Nur die Herzogin von Orleans mit ihren Kindern ging nicht nach England, sondern wandte sich nach Deutschland, wo sie im Bade Ems von ihrer Mutter empfangen wurde. Sie blieb auch in Deutschland, um den Grafen von Paris fern von jeder Familienintrigue zu halten und ihn als einen hoffnungsvollen Jüngling heranzuziehen, der, an den Sünden seines Großvaters völlig unschuldig, nur dessen Recht geerbt habe. Großen Skandal erregte die Ankunft des Herzogs von Montpensier in London. Palmerston war ihm seit der spanischen Heirath bitterböse und drohte jetzt, wenn er in Spanien Unruhen erregen wolle, werde er die ganze Familie Orleans aus England vertreiben. Der Prinz gieng nach Spanien, fand aber dort keine Sympathie und verließ Madrid wieder in Folge einer drohenden Note aus Paris.

Die neue Regierung in Paris befestigte sich mittlerweile von Tage zu Tage, Dank dem gesunden Verstande Lamartines. Am 27. Februar wurde Louis Blanc zum Minister des Fortschritts ernannt und damit den Socialisten nicht etwa die Regierungsgewalt übertragen, sondern nur eine Bürgschaft gegeben, daß man

von der „Organisation der Arbeit“ so viel verwirklichen wolle, als möglich sey. Diesen Trost mußte man den Arbeitern geben, sonst würde keine Ruhe eingetreten seyn. Lamartine war freimüthig genug, offen zu erklären, eine durchgreifende Organisation der Arbeit sey etwas Unmögliches, nur annähernd lasse sich hier etwas thun. Man gab den Arbeitern den Palast Luxemburg, aus dem die Pairskammer verschwunden war, und ließ sie hier auf den prächtigen Sitzen der Pairs einen Congreß halten, um über die Maaßregeln, die zu ihren Gunsten getroffen werden könnten, selbst zu berathen. Zu ihrem Vorstande wurde Albert berufen, ein gewöhnlicher Arbeiter in der Blouse, den man bereits auf dem Stadthause neben Louis Blanc in die Regierung aufgenommen hatte. Bei seinem Anblick konnten die Arbeiter sich einbilden, sie selbst seyen es jetzt, die sich und ganz Frankreich regierten. Wie sehr man sich täuschte und alles nur Nothbehelf für den Augenblick war, erhellt daraus, daß Albert und Louis Blanc selbst für die Arbeiter nichts Besseres zu thun wußten, als große s. g. Nationalwerkstätten zu errichten, in denen jeder Arbeit und Lohn finden sollte, der es nöthig hatte. Da in diesen Werkstätten die Arbeit, zumal damals, nicht mit großer Strenge überwacht werden konnte und doch gut bezahlt wurde, drängten sich faule Arbeiter in Masse, selbst vom Lande herbei, und verließen die Privatwerkstätten, in denen sie fleißiger hätten seyn müssen. Das ganze Arrangement war im höchsten Grade unnatürlich. Bald mußte sich die Unmöglichkeit herausstellen, eine Zahl von Arbeitern, die in wenigen Wochen von 20000 auf das doppelte und vierfache stieg, täglich auf Kosten des Staats und zum Nachtheil aller Privatgewerbe zu unterhalten. Da sowohl Socialisten als Communisten bisher von der Forderung ausgegangen waren, der Staat müsse die Arbeit organisiren oder wenigstens für die Arbeit sorgen, waren sie selbst Schuld, daß jetzt der Staat den Versuch machte, der nicht durchführbar war. Sie konnten wenigstens am guten Willen des Staats nicht zweifeln, wenn auch der Versuch miß-

glückte. Sie selbst hatten gefehlt, indem sie nicht vorher besser überlegt hatten, daß die Arbeit vom Staate nur geschützt, aber nicht bestellt werden kann. Es ist charakteristisch, daß in Frankreich immer an den Staat appellirt und von ihm gefordert wird, was nur die Gesellschaft als solche unter dem Schutz des Staates oder auch unabhängig von ihm leisten kann. In England hatte man das besser begriffen. Hier war es die freie Association allein, durch welche die Arbeiter zum Zweck zu kommen hofften und in Leeds, wo sie große Maschinenkräfte durch gemeinsames Zusammenwirken ankauften, auch wirklich dazu kamen. Louis Blanc spielte in einer Rede am 10. März darauf an, aber ohne den Gedanken zu verfolgen. Die Nationalwerkstätten in Paris waren Staatsanstalten, nicht wie die Etablissements zu Leeds Eigenthum der Association. Wenn aber auch der erste Versuch, das arbeitende Proletariat zu befriedigen, nicht gelang, so ist nichtsdestoweniger der socialistische Charakter der Februarrevolution im Gegensatz gegen den blos politisch-liberalen Charakter der Julirevolution von großer welthistorischer Bedeutung gewesen. Das wahre, tiefe, eigentliche Bedürfniß der Massen kam doch zum erstenmal zur Sprache. Alle nachfolgenden Regierungen in Frankreich konnten sich daraus die Lehre ziehen, daß sie Haltbarkeit und Dauer nur gewinnen könnten in dem Maaß, in welchem es ihnen gelingen würde, die sociale Noth zu lindern, die ungeheure Masse armer Arbeiter wenigstens annähernd zu befriedigen.

Die provisorische Regierung wurde mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung in ganz Frankreich anerkannt. Marschall Bugeaud stellte ihr seinen Degen zur Verfügung, die ganze Armee folgte nach. Auch Algier unterwarf sich; der Herzog von Aumale, welcher dort commandirte, übergab den Oberbefehl an den General Changarnier, und reiste mit seinem Bruder Joinville, der bisher die Flotte befehligt hatte, nach England ab. An Changarniers Stelle schickte die Regierung den General Cavaignac, Bruder eines einflußreichen Republikaners, nach Algier. Auch der

Klerus schloß sich der neuen Regierung an, von welcher er freundlich begrüßt wurde. Von einer Kirchenverfolgung war in dieser Revolution nicht mehr die Rede, denn es waren nicht mehr die gebildeten und aufgeklärten Leute, welche die Revolution gemacht hatten, sondern die Männer aus dem gemeinen Volke.

Lamartine, welcher das auswärtige Amt übernommen hatte, setzte sich sogleich mit allen fremden Mächten in Verbindung und gab überall hin Versicherungen des Friedens. Ein würdevolles Manifest gab diesen Gesinnungen die Oeffentlichkeit und wurde allgemein als wohlwollend und zeitgemäß anerkannt. England war es auch diesmal wieder zuerst, welches sich mit Frankreich auf einen freundschaftlichen Fuß setzte. Die meisten übrigen Mächte hatten, da sich die Revolution über den Rhein hinüber fortsetzte und ganz Mitteleuropa erschütterte, zu viel mit sich selbst zu thun, um ihre volle Aufmerksamkeit auf Frankreich richten zu können, und mußten, nächst Gott, dem sanften Dichter an der Spitze der französischen Republik danken, daß Frankreich selbst sich ruhig verhielt und keinerlei Einmischung in Italien oder Deutschland versuchte.

Ueber diesen wichtigen Dingen hatte man die Tuilerien vergessen. Erst nach vierzehn Tagen ließ die Regierung den Palast der Könige von seinen bisherigen Bewohnern, der Hefe des Pariser Pöbels, räumen. Schon am 26. Februar hatte man hier einen großen Volksball gegeben und die Orgien hatten seitdem fortgedauert. Die Vesuviennes hatten sich als ein bewaffnetes Amazonencorps organisiren wollen. Caussidière, als Präfect von Paris, machte dem Unfug ein Ende. Die wilde Rotte drohte, den Palast in Brand zu stecken, wenn man ihr nicht eine Summe Geldes auszahle, aber man vertrieb sie mit Gewalt. Die Tuilerien wurden zu einem Invalidenhaus für alte oder verkrüppelte Arbeiter bestimmt. Das schöne Lustschloß Neuilly, Ludwig Philipps Lieblingssitz, und eine prächtige Villa Rothschilds waren wirklich von einer andern Rotte niedergebrannt worden. Die Armuth

wollte sich an den beiden Persönlichkeiten rächen, die den meisten Reichthum zusammengescharrt hatten.

Nachdem die öffentliche Ordnung wiederhergestellt war, organisirten sich die Parteien in den Clubs. Das Vereinsrecht wurde unumschränkt geübt und man arbeitete auf die neue Verfassung hin. Die Regierung erklärte nämlich die alte Kammer für aufgelöst und schrieb Neuwahlen zu einer Nationalversammlung aus, welche die künftige Verfassung endgültig feststellen sollte. Die republikanischen und socialistischen Clubs, so wie ihre Presse, hatten anfangs entschieden die Oberhand. Sie gehörten der siegenden Partei an, man fürchtete sich vor ihnen. Sie mußten sich erst durch Uneinigkeit und Mißgriffe schwächen, ehe die Gegenpartei, die ziemlich alle gemäßigten Meinungen umfaßte, wieder erstarken konnte. Anfangs nahm alles die Physiognomie der ersten französischen Revolution an. Liberté, égalité, fraternité prangten wieder in tausend Ueberschriften und Inschriften. Jedermann hieß citoyen und monsieur war verbannt. Ueberall wurden wieder Freiheitsbäume gepflanzt und rothe Mützen aufgesetzt. Bei den öffentlichen Festlichkeiten figurirte wieder die Göttin der Freiheit mit dieser Mütze. Unter den Regierungsmitgliedern war es der Jude Cremieux, welcher die der neuen Republik ihre Huldigung darbringende Deputation empfieng. Eine der prächtigsten war die „des Orients von Frankreich" mit allen Ordensinsignien der Freimaurer. Ihr Sprecher Pagnerre rühmte, die Maurer seyen nicht nur als Brüder immer gute Republikaner, sondern auch „Arbeiter in den maurerischen Werkstätten" gewesen, ihre Loge sey nur ein Vorbild der Nationalwerkstätten. Cremieux antwortete entsprechend. Ein andrer Jude, Goudchaux, wurde Finanzminister. Dagegen floh der Pariser Rothschild, dessen Villa man verbrannt hatte, nach England. In Paris selbst tauchte damals in einem Club der Vorschlag auf, das ganze Vermögen Rothschilds in Beschlag zu nehmen, um dem Volke zurückzugeben, was ihm durch Börsenwucher

geraubt worden. Auch im Elsaß wurden die Juden, die alte Pest des Landes, von den Bauern verfolgt.

Am weitesten gingen die communistischen Clubs unter Cabets und Raspails Vorsitz; ihnen zunächst standen Barbès und Blanqui, die aber uneinig waren. Daß die Revolution keine politische, sondern eine sociale sey, daß wenigstens eine völlig demokratische Republik geschaffen werden müsse, um den Socialismus weiter zu entwickeln, war ihr Grundgedanke und man kann nicht leugnen, daß derselbe natürlich war und fruchtbar hätte werden können, wenn die Menschen ein richtigeres Verständniß von der Lösung socialer Fragen, mehr Ruhe und sittlichen Ernst gehabt hätten. Allein die Sorge, man werde zuletzt wieder einer Reaction unterliegen, reizte viele Volksmänner zur Wuth und zu Forderungen im Style von Robespierre und Marat, Aeußerungen des unversöhnlichsten Hasses gegen alle höheren Classen. Und die Ungebundenheit, deren sich die unterste Classe damals erfreute, brachte auch in die Clubs und in die Presse wieder den Schmutz des Sansculottismus, wie in der ersten Revolution. Es tauchten Pöbeljournale auf unter dem Namen la guillotine, la canaille, le pilori, la carmagnole, Robespierre ꝛc., welche offen zum Morde der Reichen, zu Plünderung und Brand aufforderten. Diese Extreme der Rohheit und Gemeinheit wurden von den bessern Republikanern mißbilligt, dadurch aber kam Zwietracht in die Reihen der bisherigen Sieger, während die wohlhabenden und gebildeten Classen, fast mehr noch in den Provinzen als in der von den Clubs terrorisirten Hauptstadt, sich verabredeten, in die Nationalversammlung nur solche Männer zu wählen, welche der Republik abgeneigt waren. Die Furcht vor Ausschweifungen des Pöbels war damals allgemein, der Glaube an eine Republik, die von derselben frei bleiben könnte, sehr gering.

Cabet, Raspail und Blanqui bildeten eine Art Triumvirat der extremen Partei und trachteten das Eisen zu schmieden, so lange es noch glühte. Indem sie am 17. März eine Armee von

150,000 Blousenmänner aufstellten und zum Regierungsgebäude führten, gaben sie denselben die Parole „vive Ledru Rollin!" Das hieß so viel, als Lamartine und die gemäßigten Regierungsmitglieder sollten abtreten und Ledru Rollin mit den entschiedenen Republikanern das Staatsruder in die Hand nehmen. Zugleich forderten sie, die Einberufung der Nationalversammlung noch bis Ende April zu vertagen, um bis dahin ihre Streitkräfte noch besser organisiren zu können, und Fernhaltung der Truppen von Paris. Dies alles wurde ihnen auch wirklich zugestanden, nur um sie wieder los zu werden. Aber Ledru Rollin wurde nicht Haupt der Regierung, Lamartine wurde nicht entfernt und ließ sich nicht einschüchtern. Insofern hatten die Triumvirn nichts Wesentliches durchgesetzt und hätten ihre Kundgebung unterlassen können. Die Halbheit mußte ihnen schaden. Sie fuhren fort, ihre Grundsätze durch Clubreden und durch die Presse zu predigen, und drangen darauf, daß als Princip der künftigen Verfassung das Verbot der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen (l'exploitation de l'homme par l'homme) festgestellt werde, daß es mithin keine Herren und Diener mehr geben dürfe, und daß, was die Hauptsache war, auch das Verhältniß der industriellen Unternehmer und Grundbesitzer zu den Arbeitern ein wesentlich andres werden müsse.*) Nachdem diese Frage vielfach durchsprochen und immer wieder vorgebracht worden war, zogen am 16. April, an einem Sonntage, wieder 40,000 Arbeiter vor das Regierungsgebäude, um eine Petition in diesem Sinne zu übergeben. Aber ihre Zahl war nicht nur um vieles geringer, als am 17. März, sondern sie waren auch nicht mehr allein die Herren der Stadt. Denn kaum hatten sie sich in Bewegung gesetzt, als auch die Trommel gerührt wurde und 100,000

*) Im Anfang des April sah man in den Straßen von Paris ganze Reihen kleiner dreifarbiger Fahnen mit der Inschrift: terme donné (erlassene Miethe), zum Zeichen, wie viele Hauseigenthümer es damals räthlich gefunden, den armen Arbeitern die Hausmiethe zu erlassen, und zur Nachachtung für solche, die es noch nicht gethan.

Mann Nationalgarde und Mobilgarde bereit standen, jeden Versuch der Ruhestörung abzuschlagen, unter dem lauten Ruf à bas Cabet, à bas le communisme! Von diesem Tage an durfte sich die extreme Partei als die schwächere und als besiegt ansehen. Unter dem Vorwand, den Truppen neue republikanische Fahnen austheilen zu müssen, wurden die Linienregimenter in die Stadt zurückgerufen und fraternisirten enthusiastisch mit der Nationalgarde, am 21. April. — Wegen der Wahlen kamen die Parteien auch in den Provinzen hin und wieder zum Kampf. In Rouen wurden die Arbeiter am 28. April in einer blutigen Straßenschlacht bezwungen.

Zwei Tage später wurden alle Wahlen in Frankreich vorgenommen und am 4. Mai die Nationalversammlung in Paris eröffnet. Der greise Dupont de l'Eure legte im Namen der provisorischen Regierung feierlich die höchste Gewalt in die Hände der Versammlung nieder, welche sofort einstimmig und jubelnd die Republik acclamirte. Lamartine vertheidigte die von der bisherigen Regierung eingehaltene Politik nach außen und nach innen und erndtete verdienten Beifall. Die weitaus größte Mehrheit der Versammlung war gemäßigt, viele Mitglieder wünschten insgeheim die Reaction. Indem sie nun eine provisorische Executivcommission wählte, welche bis zur Vollendung des Verfassungswerkes die Geschäfte führen sollte, fiel die Wahl auf Lamartine, Arago, Garnier-Pagès, Marie und Ledru Rollin. Von Louis Blanc und Albert war nicht mehr die Rede und somit waren die Socialisten aus der Regierung ausgestoßen.

Diese Niederlage diente jedoch der extremen Partei zur Stärkung, denn ihre bisherige Zwietracht hörte auf. Louis Blanc und Albert, als Regierungsmänner bisher dem Tumulte abgeneigt, wurden jetzt wieder die alten Volksmänner und durch ihre Einigkeit im Unglück wurde die Partei wieder stark. Auch die Verzweiflung gab ihr Stärke. Sollten so ungeheure Anstrengungen gemacht, sollte so viel Blut geflossen seyn, um wieder nur zu der Wucherwirthschaft der höheren Classen zurückzukehren und daß

nichts, aber auch gar nichts für das nothleidende Volk, für die Arbeiter geschehe? Sollten sich diese tapfern Arbeiter wieder wie 1830 betrügen, bei Seite schieben, von den Reichen abermals „exploitiren“ und noch dazu verhöhnen lassen, wieder nur im Schweiß ihres Angesichts für den Luxus der Reichen arbeiten und selber darben und ausgelacht werden? Diese Aussicht lag nahe und reizte die Arbeiter zu furchtbarem Zorne. Der erste beste Anlaß wurde benutzt, um loszuschlagen. In der Nationalversammlung war eben darauf angetragen worden, etwas für die Polen zu thun. Die zahlreichen polnischen Flüchtlinge, früher in die Provinzen verwiesen, hatten sich in Paris vereinigt und nur die Eröffnung der Nationalversammlung abgewartet, um durch ihre Freunde die Sache Polens der französischen Großmuth zu empfehlen. Ein polnischer Aufstand im Posen'schen wurde nur als Vorläufer einer Gesammterhebung der Polen angesehen. Die damalige Revolution in Deutschland schien eine Demonstration der Franzosen für Polen nur begünstigen zu können. Die socialistischen Triumvirn, mit denen jetzt Louis Blanc zusammenwirkte, hofften sich die Allianz der liberalen und bonapartistischen Partei zu erkaufen, indem sie plötzlich die polnische Frage aufgriffen und hinter einer künstlichen Schwärmerei für dieselbe die Arbeiterfrage versteckten.

Am 15. Mai vereinigten sich alle ihre Clubs auf dem Bastilleplatz und bildeten einen Zug von 100,000 Menschen, um der Nationalversammlung eine Petition für die Polen zu übergeben. Darin wurde ein großer Kriegszug nach Polen und eine Milliarde für die Armen verlangt, welche von den Reichen erhoben werden sollte. Caussidière, Polizeipräfekt von Paris, war zufällig krank und neigte überhaupt mehr zu Louis Blanc hin, als zu Lamartine. Ob er absichtlich oder unabsichtlich handelte, ist nicht klar ermittelt worden; jedenfalls trifft ihn die Schuld, seine Pflicht versäumt und keine Vorkehr zum Schutz der Nationalversammlung getroffen zu haben. General Courtais, der die Linientruppen commandirte, versah es ebenfalls, indem er sich in der Nationalversammlung be-

stand, getrennt von seinen Truppen, als der große Arbeiterzug schon hereinbrach und die Versammlung umzingelte. Ein halbes Bataillon Mobilgarde, welches der Versammlung zur Schutzwache diente, wurde in einem Hofe förmlich eingesperrt und bekam, man weiß nicht von wem, den Befehl, sich ruhig zu verhalten. General Tampour, Commandant der gesammten Mobilgarde, wurde von dem eindringenden Volke auf einer Gallerie der Versammlung eingesperrt, und Courtais, der immer zu seinen Soldaten hinaus wollte, vom Volke nicht mehr durchgelassen.

Unter ungeheurem Tumult schlugen die Volksmassen wieder alle Thüren ein, erfüllten den Saal der Versammlung, bemächtigten sich der Rednerbühne, bedrohten den Präsidenten und wollten wie früher am 24. Februar unter dem Schein, als thue es die Nationalversammlung selbst, eine neue provisorische Regierung ausrufen. Ein gewisser Huber bestieg die Tribune und proclamirte die Auflösung der bisherigen Regierung, um an deren Stelle eine neue zu setzen. Diese neue Regierung, an deren Spitze sich Barbès stellte, etablirte sich in demselben Augenblicke schon im Stadthause. In der Versammlung selbst gaben sich die Insurgenten viele Mühe, Ledru Rollin auf ihre Seite zu ziehen, und wollten ihn zum Haupte der neuen Regierung machen, aber er weigerte sich standhaft. Lamartine strengte sich dagegen wieder an, den Aufstand durch seine Beredtsamkeit zu beschwichtigen, aber nur gegen Einzelne, weil er nicht im Besitz der Tribune war. Man muß sich wundern, daß die Verschworenen den Sieg, den sie bereits errungen hatten, und die gänzliche Decontenancirung ihrer Gegner nicht benutzten. Es stund bei ihnen, die Regierungsmitglieder, die Generale und alle Mitglieder der Nationalversammlung, die ihnen feindlich gesinnt waren, mit einem Schlage zu ermorden oder wenigstens zu verhaften. Aber sie thaten das nicht und ließen ihren Gegnern Zeit, sich zu besinnen, geheime Befehle nach außen zu ertheilen, oder auch einzeln durch das Gedränge zu entwischen. Da hörte man auf einmal von ferne den Generalmarsch schlagen. Die Nationalgarde

sammelte sich. Ein Theil des Volks verlief sich aus der Nationalversammlung, um auf die Straße zu eilen. Die in ihrem Hof eingeschlossene Mobilgarde brach die Gitter und stellte sich Lamartine und den Mitgliedern der Nationalversammlung, die bisher den Sturm im Saale ausgehalten hatten, zur Verfügung. Lamartine sagte zu Ledru Rollin: „Die Aufrührer haben Ihren Namen mißbraucht, strafen Sie dieselben Lügen und ziehen Sie mit mir gegen das Stadthaus!“ Ledru Rollin entsprach dieser ehrenvollen Aufforderung. Beide setzten sich zu Pferde und eilten, begleitet von einigen Truppen und Nationalgarden, nach dem Stadthause, um Barbès' neue Regierung im Keime zu ersticken. Man durfte keinen Augenblick versäumen, denn noch herrschte die größte Unordnung in der Stadt. Courtais, kaum aus den Händen des Volks befreit, war von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen worden, weil sie ihn für einen Verräther hielten. Aber die Insurgenten wußten die Vortheile, die sie errungen hatten, nicht festzuhalten und zeigten unerwarteterweise gar keine Energie. Barbès ließ sich mit den Seinigen im Stadthause ohne Widerstand gefangen nehmen. Als die Nationalgarde und die Truppen, über die man dem General Bedeau den Oberbefehl übergeben hatte, die Straßen durchzogen, fanden sie keine Barrikaden und die Arbeiter waren wie verschwunden. Es ist schwer, die geheimen Motive zu ermitteln, aus welchen an diesem Tage von den Socialisten gehandelt und nicht gehandelt worden ist.

Am folgenden Tage wurde Caussidière abgesetzt und seine Polizeigarde, die sogenannten Montagnards, aufgelöst, weil sie ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten. Sie widersetzten sich, 3000 Mann stark, der Auflösung und es hätte einen blutigen Kampf gegeben, wenn Lamartine sie nicht in Güte beschwichtigt hätte. Am 21. Mai wurde eine große Heerschau vorgenommen, um die Socialisten durch den Anblick einer großen Machtentfaltung zu schrecken. Barbès, Albert, Huber wurden angeklagt und zur Deportation, Blanqui zu sieben Jahr Gefängniß verurtheilt. Louis Blanc, gleichfalls ange-

klagt, nahm die Flucht. Cremieux mußte damals abdanken, weil ihn Portalis auf der Tribune als Lügner brandmarkte, ohne daß er sich zu vertheidigen wußte.

Blieb an dem merkwürdigen 15. Mai manches räthselhaft, so befremdet und überrascht nicht minder die plötzliche Wendung, welche den Volkswünschen, und die neue Parole, welche den Massen von dieser Zeit an gegeben wurde. Auf einmal nämlich hörte man in allen Straßen und aus allen Gruppen des gemeinen Volks den Ruf: vive l'empereur! Louis Napoleon hatte kaum von der Februatrevolution Nachricht erhalten, als er sogleich von London nach Paris gereist war, allein die provisorische Regierung hatte ihn gebeten, sich lieber zu entfernen und er hatte diesem Gesuche entsprochen. Die bonapartistische Partei war nie zahlreich gewesen, auch standen dem Prinzen keine ausreichenden Geldmittel zu Gebote, um eine große Agitation zu seiner Erhebung hervorrufen zu können. Wenn diese Agitation dennoch statt fand, so hatte sie andre Gründe. Wie es scheint, hoffte die socialistische Partei, durch die neue Parole empereur und Napoleon die Truppen verführen und von der Regierung abwendig machen zu können. Sie wollte nicht für den Prinzen arbeiten, sondern der Prinz sollte ihr nur zum Werkzeuge dienen. In diesem Sinne wurden jetzt erst die Blousenmänner in den Nationalwerkstätten bearbeitet und instruirt. Vorher hatte man hier nie von Napoleon reden hören, der neue Enthusiasmus war nur Parteidemonstration und Maske. Aber er kam dem Träger des großen Namens zu Gute, um so mehr, als unter der friedlichen und ländlichen Bevölkerung in ganz Frankreich dieser Name der populärste war. Der Prinz wurde auf einmal eine bedeutende Person. Am 8. Juni wurden in Paris Ergänzungswahlen für die Nationalversammlung vorgenommen und Louis Napoleon zum Abgeordneten von Paris erwählt. Auch in zwei Departements (Nieder-Charente und Yonne) war er gewählt worden. Lamartine wurde unruhig, bekam böse Ahnungen und trug darauf an, das ältere

Verbannungsdecret gegen die Napoleoniden solle in Bezug auf die Person Ludwig Napoleons aufrecht erhalten werden. Zwei Vettern von ihm, Napoleon (Sohn Jéromes) und Peter (Sohn Lucians) saßen unter dem bescheidenen Namen „Bürger Bonaparte" bereits in der Nationalversammlung und blieben, als unbedeutend, unangefochten. Lamartines Vorschlag fiel in der Sitzung vom 13. Juni durch, aber Louis Napoleon glaubte, seine Zeit sey noch nicht gekommen, wollte sich nicht ohne Noth mit der jedenfalls nur provisorischen Executivgewalt in Frankreich überwerfen und schrieb, er danke, werde aber einstweilen in London bleiben. „Wenn das Volk," fügte er hinzu, „mir Pflichten auferlegen sollte, so werde ich sie zu erfüllen wissen. Aber mein Name soll nicht zur Erregung von Unruhen mißbraucht werden. Um einem solchen Unglück vorzubeugen, bleibe ich in der Verbannung." Sein Benehmen war voll Verstand. Wenn er damals nach Paris gekommen wäre, würde er kaum dem Schicksal haben entgehen können, das Opfer einer falschen Stellung zu werden. Er paßte nicht in die Kämpfe der nächsten Wochen.

Nach den Erfolgen, welche die Partei der Mäßigung und Ordnung bereits errungen hatte, war es unumgänglich, endlich auch dem Unfug der Nationalwerkstätten zu steuern. Bereits waren 14 Millionen Franken für sie verausgabt worden. Die Zahl der Arbeiter, die auf diese Weise auf Kosten des Staates lebten, betrug in Paris nahe an 100,000. Sie waren bewaffnet und in Brigaden getheilt, eine gefährliche Armee, mehr zum revolutioniren, als zum arbeiten aufgelegt. Auch erhielten sie beständig Zuwachs aus den Provinzen, denn hier erwarteten die Arbeiter von auswärts nicht nur reichen Lohn für den Augenblick, sondern auch die Gründung der socialistischen Republik auf die Dauer. Aus allen Theilen Frankreichs vernahm man Klagen über Ruhestörungen durch die Arbeiter, Erpressungen, Zerstörung der Fabriken ꝛc. Oft erzwangen sie von den Behörden die Auszahlung des Lohnes, den die Fabrikbesitzer selbst für zu hoch erklärt hatten. Der Lohn sollte überall

erhöht werden, aber es fehlte an Absatz, der Handel stockte, die Fonds waren tief gesunken. Bei denen, die noch etwas zu verlieren hatten, in allen Städten Frankreichs und nicht minder beim Landvolke zeigte sich große Erbitterung gegen die Arbeiter, die sich jetzt zu Herren über sie aufwarfen, und am meisten gegen die Nationalwerkstätten in Paris, welche die Steuern des ganzen Landes verschlangen zum alleinigen Vortheil eines hauptstädtischen Pöbels, von dem man den Umsturz alles Bestehenden und eine allgemeine communistische Plünderung fürchtete. Die provisorische Regierung in Paris selbst theilte diese Mißstimmung und diese Besorgnisse und fühlte sich stark genug, um einzuschreiten. Sie beschloß am 22. Juni, vorerst 7000 Arbeiter aus den Nationalwerkstätten, als überflüßig und unbrauchbar, zu entlassen und allen denen, die nicht zur Nationalgarde gehörten, die Waffen abzunehmen.

Die Blousenmänner waren schon lange auf eine solche Katastrophe gefaßt, vortrefflich organisirt und mit Munition sogar viel reichlicher versehen, als Truppen und Nationalgarden. Wenn sie bei dem Polen- und Kaiserlärmen noch nicht ihre ganze Macht entfaltet hatten, so beweist diese Zurückhaltung nur um so mehr ihre gute Disciplin. Jetzt erst zeigten sie, was sie vermochten. Anstatt dem Regierungsbeschluß zu gehorchen, sammelten sie sich am 23. Juni zuerst am Pantheon und erfüllten die ganze Stadt Paris mit dem Rufe „zu den Waffen“. Die Regierung wußte, was es galt, vertraute ihre Vertheidigung dem General Cavaignac an und ließ die Nationalgarde versammeln. Aber diese zeigte jetzt auf einmal wieder Lahmheit. Vielen wohlhabenden Familienvätern graute vor dem Blutvergießen, das sich voraussehen ließ. Aus den ärmern Stadttheilen sah man ganze Compagnien der Nationalgarde zu den Insurgenten übergehen. Nur Lamartines neue Schöpfung, die junge Mobilgarde, aus den Gamins (Gassenjungen) von Paris zusammengesetzt, schön uniformirt und voll Ehrgeiz, bewährte sich vollkommen und that im Kampf für die Regierung das Beste. Die Linientruppen waren anfangs nur 26,000 Mann

stark, bekamen aber bald Zuzug. Cavaignac deckte die Tuilerien, die Nationalversammlung und Regierung, und entsandte drei Angriffscolonnen; die Insurgenten hatten vier Centralpunkte, das Pantheon und Hotel Dieu auf dem linken, das Clos St. Lazare und den Bastilleplatz auf dem rechten Ufer der Seine, wo sie sich anfangs nur vertheidigen, von wo sie aber nachher gegen das Stadthaus angriffsweise vorgehen wollten. Ihre Offiziere waren die Brigadiers der Nationalwerkstätten, kenntlich an einer blauen Mütze mit Goldborte. Ihre Barrikaden waren meisterhaft gebaut, nicht mehr auf bloßer Erde aufgeworfen, sondern in die Erde eingegraben, ein Stockwerk von Quadern, an denen die schwersten Kugeln abprallten, darüber haushoch aufgethürmt Wagen, Tonnen, Säcke rc., hinten gestützt auf eine mächtige Anhäufung von Pflastersteinen. Diese Barrikaden waren nicht mehr vorn, sondern hinten an den Straßen angebracht, um die Soldaten, wenn sie stürmen wollten, die ganze Straße entlang aus den Häusern beschießen zu können. Die Soldaten mußten sich daher durch die Häuser durchbrechen, um diese zu säubern und endlich hinter die Barrikaden zu kommen. Die Hausbewohner der wohlhabenden Classe wurden nicht selten von den Arbeitern auf die Barrikaden und andere besonders dem Feuer ausgesetzte Punkte gestellt, die ganze Kampfart war dießmal raffinirter als sonst und auch viel grausamer. Insbesondere schonten die Mobilgarden nichts und wurden nicht geschont, viele von ihnen wurden von den wüthenden Aufrührern gehenkt und geköpft; 30 gefangene Nationalgardisten befreite man aus einem großen Backofen, wo sie eben geröstet werden sollten. Diese Grausamkeit, sowie der Löwenmuth der Arbeiter im Kampf erklärt sich, wenn man erwägt, daß sie ihre Sache, welche sie für gut und gerecht hielten, verrathen und verloren sahen. Sie merkten wohl, wie alles sich anschickte, die Republik selbst zu beseitigen, alle Hoffnungen seit dem Februar zu täuschen und mit offenen Armen der Reaction entgegenzueilen. Sie setzten daher ihr Alles daran, um ihre Sache zu vertheidigen, und wehrten sich vier Tage lang

hintereinander in der blutigsten Schlacht, die Paris je gesehen hat oder vielleicht sehen wird. Auf ihren Fahnen waren viele Inschriften. Darunter las man: „Brod oder Tod! — Durch Arbeit Leben oder durch Kampf den Tod! — Lieber rasch durch eine Kugel sterben als langsam durch den Hunger!“ In diesen Worten lag ein furchtbarer Ernst, eine nur zu gerechte Klage gegen die Gesellschaft, ein nobler Heroismus der Verzweiflung. Auch auf der andern Seite wußte man, was es galt. Nie schlugen unter der Monarchie die Regierungstruppen sich tapferer und ausdauernder, als dießmal. Selbst die Bourgeoisie, anfangs grauend vor dem ungeheuern Kampfe, raffte sich zusammen und ergänzte die Reihen der Nationalgarde mit immer zahlreichern und immer muthigern Streitern. Denn sie wußten, dem Siege der Socialisten würden Rachescenen folgen, wie 1792, Septembermorde, Confiscationen, der Untergang alles Eigenthums, und aller aristokratischen Vorzüge der Bildung und des Ranges im Abgrund der Anarchie.

Die Junischlacht begann am 23. Juni unmittelbar nach 11 Uhr, in welcher Stunde die Nationalgarde durch Trommelschlag zusammenberufen worden war. Eine Abtheilung derselben, die dem Boulevard Bonne Nouvelle entlang zog, wurde durch Schüsse zur Flucht gezwungen. Zur selben Zeit rückte General Damesme gegen den Platz des Pantheon vor. Hier versuchte Arago die Arbeiter zu beruhigen, aber sie riefen ihm zu: „Herr Arago, wir achten Sie, aber Sie haben niemals Hunger gelitten, Sie wissen nicht, was die Noth ist.“ Die hier errichteten mächtigen Barrikaden konnten nur durch schweres Geschütz zertrümmert und mit großem Verlust genommen werden. General Bedeau wollte vom Stadthause aus, welches damals noch nicht angegriffen war, Damesme zu Hülfe ziehen, stieß aber in der Straße St. Jaques auf 38 Barrikaden, die alle zu nehmen ihm unmöglich war. Nach großem Verlust mußte er sich Abends zurückziehen, er selbst war verwundet, der Deputirte Bixio, der ihn begleitet hatte, getödtet worden. — Gegen eine starke Barrikade an der Porte St. Denis hatte Ge-

neral Lamoricière zu Mittag den ersten Angriff gemacht, mit Mühe sie genommen, dann auf dem Boulevard Bonne Nouvelle Posto gefaßt, und von hier aus vier Colonnen gegen die Vorstädte Poissonnière, St. Martin, St. Denis und du Temple entsendet. Aber diese alle wurden zurückgeschlagen, General Thomas und der Deputirte Dornés verwundet. Lamoricière ließ den Oberbefehlshaber Cavaignac dringend um Hülfe bitten. Dieser kam selbst mit 7 Bataillonen und suchte den Angriff, den Lamoricière von der Vorstadt du Temple aus erfuhr, zurückzuweisen, aber er kam nur bis in die Straße St. Maur, wo haushohe Barrikaden ihm den Weg versperrten. Alle Angriffe scheiterten, fast alle seine Kanoniere wurden auf den Stücken erschossen, die Generale François und Foucher verwundet, 300 Mann fielen und erst nach fünfstündigem Kampf wurde die Barrikade mit dem Bajonnet erstürmt. Die Nacht brach herein, Cavaignac befahl den Rückzug, um den Truppen Ruhe zu gönnen und um sie keinem nächtlichen Ueberfall in den Straßen auszusetzen. In der Nacht um 10 Uhr trat er in die Nationalversammlung mit düsterer Miene und erklärte, der Widerstand sey nicht zu besiegen gewesen, er müsse die Truppen zurückziehen, um die Nationalversammlung selbst hinreichend zu schützen, aber es sey Truppen und Nationalgarden in den Provinzen durch den Telegraphen Befehl ertheilt worden, auf den Eisenbahnen zu Hülfe zu eilen. Es muß einigermaßen auffallen, daß in den Provinzen damals keine Schilderhebung gleich der Pariser Statt fand, daß nur die Regierung, nicht die Arbeiter Zuzug erhielten. In Marseille allein empörten sich die Arbeiter am 22., wurden aber nach einem blutigen Kampfe besiegt.

Am andern Morgen (des 24.) übertrug die Nationalversammlung dem General Cavaignac die Dictatur während des Kampfes und die Executivcommission legte ihre Gewalt nieder, Lamartine nicht ohne Widerrede. Die Arbeiter hatten inzwischen die Nacht benutzt und die gestern verlornen Barrikaden alle wieder hergestellt, namentlich das Pantheon aufs stärkste verschanzt. Statt der drei-

farbigen Fahnen, die sie gestern noch aufgepflanzt, sah man jetzt rothe. Ein Maueranschlag verkündete, sie verlangten die demokratische und sociale Republik. Aus ihren Reihen vernahm man wiederholt das Geschrei: nach dem Stadthause! Sie wollten also zum Angriff übergehen. Ein Glück für Cavaignac, daß sie warteten, denn er hatte keine Munition mehr. Ein Cavallerieregiment, welches dieselbe nebst noch mehr schweren Geschützes aus dem Schloß Vincennes bei Nacht holen sollte, mußte der empörten Vorstädte wegen einen so weiten Umweg machen, daß es erst gegen Mittag ankam. Cavaignac half sich damit, daß er den Arbeitern eine Bedenkzeit bis um 10 Uhr gab, als schiebe er den Kampf nicht aus Noth, sondern aus Großmuth hinaus. Die Arbeiter gingen wirklich darauf ein und der Angriff begann erst wieder um 10 Uhr. Unterdeß waren schon mit der Eisenbahn Nationalgarden von Rouen, Pontoise und andern Städten angelangt und nahmen sogleich am Kampfe Theil.

Dießmal ergriffen die Arbeiter die Offensive und rückten durch die Straßen St. Jaques und St. Antoine gegen das Stadthaus vor, in welchem General Duvivier sich den ganzen Nachmittag aufs verzweifeltste wehrte, zuletzt aber hätte unterliegen müssen, wenn er nicht noch Abends Hülfe erhalten hätte, die es ihm möglich machte, die Kirche von St. Gervais zu erobern, von wo aus er am meisten bedrängt worden war. Eine andere Schaar Arbeiter, vom Journalisten Laccologne geführt, nahm auf dem Platz des Vosges 350 Soldaten gefangen und setzte sich hier fest. Dagegen griff Damesme wieder das Pantheon an und eroberte es nach großem Verlust. Hiebei zeichnete sich besonders die junge Mobilgarde aus. Auf beiden Seiten wurde wie wahnsinnig alles gemordet und kein Pardon gegeben, noch genommen. Der Kampf wüthete hinter dem Pantheon fort bis in die Nacht, Damesme fiel. Auch Lamoricière erneuerte seinen Angriff auf die Vorstädte, in vier Colonnen, aber mit geringem Erfolge und schwerem Verluste. General Lafontaine und Oberst de Luzy wurden schwer ver-

wundet. Die Nationalgarde von Rouen zeichnete sich durch großen Muth an der Barrière Poissonnière aus, die von Pontoise floh aber davon, als die Arbeiter aus einem Versteck plötzlich 30—40 auf einmal niederschossen. Nur ihr Fahnenträger, ein alter Soldat Napoleons, stand fest und sagte zum General Korte, der an Lafontaines Stelle getreten war: Hier ist das Bataillon von Pontoise. Aber auch Korte wurde verwundet. Die Nacht brach ein und noch immer schwankte die Waage des Sieges.

Cavaignac und die Nationalversammlung entschlossen sich in der Nacht, Schritte der Versöhnung zu thun. Die letztere decretirte 3 Millionen für die armen Familien von Paris und Cavaignac erließ am Morgen des 25. eine Proclamation, worin er die Arbeiter im Namen des gemeinsamen Vaterlandes beschwor, die Waffen niederzulegen, und sie versicherte, sie würden, wenn sie es thäten, wie reuige Brüder empfangen werden. Eine Anzahl Deputirte erklärten sich bereit, diese Proclamation selbst den Arbeitern zu überbringen und Unterhandlungen mit ihnen einzuleiten. In Folge dessen glaubte auch General Brea, der an Damesmes Stelle am Pantheon befehligte, den Deputirten, die von den Arbeitern durch eine Barrikade gelassen wurden, mit zweien seiner Offiziere folgen zu sollen, wurde aber von den Arbeitern gefangen und als Geißel behalten, ja sie zwangen ihn durch Drohungen, für seine Truppen einen Rückzugsbefehl zu schreiben. General Thomas indeß, der an seine Stelle getreten, forderte seine Auslieferung, erstürmte die Barrikade, verjagte die Arbeiter und fand seinen General und dessen beide Begleiter als Leichen. Sie waren vom wüthenden Volk grausam ermordet worden. Unterdeß suchte Duvivier vom Stadthause aus sich mit Lamoricière in Verbindung zu setzen und zu diesem Zweck den Bastilleplatz zu nehmen. Er selbst führte eine Colonne, Oberst Regnault die andere, aber beide fielen unterwegs bei der stundenlang währenden mühseligen Eroberung einzelner Barrikaden. Erst Duviviers Nachfolger, General Negrier, drang unter immerwährendem Feuer bis auf den Bastilleplatz vor, wo

auch er und neben ihm der Deputirte Charbonnel erschossen wurde. Aber der Zweck war erreicht, die Colonne vereinigte sich mit Lamoricière. Auch diesem war es nach unerhörten Anstrengungen (das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erschossen) gelungen, drei Vorstädte (Poissonnière, St. Denis und St. Martin) heute zu überwältigen, nur die vierte nicht, St. Antoine, in allen Revolutionen von Paris das stärkste Bollwerk der Rebellen.

Da entschloß sich noch spät am Abend der alte ehrwürdige Erzbischof von Paris, d'Affre, den unglücklichen Arbeitern mit dem Kreuze entgegenzutreten und ihnen Frieden zu predigen. Er begab sich, von einem einzigen treuen Diener begleitet, zu der großen Barrikade, welche die beiden zusammenstoßenden Straßen St. Antoine und Charenton vertheidigte. Eben waren in dieselbe zwei Deputirte eingelassen worden, welche den Arbeitern Cavaignacs Proclamation überbrachten. Auch den Erzbischof ließ man ein und erwies ihm große Ehrfurcht. Als aber die Arbeiter unter der Proclamation Cavaignacs Unterschrift vermißten und ein Deputirter zurückgeschickt wurde, um sie nachzuholen, rückte ein Bataillon Soldaten gegen die Barrikade heran. Man erklärte dem Befehlshaber desselben, dem Deputirten Baslay, daß sie nicht schießen sollten, da man in Unterhandlungen begriffen sey. Baslay ließ nun ein Zeichen mit der Trommel geben, welches aber von den Soldaten mißverstanden wurde. Sie schossen, die Arbeiter auch, und einer der Ersten, welcher, von einer Kugel in den Rücken getroffen, niederstürzte, war der Erzbischof, der eben den Arbeitern Frieden predigte. Sein treuer Diener fiel an seiner Seite. Die Arbeiter trugen ihn zum Pfarrer von St. Antoine. Erst am andern Morgen wurde er auf einer Bahre mitten durch die Soldaten nach seinem Palast gebracht, wo er am Nachmittag verschied. Auf seinem Schmerzenslager hatte er noch Kraft gefunden, unablässig die Arbeiter um Niederlegung der Waffen zu bitten, und als er starb, waren seine letzten Worte: gebe Gott, daß mein Blut das letzte sei, was vergossen wird! Sein Blut ist nicht vergebens

geflossen. Er hat die Kirche würdig in jenen Schreckenstagen vertreten. Das ist vom Volke nicht vergessen worden.

Im Laufe des Tages hatten sich noch immer mehr Nationalgarden aus den Provinzen eingefunden, die am folgenden Tage bis zu 100,000 Mann anwuchsen. Am Siege der Regierung war nicht mehr zu zweifeln, da nur noch die Vorstadt St. Antoine widerstand. In der Nacht begaben sich daher mehrere Deputirte der Nationalversammlung, welche selbst zur extremen Partei gehörten, zu den Arbeitern, um ihnen vernünftige Vorstellungen zu machen, sie sollten eine Capitulation annehmen, da sie doch unterliegen müßten. Sie setzten nun ihre Forderungen auf, die aber immer noch so übertrieben waren, daß es unmöglich war, sie anzunehmen. Sie forderten nämlich die Entfernung der Armee, den Fortbestand der Nationalwerkstätten, eine Verfassungsreform durch Urversammlungen. Ihre Deputation wurde von Senard, dem Präsidenten der Nationalversammlung, mit zweideutigen Phrasen abgespeist, von Cavaignac aber ernst und unwillig zurückgewiesen.

Am Morgen des 26. begann nun der letzte Sturm auf die Vorstadt. Gegen die haushohen Barrikaden, größer als sie Paris je gesehen hatte, wurde eine so furchtbare Kanonade eröffnet, daß der Boden von Paris dröhnte. Nachdem es den schweren Kugeln endlich gelungen war, eine Breche zu legen, und die Infanterie dagegen anstürmte, wurde sie mit schrecklichem Verlust zurückgeschlagen. Die Arbeiter, von ihren Weibern und Kindern unterstützt, kämpften als Verzweifelte. Um die Barrikaden zu umgehen, brachen die Truppen durch die Wände der Häuser und um jedes Haus wurde gekämpft, wie einst in Saragossa. Aber bei den Soldaten war die Uebermacht, sie kamen endlich hinter die Barrikaden, und jetzt erst gaben die Arbeiter die Flucht und retteten sich aus den Barrieren. Der letzte Kampf wurde zwischen den Vorstädten St. Antoine und du Temple gefochten, und erst Abends um 7 Uhr wurde die letzte Barrikade an der Barriere des Amandes durch den General Courtigis genommen, welcher dabei verwundet

wurde. So endete die Junischlacht, deren Todte nicht gezählt worden sind und anfangs auf 10—12000, später nur auf 1400, geschätzt wurden. Gefangene gab es noch viel mehr.

Der Sieg über den Socialismus war entschieden, aber auch die Republik war von nun an unhaltbar geworden. Die Furcht vor der Democratie, welche immer und immer wieder zu socialistischen Forderungen zurückführen mußte, war bei allen Wohlhabenden und Gebildeten damals das vorherrschende Gefühl geworden, woraus die Sehnsucht nach einer starken monarchischen Gewalt von selber folgte. Der heimliche Wunsch, die Republik loszuwerden, erklärt alle folgenden Ereignisse.

Cavaignac gab seine Gewalt der souverainen Nationalversammlung zurück, wurde aber von ihr als Chef der Executivgewalt unter dem Titel Conseilpräsident bestätigt. Die Mehrheit der Versammlung hatte auch vor den gefangenen Arbeitern noch Furcht und verurtheilte sie zur Deportation nach Cayenne. Nur Caussidière hatte den Muth, seinen Unwillen über die Härte dieser Maaßregel auszudrücken. Nicht nur die Nationalwerkstätten, sondern auch alle Clubs wurden aufgehoben und die gesammte Presse des Aufstandes unterdrückt. Andrerseits wurde Cavaignac angeklagt, nicht ganz seine Schuldigkeit gethan zu haben, bei welcher Anklage besonders Garnier Pagés sich betheiligte. Die Versammlung urtheilte billiger, wußte wohl, was sie dem tapfern General zu verdanken habe, und votirte, er habe sich um das Vaterland wohl verdient gemacht. Inzwischen wurde doch sein Ruhm durch jene Anklage einigermaßen beeinträchtigt, was einem Andern zu gute kam, der im Anspruch auf das erste Staatsamt in Frankreich mit ihm wetteiferte.

———————

Siebentes Buch.

Die deutsche Märzrevolution.

Wie früher die Julirevolution, so gab auch die Februarrevolution dem benachbarten Deutschland einen Stoß gleich dem eines Erdbebens. Diesmal aber war die Erschütterung viel stärker und dauerte länger, weil schon vorher in Deutschland alles unterwühlt und aufgelockert war. Man erkannte deutlich, daß die revolutionäre Kraft, welche sich seit der Restauration gegen die auf Europa lastende Wucht der Pentarchie empörte, allmählig gewachsen war. Die rhythmische Bewegung der Revolutionen von 1820, 1830 und 1848 zeigte eine steigende Progression und ihre schrecklichen Schwingungen sind noch nicht zu Ende.

Die Wirkung auf die drei Hauptmassen in Deutschland war eine verschiedene. In den constitutionellen Mittel- und Kleinstaaten offenbarte sich ein höherer Grad von politischer Bildung und hier war auch neben den politischen Forderungen das Sehnen nach nationaler Einheit und Größe lebendiger als in Preußen und Oester-

reich. Insofern hatte die Revolution hier ein klareres und edleres Ziel, abgesehen von den doctrinären Täuschungen und demokratischen Ausschweifungen, welche die Erreichung des Zieles verhinderten. In Preußen war man weder über das Ziel so klar, noch bemeisterte das Schwert in fester Hand frühe genug die Anarchie. Diese Unklarheit und Schwäche brachte Preußen, auf welches die Mittel- und Kleinstaaten alle ihre Hoffnung setzten, von Anfang an in eine falsche Stellung zu der Revolution überhaupt und verhinderte, daß Preußen sie bemeisterte. In Oesterreich wurde die Revolution völlig das Werkzeug undeutscher, ungarischer, slavischer und italienischer Intrigue. Hier artete sie am meisten, auf eine für die deutsche Nation gefährlichste und schimpflichste Weise aus.

Die politische Freiheit, wie sie seit Gründung der deutschen Verfassungen überall verstanden und verlangt worden war, nach dem Beispiel der französischen Charte und nach der Doctrin des Rottek-Welker'schen Staatslexikons wurde in allen deutschen Staaten ohne Ausnahme gleich im Beginn der Märzrevolution durch massenhafte Kundgebungen der Constitutionellen wie im Sturm erobert und von den Regierungen fast ohne Widerstand gewährt. Die namhaften Führer der bisherigen liberalen Kammeroppositionen wurden überall zu Ministern ernannt. Monarchie und Aristokratie warfen sich diesen Constitutionellen unbedingt in die Arme, um von ihnen geschützt zu werden, während sich eine demokratische Partei bildete, welche, mit der constitutionellen Monarchie und ihren Bürgschaften nicht zufrieden, die Republik verlangte und überall Volkstumulte, Brand und Zerstörung hervorrief.

Die Bewegung begann am Oberrhein. Schon am 12. Febr., vierzehn Tage vor der Februarrevolution, verlangte Buchhändler Bassermann von Mannheim in der badischen Ständeversammlung Volksvertretung am Bundestage und sagte: „Die Abneigung der deutschen Nation gegen ihre oberste Behörde in Vertrauen zu verwandeln, ist der Fürsten dringendste Aufgabe. Mögen sie es zeitig thun. An der Seine wie an der Donau neigen sich

die Tage.“ Das war der früher zu Heppenheim (S. 94) beseitigte Antrag, den wieder aufzunehmen, jetzt schon an der Zeit schien. Kaum war die erste Nachricht von dem Siege des Volkes in Paris angelangt, so wurde am 27. Februar auf freiem Felde bei Mannheim eine große Volksversammlung abgehalten, welcher der alte Itzstein präsidirte, und hier wurde die Forderung eines deutschen Parlamentes, der Preßfreiheit, der Volksbewaffnung, der Schwurgerichte erneuert und als vier Punkte in eine Adresse zusammengefaßt, die dem Großherzog von Baden gebracht werden sollte. Struve, der die Adresse verfaßte, hielt noch eine socialistische Rede, worin er „Wohlstand, Bildung und Freiheit für alle“ zur Parole der deutschen Revolution zu machen empfahl. Am folgenden Tage fand eine ähnliche Volksversammlung in Karlsruhe selbst Statt und der liberale Minister Bekk, der seine bisherige Popularität lediglich durch stetes Nachgeben gegen die zweite Kammer erworben hatte, versprach demnächst, dreien der vier Punkte zu genügen, nur das deutsche Parlament zu schaffen, gehe über seine Kräfte. Struve wollte sich mit diesen Vertröstungen nicht zufrieden stellen lassen und betrieb einen Massenzug von Mannheim nach Karlsruhe, der am 1. März den Minister zwang, wenigstens die Preßfreiheit auf der Stelle zu bewilligen. Am folgenden Tage formulirte Welker in der Kammer zwölf Forderungen des Volkes, nämlich zu obigen vier noch acht weitere: Aufhebung der unpopulären Bundesbeschlüsse, Beeidigung des Militärs auf die Verfassung, politische Gleichstellung aller Bekenntnisse, Verantwortlichkeit der Minister, Aufhebung aller noch übrigen Feudallasten, Steuerreform im Sinne der Gleichheit, Pflege der Arbeit und Purification des Ministeriums. Karlsruhe war in großer Bewegung, die Mannheimer waren dageblieben, auch von andern Orten her waren Deputationen und Volksmassen eingedrungen, welche in der darauf folgenden Nacht das Hotel des auswärtigen Ministeriums in Asche legten. Schon am nächsten Tage versprach der Großherzog alles, was man wollte.

In der Darmstädter Kammer verlangte Heinrich von Gagern am 28. das deutsche Parlament unter der Voraussetzung, daß zugleich ein oberstes Haupt des deutschen Volkes gewählt werde. Am folgenden Tage berieth eine Volksversammlung zu Mainz eine grobe Adresse. Der Großherzog bewilligte auch hier vor allen Dingen die Preßfreiheit. Ganz ähnliche Forderungen wie in Baden wurden auch von einer Bürgerversammlung in Stuttgart gestellt, am 29. und am 1. März mit sofortiger Aufhebung der Censur beantwortet, nachdem schon am 1. März der Bundestag selbst einen Beschluß bekannt gemacht hatte, nach welchem es jeder Regierung frei stehen sollte, die Censur aufzuheben. In Wiesbaden sammelte sich am 4. eine ungeheure Volksmenge, um die badischen Forderungen auch für Nassau zu erzwingen. Der junge Herzog war abwesend, seine Mutter Pauline bewilligte in seinem Namen alles und der Herzog, der noch denselben Abend ankam, stimmte zu.

Mittlerweile schritt die Bewegung vom Rhein her tiefer ins Innere Deutschlands vor. In Kurhessen wurde der Kurfürst vom 3. März an unaufhörlich von Deputationen aus allen Landestheilen bestürmt, die er anfangs schnöde abwies, allmählig aber auf den 11. März verwies, an welchem die Stände zusammentreten sollten. Da bildete sich zu Hanau, dessen Turnverein einen besonders kriegerischen Geist kundgab, eine „Volkskommission“ schon als provisorische Regierung und drohte dem Kurfürsten mit offnem Abfall, wenn er nicht binnen drei Tagen alle Forderungen bewillige. Er ließ Truppen gegen Hanau rücken, die Hanauer verschanzten sich und waren zur blutigen Abwehr bereit, als der Kurfürst, von allen Seiten bestürmt, endlich am 10. nachgab und alles bewilligte. Am gleichen Tage ließ sich der Großherzog von Oldenburg eine Verfassung, die er bisher stets verweigert, aufnöthigen. In Braunschweig wurden schon am 3. die Volkswünsche, überall die gleichen, befriedigt. Und so in allen kleinen Staaten. Durch Volkstumulte wurden Reformen erzwungen in Hamburg am 3., in Frankfurt am Main am 4., in Bremen am 6., in Weimar am 8. März. Nur

die größern Mittelstaaten Bayern, Sachsen und Hannover zögerten noch und hier fügten sich die Regierungen erst, nachdem auch in Oesterreich und Preußen alles drüber und drunter ging. In den preußischen Rheinlanden zeigte sich gleich anfangs die wärmste Sympathie für die Vorgänge und Vorschläge am Oberrhein. Die Kölner erhoben großen Tumult schon am 3. März bei Berathung einer Adresse an den König von Preußen, worin sie, wie auch die Coblenzer und Elberfelder, die badischen Forderungen zu den ihrigen machten.

Gleichzeitig erhoben sich die Bauern im Odenwalde gegen ihre adeligen Herrschaften. Eine Menge Schlösser wurden überfallen, die Archive darin zerstört, die Herren und ihre Beamten, insbesondere die Förster verjagt. Der Aufruhr verbreitete sich bis in die Nähe von Culmbach. Ein hohenlohesches Schloß, ein Leiningensches wurde niedergebrannt, doch fiel kein Mord vor und durch Soldaten, die man entsandte, wurde die Ruhe überall bald wieder hergestellt. Der Adel war in Masse und voll Angst in die Städte geflohen. Den Grafen von Erbach zwangen die bewaffneten Bauern, einen Revers zu unterzeichnen, am 8. März. Im Badischen und in Franken wurden auch die Juden von den Bauern verfolgt, während der bürgerliche Liberalismus die Emancipation der Juden mit zu den Forderungen der Zeit rechnete.

In der Schweiz war kaum die Pariser Revolution bekannt geworden, als schon am 29. Februar Freischaaren von Lachauxdefonds auszogen und am folgenden Tage die preußische Regierung in Neuenburg stürzten. Advokat Piaget trat an die Spitze der neuen demokratischen Regierung, die Rechte des Königs von Preußen auf das Fürstenthum Neuenburg wurden ohne weiteres als erloschen erklärt und trotz der Protestation des preußischen Gesandten, Herrn von Sydow, billigte die damalige radikale Tagsatzung das Geschehene und erkannte die neue Regierung an. Auch schien die Zeit günstig, die schweizerische Bundesverfassung, wie sie nach den Verträgen von 1815 bestand, jetzt, während die Großmächte, welche

dieselbe verbürgt hatten, mit wichtigern Dingen beschäftigt waren, eigenmächtig umzuändern. Schon am 7. März beschloß die Tagsatzung, einen neuen Bundesvertrag zu entwerfen, in welchem die Souveränetät der Cantone aufgehoben und einer Bundescentralgewalt untergeordnet werden sollte. Zugleich bereitete sich in der Schweiz eine Rüstung von Freischaaren für Deutschland vor, um die republikanische Partei zunächst in Baden zu unterstützen; zu gleichem Zweck wurde von deutschen Flüchtlingen und Arbeitern in Frankreich geworben. Dieselben wandten sich auch an die neue republikanische Regierung in Paris und forderten die bewaffnete Hülfe Frankreichs, um Deutschland in eine Republik umzuwandeln. Allein wenn die Deutschen je zu Einheit und großer Machtentfaltung gelangten, so war das für niemand gefährlicher, als für die Franzosen, die sich mithin nicht beeilten, deutsche Einheitsbestrebungen zu fördern. Cremieux antwortete den deutschen Flüchtlingen im Namen der Regierung sehr artig: „euer Deutschland wird die Freiheit durch sich selbst erringen, ohne fremde Hülfe; es überstürzt sich nicht, es schreitet vorwärts, aber wenn es schreitet, gelangt es zum Ziele."

Die constitutionelle oder altliberale Partei im südwestlichen Deutschland hatte sich gleich anfangs der Bewegung bemeistert und in die Forderungen, welche das Volk an die Regierungen der Einzelstaaten stellte, Uebereinstimmung gebracht. Hierauf ging sie augenblicklich und direkt auf Reform des deutschen Bundes aus. Die bisherigen Häupter der Kammeroppositionen hielten am 8. März eine Zusammenkunft in Heidelberg. Unter ihnen befanden sich Welker, v. Itzstein, Hecker, Struve, Matthy, Bassermann, Peter, Soiron, Gervinus aus Baden, Gagern aus Darmstadt, Römer aus Württemberg, Kirchgeßner aus Bayern, Hansemann aus Preußen. Sie erließen einen Aufruf an das deutsche Volk, worin sie demselben eine Nationalvertretung verhießen und zu einer größern Versammlung, durch welche jene vorbereitet werden sollte, d. h. zu einem Vorparlament einluden. Das war der erste Versuch,

dem Bundestage eine neue volksthümliche Centralgewalt in parlamentarischer Form entgegenzustellen.

Die bedrohten Regierungen hielten es für das Klügste, die Häupter der Bewegung in ihr Interesse zu ziehen, und gaben sich ganz den Constitutionellen hin, um mit ihrer Hülfe wenigstens der Demokraten Meister zu werden. Daher am 9. März der König von Württemberg Römer, Pfizer, Duvernoy, Goppelt, bisherige Oppositionsmänner der zweiten Kammer, zu seinen Ministern machte. Dieselbe Ehre widerfuhr Heinrich v. Gagern und seinen Freunden in Darmstadt. Der Großherzog von Baden ernannte Welker, der Kurfürst von Hessen den lange verfolgten Jordan zu Bundestagsgesandten. Der Bundestag selbst machte Concessionen, um dem, was er nicht mehr hindern konnte, den Schein der Bundesgesetzlichkeit und sich selbst seine Competenz und Autorität zu wahren. Wie er daher gleich anfangs die Preßfreiheit anerkannt, so auch jetzt wieder die Bundesreformbestrebungen. Am 9. nahm er den alten Reichsadler und die drei Reichsfarben wieder an und am 10. berief er Vertrauensmänner aus den bisherigen Oppositionen als Beiräthe der Bundestagsgesandten nach Frankfurt ein.

Der König von Preußen schickte seinen Vertrauten, den General von Radowitz, nach Wien, um den Fürsten Metternich zu bewegen, mit Preußen gemeinsam in Bezug auf die immer dringender gewordene Reform des deutschen Bundes die Initiative zu ergreifen. Er hatte schon früher mit Radowitz diese Angelegenheit reiflich durchgesprochen. Bisher hatte Metternich nichts von den preußischen Bundesreformvorschlägen wissen wollen; jetzt aber fand er selbst räthlich, mit Preußen gemeinsam einzuschreiten, um die Leitung des Bundes nicht aus der Hand zu lassen. Daher wurde schon am 10. März eine Erklärung Oesterreichs und Preußens veröffentlicht, daß am 15. ein Fürstencongreß in Dresden zusammentreten und die Bundesreform vornehmen werde. Als inzwischen Oesterreich selbst in den Strudel der Revolution fortgerissen wurde, wiederholte Preußen die Erklärung allein und verlegte den Fürsten=

congreß auf den 25., ohne daß er auch an diesem Tage hätte zu Stande kommen können.

Die Riesenmacht Oesterreichs war an einem einzigen Tage wie verschwunden. Die unter Metternichs langer Verwaltung verrostete Staatsmaschine fiel vor einem bloßen Hauch zusammen. Bei der ersten Nachricht aus Paris hielt Kossuth im ungarischen Reichstag zu Pesth (am 3. März) eine Rede, in der er sagte: „der Fluch eines erstickenden Dampfes lastet auf uns, jenes tödtlichen Windes, der aus den Bleikammern des Wiener Regierungssystems weht, nervenlähmend, niederdrückend jedes Geistes Flug. Aber im Namen der ewigen Jugend der Nation protestiren wir gegen die Schwäche und Verknöcherung des greisenhaften Systems. Die bureaukratische Politik der Unbeweglichkeit wird zur Auflösung der Monarchie führen.“ In der Adresse an den Kaiser, die Kossuth sogleich durchsetzte, wurde von diesem bereits für Ungarn „eine nationale, von jedem fremden Einfluß unabhängige Regierung“ verlangt. In Wien selbst stellte zuerst eine Adresse des Gewerbevereins vom 6. März an den Kaiser freisinnige Forderungen, dann auch eine des Lesevereins der Universität und eine der Studenten. Diese letztern verlangten zuerst die Entfernung Metternichs, am 11. Metternich selbst schien gar nicht mehr zu existiren, denn er befahl und verhinderte nichts. Im Namen des schwachen Kaisers nahm dessen Oheim, Erzherzog Ludwig, die Adresse ganz freundlich auf. Am 13. wurden zufällig die niederösterreichischen Stände in Wien eröffnet und gleich in der ersten Sitzung von Studenten und Pöbel überfallen und terrorisirt. Anstatt den wilden Haufen durch Militär vertreiben zu lassen, duldete man, daß sich derselbe in den Sitzungssaal eindrängte, mitstimmte und tolle Adressen an den Kaiser berieth, bis die Ständemitglieder in der Angst auseinanderliefen. Als Aufhetzer des Pöbels machten sich zwei freche Juden, Fischhof und Goldmark, bemerklich. Auch wurde Kossuths Rede pomphaft dem Wiener Pöbel vorgelesen. Kossuth hatte seine Agenten in Wien. Sein Zweck war, jede gesetz-

liche Reform des Kaiserreichs durch revolutionäre Gewaltthaten zu verhindern, damit Ungarn sich desto bequemer absondern könne. Das gleiche wollte Mazzini und ihre geheimen Helfershelfer, meist Juden, wurden die Lenker des völlig kindischen Wiener Pöbels. Als dieser Pöbel noch an demselben Abend sich seinem ganzen Uebermuth überließ, im Ständehause alles zerstörte und in den Straßen tobte, wurde Militär gegen ihn entsandt, aber schon nach wenigen Schüssen, die nur 30 Mann tödteten, wieder zurückgezogen. Vergebens boten sich Erzherzog Albrecht und der Fürst Windischgrätz an, die Revolte zu überwältigen, Erzherzog Ludwig bestimmte den Kaiser, keine Gewalt zu brauchen, sondern allen Forderungen nachzugeben. Metternich selbst verhielt sich apathisch und hatte nichts einzuwenden, als man ihm ankündigte, es wäre besser, er dankte ab. Er verließ Wien augenblicklich und entkam nach London, ohne unterwegs erkannt, oder wenn er erkannt wurde, irgend belästigt zu werden. Der Kaiser aber bewilligte sofort Preßfreiheit, Bürgerwehr und eine liberale Verfassung für das ganze Kaiserreich. Die Bürgerwehr waffnete sich alsbald, stellte die Ordnung wieder her und trieb den Pöbel, der sich Plünderungen und Zerstörungen überlassen hatte, einstweilen in seine Winkel zurück. Derselbe hatte namentlich die schöne Villa des Fürsten Metternich und die Gasleitungen Wiens zerstört. Aber außer den guten Bürgern Wiens waffneten sich damals auch die Studenten und wußten in der ersten Verwirrung auch die anwesenden Ungarn, Polen, Italiener und Pöbel aller Art, sich mit Gewehren des Staats zu versehen. Wem diese neue Volksarmee eigentlich dienen sollte, das zeigte schon am 15. der Triumpheinzug Kossuths in Wien, indem er an der Spitze einer zahlreichen ungarischen Deputation bei Fackelschein und unter rauschender Musik, begleitet von vielen tausend Bewaffneten vor die Burg zog, um dem Kaiser die Forderungen der Ungarn in ihrer Adresse zu überbringen.

In Preußen war ebenfalls große Verwirrung. Vom Rhein her stürmten Adressen und Deputationen. Auch in den Ostprovinzen

gährte es. In Breslau machte das Volk am 6. März einen Angriff auf das Zeughaus, in Königsberg wurde am 13. das Polizeigebäude demolirt, am 14. war großer Tumult in Erfurt. In **Berlin** selbst fanden vom 6. an fast täglich Zusammenrottungen Statt. Unter den Zelten im Thiergarten wurde eine Adresse berathen, die von den Literaten und Juden der s. g. Zeitungshalle vorbereitet war. Am 14. erbat sich auch der Berliner Magistrat eine Audienz beim König, um ihm die Volkswünsche vorzutragen, die als liberal-constitutionell völlig den rheinländischen entsprachen. Der König hatte den besten Willen, sowohl in Bezug auf die große Reform des deutschen Bundes, als in Bezug auf die Bürgschaften der Freiheit Concessionen zu machen, wollte aber nichts allein thun und vertröstete daher die Einen auf den Dresdener Fürstencongreß, die Andern auf den vereinigten preußischen Landtag, der am 27. April zusammentreten sollte. So lange aber wollte die Ungeduld des Volkes und der Verrath der geheimen Wühler nicht warten. Die abendlichen Zusammenrottungen des Volkes wurden jeden Tag zahlreicher und wilder. Das Militär schritt ein, Blut wurde vergossen, Klagegeschrei mischte sich mit dem Zornruf der Ungeduld. In mehreren Adressen, insbesondere der Städte Breslau und Magdeburg, wurde der falsche Verdacht ausgesprochen, als wolle Preußen mit Rußland gehen, sich mit Rußlands Hülfe allen deutschen Reformen widersetzen. Als nun die Nachrichten von Wien kamen, glaubte der König nicht länger zögern zu dürfen und verkündete am 17. die Preßfreiheit, die Berufung des Landtages schon auf den 2. April, „die Verwandlung des deutschen Staatenbundes in einen Bundesstaat", ein Werk, welches „durch die großen Ereignisse in Wien wesentlich erleichtert werde", und die Einverleibung von Ost- und Westpreußen und Posen in den deutschen Bund. Damit genügte er allen vernünftigen Erwartungen. Aber es gab Leute in Berlin, die das friedliche und gesetzliche Zustandekommen der deutschen Einheit eben so wenig wollten, wie Kossuth in Wien. Von diesen ging wieder „unter den Zelten" die sinn-

lose Forderung aus, der König solle alles Militär aus Berlin entfernen und sich der neu zu errichtenden Bürgerwehr allein anvertrauen. Ein großer Zug nach dem Schlosse sollte am 18. diese Forderungen zur Geltung bringen. Magistrat und Bürgerschaft wurden darüber unruhig und beschlossen ihrerseits einen mehr loyalen Zug nach dem Schlosse, um den radikalen Zug auf die Seite zu schieben. Doch verlangten auch sie die Bürgerwehr, Entlassung der bisherigen Minister und Entfernung des Militärs. Die Stimmung war schon so erhitzt, daß der Magistrat in einem öffentlichen Anschlage sich für die Verwirklichung der vom König gemachten Zusicherungen verbürgte, als ob Jemand sie bezweifeln könnte.

Als nun am 18. die beiden Prozessionen sich gegen Mittag in Bewegung setzten und den Schloßplatz erfüllten, in welchem zur Sicherheit einiges Militär aufgestellt war, trat der König auf den Balkon heraus, grüßte lebhaft und wurde mit Lebehoch empfangen. Mitten im Lärm vernahm man eine starke Stimme vom Balkon „der König bewilligt alles“. Aber es gab Gedränge, man hörte wiederholt rufen „fort mit dem Militär“ und der Pöbel fing an Roß und Reiter von hinten zu stoßen und zu stacheln, als plötzlich zwei Schüsse fielen, ohne übrigens Jemand zu verwunden.*) Da schrie man augenblicklich „Verrath“ und „zu den Waffen“! Die Menge zerstob und bildete sich ein oder mochte glauben, es sey auf friedliche Bürger geschossen worden. Und wie mit einem Zauberschlage erhoben sich auch schon in allen Straßen Barrikaden. Der König war außer sich, daß seine gute Absicht so abscheulich miß-

*) Hätte irgend ein einflußreicher Mann die Absicht gehabt, einen Querstrich durch die Concessionen des Königs zu machen, und einen blutigen Aufruhr zu veranlassen, um ihn zu besiegen und dann im russischen Sinne despotisch zu regieren, so würde es nicht bei diesen zwei blinden Schüssen geblieben, sondern das Militär würde sogleich energisch eingeschritten seyn, die wichtigsten Plätze der Stadt besetzt, den Barrikadenbau verhindert haben. Aber das Militär verhielt sich passiv, bis es angegriffen wurde.

kannt wurde, und ließ eine weiße Fahne aus dem Schlosse tragen mit der Inschrift: „Mißverständniß, der König will das Beste.“ Bürgermeister Krausnik schrie aus Leibeskräften aus einem Sprachrohr heraus, um das Volk aufzuklären. Aber alles half nichts mehr. Die Wühler aus der Zeitungshalle schossen auf die Schildwachen und zwangen das Militär zum Kampfe. Die bürgerliche Schützengilde und die Studenten schlossen sich den Aufrührern an. Dazu kam auch bei den unbefangnen, nur allzu frivolen Berlinern eine gewisse Krawallust, die „den Jux mitmachten“, ohne die Tragweite ihres Frevels zu ermessen. Die Bevölkerung Berlins hat an diesem Tage große Hoffnungen für Deutschland vereitelt, indem sie den König, welcher die wohlwollendsten Absichten von lange her hegte, muthwillig in die Lage brachte, sie aufgeben zu müssen, und ihn, den sie hätte stützen und ehren sollen, entwaffnete und beschimpfte. Die wenig zahlreichen von General von Prittwitz commandirten Truppen drangen vom Schloß und von den Thoren aus gegen das mit Barrikaden erfüllte Innere der Stadt vor. Der Straßenkampf währte 19 Stunden fort bis den andern Morgen (Sonntag) um 9 Uhr. Das Gewehrfeuer knallte unaufhörlich, schweres Geschütz donnerte selten und nur gegen die größern Barrikaden. Die Nacht war klar und windstill, vom Mond und von mehreren Bränden erhellt, da der Pöbel einige Buden und Artillerieschuppen angezündet hatte. Gegen Morgen wurden die Truppen des Aufruhrs mehr und mehr Meister und derselbe beschränkte sich nur noch auf einen kleinen Theil der innern Stadt, als ganz unerwartet Befehl gegeben wurde, das Schießen einzustellen und dem Volke wenigstens den Schein zu lassen, als ob es gesiegt habe. Vom Volke waren 216, vom Militär nur 18 Mann todt geblieben.

Mag auch die Angst der Königin in dem von Schlachtlärm umtobten Schlosse zu der Entschließung des Königs beigetragen haben, so trifft doch die Hauptschuld diejenigen, welche damals riethen, der König müsse sich auf die Seite des Volkes stellen, um populär zu bleiben und um die Sympathien des Liberalismus im

westlichen und südlichen Deutschland nicht zu verscherzen. Wenn sie dem König von Preußen zur Hegemonie in Deutschland verhelfen wollten, hätten sie um jeden Preis müssen fortschießen lassen, bis der Aufstand in Berlin besiegt war, denn nur von einem siegreichen und mächtigen Könige, der Herr in seiner eignen Hauptstadt war, konnte Deutschland Schutz und ein kraftvolles Auftreten erwarten. Der eben damals aus Paris zurückgekehrte preußische Gesandte, Heinrich von Arnim, noch ganz voll von den Pariser Eindrücken, soll hauptsächlich den König bestimmt haben und wurde einige Tage später zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Am gleichen Tage, den 19., traten bereits der liberale Graf von Schwerin und von Auerswald ins Ministerium. Sämmtliche Truppen wurden aus der Stadt entfernt; die da gesiegt hatten, zogen mit verhüllten Fahnen stumm und in edler Entrüstung ab. Eine schnell improvisirte Bürgerwehr ersetzte sie. Der Prinz von Preußen (Wilhelm, Bruder des Königs), den man für reactionär hielt, verschwand aus der Stadt. Sein Palast wurde nur dadurch geschützt, daß man an die Thüren schrieb „Nationaleigenthum". Dieser Prinz wurde abscheulich verleumdet und nachdem er längst in London angekommen war, log man in Berlin immer noch, er komme mit einer russischen Armee von Warschau herangezogen. Am 20. wurden die seit 1846 gefangen gehaltnen Polen entlassen, Mieroslawski hielt einen Triumpheinzug in Berlin und ließ Placate ankleben, worin er die Wiederherstellung Polens verhieß. Alle anwesenden Polen erhielten Waffen, bildeten Cadres in Berlin selbst. Am 21. nahm die preußische Armee neben der preußischen Kokarde die deutsche an, und ritt der König selbst mit den drei deutschen Farben geschmückt durch die Straßen, die Studenten voran mit einer Reichsfahne, auf welcher der deutsche Doppeladler gestickt war. Die Kaiserzurufe wehrte der König zwar mit lebhaftem Unwillen ab und eine Proclamation, die ihn König der Deutschen nannte, wurde schnell wieder zurückgezogen und durch eine besonnenere ersetzt; allein niemand konnte zweifeln, daß sich in dem neuen Ca-

binet Stimmen für die Usurpation kund gegeben hatten. Graf Schwerin selbst hatte vor den Studenten den deutschen König hoch leben lassen. In den „an mein Volk" und „an die deutsche Nation" gerichteten Aufrufen wurde versprochen „Preußen geht in Deutschland auf" und „Fürsten und Stände Deutschlands sollen gemeinschaftlich als deutsche Ständeversammlung die Wiedergeburt und Gründung eines neuen Deutschland berathen." — Am 22. wurden die im Kampf Gefallenen in 183 Särgen feierlich begraben. Der unermeßliche Zug ging am Balkon des Schlosses vorüber, auf dem der König zusah. Im Zuge gingen alle Behörden und Corporationen, Prediger Sydow hielt die Leichenrede und ging in der Schmeichelei seines Publikums so weit, die Helden des Straßenkampfs vom 18. März denen des Jahrs 1813 an die Seite zu setzen. An demselben Tage bewilligte der König seinem Volke die badische Schablone vollständig: Schutz der persönlichen Freiheit, Preßfreiheit, Vereinsrecht, Schwurgericht, Aufhebung des exemten Gerichtsstandes, Verantwortlichkeit der Minister ꝛc. und hetzte dagegen Julius (ein Jude) in einem Placat die Arbeiter auf.

Dieselbe Ungeduld, welche die Berliner ergriffen hatte, als der König vor dem 17. zu lange zögerte, riß auch in andern Städten die Bevölkerung zu wilden Tumulten hin. Am 19. war Köln, am 20. Aachen und Crefeld in Aufruhr. In denselben Tagen herschte in Breslau beinah Anarchie. Daß am 29. Camphausen von Köln zum Chef des Ministeriums ernannt wurde, hatte auch seinen Grund in dem Wunsche, die aufgeregten Rheinlande zu versöhnen. Der Zusammentritt der Stände am 2. April sollte die Wiederherstellung der Ordnung vollenden.

Die Ereignisse in Berlin machten einen übeln Eindruck auf das gesammte Deutschland. Eben damals hatten sich Darmstadt, Baden, Württemberg, Bayern verständigt, Unterhändler nach Berlin zu schicken, um den König von Preußen für die constitutionelle Sache und die Volksvertretung am Bunde zu gewinnen, sich dabei einerseits seines Schutzes gegenüber etwaigen Angriffen von Frank-

reich her zu versichern und ihn andrerseits von einem etwaigen, reactionären Bündniß mit Rußland abzuziehen. Die Unterhändler (darunter Max von Gagern, Heinrichs Bruder) kamen aber erst nach dem 18. in Berlin an und obgleich sie die besten Zusicherungen erhielten, so war doch das Vertrauen verschwunden. Der Umritt des 21. März wurde als eine Usurpation verdächtigt und mit unverhaltnem Hohn, namentlich in Wien, München und Stuttgart, sowohl von der geheimen Partei der Reaction als von der offnen der Demokratie ausgebeutet, um die constitutionelle Partei indirekt durch die Unpopularität des Königs von Preußen, auf den sie ihre Hoffnungen gesetzt hatte, zu ärgern und zu schwächen.

Uebrigens führte die Wiener und Berliner Revolution die Entwaffnung des letzten Widerstandes herbei, den die Regierungen in Sachsen, Hannover und Bayern den Forderungen des Volkes bisher noch geleistet hatten.

In Leipzig hatten bereits am 28. Februar die Buchhändler eine Petition um Preßfreiheit entworfen und eine Versammlung „freisinniger Männer" unter Vortritt des Professor Biedermann die badischen Forderungen auch für Sachsen in einer Adresse formulirt, die aber der König am 2. März abwies. Die Aufregung in Leipzig war sehr groß, wurde aber auch diesmal wieder von Robert Blum gestillt. Dagegen erfolgte ein abermaliger Adressensturm, welchen der König noch einmal standhaft abschlug. Jedoch entließ er den mißliebigen Minister von Falkenstein und hob die Censur „provisorisch bis zum 15. April" auf. Eine Zusammenziehung preußischer Truppen bei Halle wurde so gedeutet, als solle sie den König von Sachsen gegen sein eigenes Volk schützen. Die Nachricht aber, daß Metternich gestürzt sey, bewog den König, am 16. endlich nachzugeben und ein neues liberales Ministerium zu ernennen, in welchem sich Professor von der Pfordten bemerklich machte.

Auch der alte König Ernst August von Hannover wollte sich nicht in die neue Lage der Dinge fügen, trotzte dem Adressen-

sturm und verweigerte noch am 14. sowohl die Volksvertretung am Bunde, als die Preßfreiheit. Als die schlimmen Nachrichten aus Wien kamen, bewilligte er wenigstens die Aufhebung der Censur, und erst, als er von der Berliner Revolution Kunde erhielt, gab auch er in allem nach, entließ den verhaßten Minister von Falcke und ließ durch den liberalen Stüve, Bürgermeister von Osnabrück, ein neues Ministerium bilden, welches die badische Schablone auch auf Hannover anwandte.

In München war noch alles in Aufregung, weil man glaubte, die schöne Lola habe sich heimlich wieder eingeschlichen, als die Kunde der Pariser Februarrevolution die Gemüther vollends erhitzte. Am 2. März wurde eine Adresse berathen und mit mehr als 10,000 Unterschriften bedeckt, in welcher die badischen Forderungen auch für Bayern gestellt wurden. An demselben Tage stürmte das Volk die Wohnung des Minister Berks und trieb ihn in die Flucht. Am 4. hatte man noch keine entsprechende Antwort auf die Adresse. Das Volk tumultuirte in den Straßen, die Minister drangen in den König, nachzugeben, aber er wollte sich nichts abzwingen lassen. Da erstürmte das Volk das Zeughaus und bewaffnete sich. Prinz Karl ritt unter die Menge, sie zu beschwichtigen, und Einberufung der Stände wurde auf den 16. zugesagt. Aber das Volk blieb unter Waffen und hatte Mißtrauen, bis am 6. die Proclamation erschien, in welcher der König, dessen Unterschrift auch alle Prinzen des Hauses ihre Namen beigesetzt hatten, dem Volke alles gewährte, was es wünschte. Wallerstein nahm seine Entlassung. Aber das Volk war insofern noch nicht beruhigt, als es diese Concessionen selbst nur für eine Schutzwehr hielt, hinter welcher die tödtlich verhaßte Lola sich verstecken wolle. Man glaubte, sie sey im Polizeigebäude versteckt, welches daher am 16. vom Volk gestürmt und demolirt wurde. Zur Beruhigung der wild empörten Massen erschien im Namen des Königs gleich am folgenden Tage eine Proclamation, worin es hieß, der Lola sey das bayerische Indigenat entzogen und die Polizei beauftragt, auf sie zu fahnden, wo sie sich

blicken lasse. Damals waren Ständemitglieder, Deputationen aus dem ganzen Lande in München; die Bürgerschaft stand zusammen, um den Tumulten ein Ende zu machen; die Prinzen, Reichsräthe rc. standen zusammen, um auch dem Lolascandal ein Ende zu machen. Ein Paar Tage lang wurde im Schlosse unausgesetzt verhandelt, ohne daß man draußen wußte, was vorging. Endlich am 20. um 10 Uhr in der Nacht erfolgte die Abdankung des König Ludwig, am folgenden Tage wurde sein Sohn Maximilian II. als König proclamirt und gleichzeitig erschien eine Erklärung desselben, worin er die Volksvertretung am Bunde und alles vorher schon Zugesagte aufs neue bestätigte.

Inzwischen hatte die Heidelberger Siebenercommission das Vorparlament nach Frankfurt am Main ausgeschrieben und dahin richteten sich jetzt alle Blicke. Am 29. März hielt der früher verfolgte und mißhandelte Professor Jordan als kurhessischer Bundestagsgesandter einen Triumpheinzug in Frankfurt und erhielten Welcker, als badischer Bundestagsgesandter, und Uhland, als württembergischer Vertrauensmann, Ständchen und Lebehochs, wobei dem preußischen Bundestagsgesandten, Grafen Dönhoff unter Pereatrufen die Fenster eingeworfen wurden, eine Roheit der Demokraten, welche die Constitutionellen um keinen Preis hätten dulden sollen. Jede Beleidigung Preußens von Frankfurt aus mußte sich früher oder später bitter rächen und war das Verkehrteste, was geschehen konnte, wenn man zur deutschen Einheit gelangen wollte. Am folgenden Tage erklärte der Bundestag, es sollten in allen Bundesstaaten Wahlen zu einem künftigen deutschen Parlamente ausgeschrieben werden. Damit kam es jedem ähnlichen Beschluß des Vorparlaments, welches am folgenden Tage eröffnet werden sollte, zuvor, ergriff die Initiative und behielt sich seine Competenz vor. An demselben Abend empfingen Hecker und Struve große Fackelzüge. Diese beiden Demagogen setzten sich damals schon als Häupter einer republikanischen Partei den Constitutionellen entgegen.

Das Vorparlament wurde am 31. März in der Paulskirche

zu Frankfurt, einer im antiken Style gebauten Rotunde, vom Heidelberger Professor Mittermaier eröffnet und bestand nicht bloß aus Mitgliedern von deutschen Kammern, sondern hatte auch allerlei Zuläufer ohne Beruf aufgenommen, unter andern den jüdischen Literaten Wiesner, der als „einziger Oesterreicher“ in der Versammlung noch insbesondere Ehrenbezeugungen empfing, ohne daß Jemand bemerkt hätte, die Vertretung des großen Oesterreich durch einen einzigen Juden sey ein Skandal. Auch Preußen hatte nur wenige Vertreter gesendet. Die Mehrheit der Versammlung bildeten die bisherigen Oppositionsmänner aus den Mittel- und Kleinstaaten. Die Versammelten beschlossen zuerst, Schleswig (an welches der deutsche Bund keinerlei Rechtsanspruch besaß), so wie Ost- und Westpreußen in den deutschen Bund aufzunehmen und unter Anerkennung, daß die Theilung Polens ungerecht gewesen sey, die Verhältnisse Posens zu ordnen. Ferner beschlossen sie auf Grund eines Entwurfes der Siebenercommission, die Reform des deutschen Bundes solle darin bestehen, daß an die Stelle des bisherigen föderativen Bundestags ein einheitliches Bundesoberhaupt und demselben ein Reichstag in zwei Häusern, einem Senat und einem Volkshause, an die Seite treten solle. Zugleich wurden dem deutschen Volke von vorn herein alle die Rechte zugesichert, die zuerst von Baden gefordert und nach und nach bereits von allen Bundesregierungen bewilligt worden waren. Hecker und Struve nahmen einen vergeblichen Anlauf, um eine deutsche Republik und nachher wenigstens die Permanenz des Vorparlaments durchzusetzen. Wäre diese Permanenz beliebt worden, so hätte man durch Volkstumulte die Gemäßigten aus demselben herausgeschreckt und durch Republikaner ergänzt und der deutsche Convent wäre fertig gewesen. Allein die Mehrheit wies solche extreme Anträge um so mehr ab, als der Bundestag bereits die allgemeinen Parlamentswahlen zugesagt hatte. Um aber die Erfüllung dieser Zusage zu überwachen, wählte das Vorparlament, als es sich schon nach vier Tagen wieder auflöste, den Fünfzigerausschuß, welcher permanent bleiben sollte und

dessen Präsident v. Soiron wurde. In ihm befanden sich außer älteren Berühmtheiten, wie Itzstein, Biedermann, Robert Blum und dem Königsberger Juden Jacobi, auch schon neue, so der jüdische Advokat Hekscher aus Hamburg, und der Cigarrenhändler Raveaux aus Köln, der preußische Flüchtling Venedey rc.

Unter den Beschlüssen des Vorparlaments war der wichtigste der, daß die zu wählende deutsche Nationalversammlung allein, mit ausdrücklicher Ausschließung der Fürsten, die künftige deutsche Reichsverfassung zu Stande bringen solle. Er wurde am 3. April gefaßt, an demselben Tage, an welchem ein Jahr später seine verhängnißvolle Thorheit Jedermann klar werden sollte. Wenn sich die Volksvertreter anmaßten, über die Zukunft Deutschlands ohne die Fürsten zu entscheiden, so mußten sie sich zuvor im Besitz einer materiellen Macht befinden, der gegenüber die Fürsten ohnmächtig waren. Die Einheit Deutschlands, die kaiserliche Obergewalt eines Einzigen ließ sich nur auf Kosten der bisherigen Souveränetäten durchsetzen und nicht mit frommen Wünschen und schönen Redensarten, sondern mit Gewalt. Hecker und Struve hatten daher ganz Recht, wenn sie in dem Fortbestand jener Souveränetäten und ihrer Militärcontingente ein absolutes Hinderniß der Wiedergeburt Deutschlands erkannten, und sie täuschten sich nur wieder selbst, indem sie für möglich hielten, mit Brandschriften, Pöbelaufläufen und Freischaaren stehende Heere bezwingen zu können.

Einen Tag vor jenem unpraktischen Beschluß des Vorparlaments, am 2. April, hatte der Bundestag alle Ausnahmsgesetze seit den Karlsbader Beschlüssen aufgehoben. Am 4. aber beauftragte er Preußen, in dem Streite zwischen Holstein und Dänemark zu vermitteln. Der Bundestag, das Vorparlament konnte es nicht selber thun. Sie mußten Preußen darum bitten. Beweis genug, daß die materielle Macht Preußens etwas werth war und daß man nicht hoffen durfte, eine deutsche Reichsverfassung allein und ohne Preußens Zustimmung durchzusetzen. Deßhalb gab schon am 4. Paul Pfizer eine Erklärung, worin er darauf aufmerksam

machte, daß man entweder nur durch und gleich jetzt mit Preußen zum Zwecke gelangen werde, oder gar nicht. Er blieb aber vereinzelt, seine Stimme verhallte.

Unterdeß wollten die Republikaner die erste Hitze der Revolution benutzen, um ihre Plane durchzusetzen. Die Vorbereitung trafen sie schon in der letzten Woche des März, indem sie den s. g. Franzosenlärm veranlaßten. Sie streuten nämlich in Württemberg und Baden überall das Gerücht aus, große französische Heeresmassen seyen plötzlich über den Rhein gegangen und stünden schon ganz in der Nähe. Wirklich war die Leichtgläubigkeit so groß, daß an vielen Orten schon Anstalten zur Flucht der besten Habe getroffen wurden und man an andern sich bewaffnete und sogar Punkte besetzte, die zur Vertheidigung geeignet schienen. Der Zweck der Republikaner war dabei nur, eine allgemeine Volksbewaffnung zu veranlassen, die sie dann in ihrem Interesse benutzen, aus der sie ihre Freischaaren recrutiren wollten. Sonderbarerweise verbreitete sich das Gerücht nicht von Westen nach Osten, sondern in umgekehrter Richtung von Ulm an und zuletzt über den Rhein bis ins Elsaß, wo man sich einbildete, deutsche Freischaaren seyen es, die plündernd über den Rhein kämen. Im badischen Seekreise ließ ein gewisser Fickler zu Stockach, Constanz und an vielen andern Orten Volksversammlungen abhalten und für alle, die kein Feuergewehr hatten, Sensen schmieden. Gleichzeitig (am 26. März) hielten Hecker und Struve in Freiburg im Breisgau und in Heidelberg große Volksversammlungen, um die Republik gutheißen und proclamiren zu lassen, fanden aber an den Constitutionellen einen unbesieglichen Wiederstand. An demselben Tage bereitete auch ein gewisser Becker zu Biel in der Schweiz eine Versammlung deutscher Flüchtlinge und Arbeiter auf einen Zug nach Deutschland vor, während andre Züge von Lyon und Grenoble und Herwegh mit einem noch größern von Paris aus erwartet wurden. Bis diese ankamen, vergingen noch ein Paar Wochen, die von den Republikanern zur Verführung des badischen Militärs benutzt wurden.

In Mannheim weigerten sich die Soldaten, gegen Hecker, der allgemein als der Feldherr des bevorstehenden republikanischen Feldzugs bezeichnet wurde, auszurücken und man sah hier ein ganzes Bataillon Arm in Arm mit lüderlichen Dirnen in Reih und Glied betrunken durch die Straßen ziehen. Da hatte der Abgeordnete Matthy den Muth, den überall herum agitirenden Fickler auf dem Bahnhof in Karlsruhe persönlich zu verhaften, am 8. April, wogegen Brentano in der badischen Kammer vergebens lärmte. Bei Mainz wurde damals die Eisenbahn zerstört, um die Truppen am Marsche nach Baden zu hindern. Tumulte fanden Statt in Stuttgart, Bamberg, Cassel und wiederholt in Mannheim. Aber die Republikaner drangen nirgends durch. Da man sich auf das badische Militär nicht durchaus verlassen konnte, wurden noch rechtzeitig unter Gagerns Vermittlung dessen Bruder Friedrich von Gagern, vormals General in niederländischen Diensten, an der Spitze eines hessen-darmstädtischen Corps der Bergstraße nach, General Miller mit einem württembergischen Corps durch den Schwarzwald und ein bayrisches Hülfscorps über Lindau nach dem Seekreise geschickt, um die Republik im Keim zu ersticken. Der allgemeine Ruf der Demokratie war damals „Hecker hoch!“ Die Constitutionellen setzten aber große Hoffnung auf Gagerns Bruder und bezeichneten ihn schon als künftigen Reichsfeldmarschall. Beide sollten sich bitter täuschen.

In der thörichten Hoffnung, durch die Freischaaren aus Frankreich eine ausreichende Verstärkung zu erhalten, hatten Hecker und Struve bis zu deren Ankunft gezaudert und die kostbarste Zeit versäumt. Am 15. April rückten die Württemberger schon vor Donaueschingen, von wo Struve davonfloh, um erst am 17. in Constanz die deutsche Republik auszurufen, als deren Statthalter er den bisherigen Chef der badischen Kreisregierung, Peter, ernennen zu lassen die Naivetät hatte. Am folgenden Tage wurde die Republik auch in einer Volksversammlung zu Offenburg ausgerufen, es blieb aber hier beim leeren Geschrei und bildeten sich keine Freischaaren,

um den bereits in den Seekreis vorgerückten Truppen etwa durch den Schwarzwald in den Rücken zu fallen. Am 20. traf General Gagern auf Heckers Schaar bei Kandern. Die republikanischen Freischaaren näherten sich den hessischen Truppen und suchten sie zum Uebertritt zu verlocken, nannten sie ihre „deutschen Brüder" und hofften wahrscheinlich einen Kampf vermeiden zu können. Unglücklicherweise gab sich nun auch Gagern einer ähnlichen Hoffnung hin, ritt vor und redete die Freischaaren mit väterlichen und herzlichen Worten an, um sie zur Beobachtung der Gesetze zurückzuführen. Allein er richtete nichts bei ihnen aus und kaum hatte er sein Pferd umgewendet, als er, ein Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit, von drei Kugeln durchbohrt, todt zu Boden fiel. Seine Soldaten stürzten wie rasend auf die verrätherischen Freischaaren los, tödteten ihrer viele und jagten sie in wilde Flucht. Hecker, im grauen Calabreserhut mit wallender Feder, hochgestiefelt und bis an die Zähne bewaffnet, wie ein Räuberhauptmann, verschwand mit den Flüchtlingen ohne den geringsten Beweis der Tapferkeit gegeben zu haben, mit der er prahlte. General Hoffmann, der an Gagerns Stelle trat, zog gegen Freiburg, welches die Freischaaren verbarrikadirt hatten. Hecker kam hier wieder zum Vorschein, um die Stadt zu entsetzen, wurde aber sogleich wieder zurückgeschlagen und die Stadt am 24. erstürmt. Mittlerweile waren auch die Württemberger bis an den Rhein vorgerückt und zu Säckingen Struve vom Rittmeister Stockmaier gefangen worden, dem er aber solche Angst vor der Volksrache einjagte, daß derselbe ihn wieder laufen ließ. Die Bayern besetzten Constanz. Erst als die Niederlage Heckers und Struve's schon entschieden war, kam endlich Herwegh mit der Freischaar aus Frankreich über den Rhein und stieß, 800—1000 Mann stark, am 27. zufällig bei dem Dorfe Dossenbach auf eine halbe Compagnie Württemberger unter dem braven Hauptmann Lipp, vor welcher er gleich aufs schmählichste Reißaus nahm. Herwegh selbst rettete sich in einem kleinen Wagen, unter dem Spritzleder versteckt, während seine Frau kutschirte. Von

seinen Leuten wurden viele auf der Flucht erschossen. Nur ein ehemaliger preußischer Offizier, Schimmelpennink, mit etwa 20 Sensenmännern, hielt sich tapfer und fand den Tod, indem er den württembergischen Hauptmann verwundete. Das feige, elende Benehmen der Freischaaren, die nur renommiren, schreien, saufen und plündern, aber nicht fechten wollten, machte die Republik von Anfang an unmöglich und lächerlich. Am 30. April erließen Struve und Heinzen von Straßburg aus ein Manifest, worin sie jammerten, daß „eine Uebermacht von verthierten Söldlingen“ die republikanische Partei einstweilen unterdrückt habe, zugleich aber die Zuversicht aussprachen, die Republik werde sich mit verjüngter Kraft wieder erheben. Indeß befahl die französische Regierung die Auflösung des Flüchtlingcomité. Einzelne Tumulte wiederholten sich noch häufig. Einer der größten in Aachen, am 16. und 17. April, wurde durch ein tapferes pommerisches Regiment gedämpft, welches vom Pöbel grob war insultirt worden. Ein anderer in Trier wurde durch den energischen General v. Schreckenstein gestillt.

Gleich dem Versuche der deutschen Republik mißlang auch der einer Wiederherstellung Polens. Mieroslawski und seine Mitbefreiten in Berlin proklamirten dieselbe unter den Augen der Regierung in Berlin und organisirten daselbst den Kern eines polnischen Freiheitsheeres. Unter den Barrikadenhelden Berlins herrschte damals die Meinung, ein Krieg mit Rußland sey unvermeidlich und in demselben würden die Polen Deutschlands natürliche Bundesgenossen seyn. Auch der in Paris in der Verbannung lebende Fürst Adam Czartoryski erließ eine Proclamation in diesem Sinn eines Bündnisses des revolutionären Deutschland mit Polen gegen Rußland. Die polnische Emigration wollte auch Frankreich in Anspruch nehmen, aber Lamartine lehnte es ab und als eine polnische Deputation ihm mit der Rache des Volks, dessen Sympathien für die Polen notorisch seyen, zu drohen wagte, wies er sie als Unverschämte fort, am 25. März. Unterdeß hatte sich schon am 20. ein polnisches Nationalcomité im preußischen Großherzogthum Posen

gebildet und herrschte auch in Krakau eine lebhafte Agitation. Der König von Preußen behandelte die Polen mit äußerster Milde, willigte ein, daß der polnische Theil Posens nicht zum deutschen Bunde kommen, sondern vom deutschen Theile getrennt werden solle, und duldete den Uebermuth der Polen selbst dann noch, als an vielen Orten die preußischen Adler herabgerissen wurden. Sein General Willisen schritt nicht mit Gewalt der Waffen, nur mit Zureden ein. Als aber die Polen frech genug waren, den deutschen Theil Posens nicht fahren lassen zu wollen, sondern für ihr künftiges polnisches Reich in Anspruch zu nehmen, und sich gegen die deutsche Bevölkerung jeden Hohn und Frevel erlaubten, wurde dem Unfug ein Ende gemacht. General Colomb, der an Willisens Stelle trat, forderte die Polen zur Unterwerfung auf und trieb sie, als sie sich weigerten, bald zu Paaren. Nachdem die Preußen am 29. April das ringsum aufs kunstreichste verbarrikadirte kleine Städtchen Xions gestürmt hatten, schlugen sie die Polen am folgenden Tage noch einmal bei Mieloslaw und engten sie in den folgenden Tagen an der russischen Grenze, die sie aus Angst vor der noch größeren Strenge der Russen nicht zu überschreiten wagten, dergestalt ein, daß sie am 9. Mai zu Bardo capitulirten und der ganze Aufruhr ein Ende hatte. Auch in Krakau wurde am 39. durch einen blutigen Straßenkampf österreichischerseits der Anarchie ein Ende gemacht. Sofern die Polen sich scheußliche Grausamkeiten gegen wehrlose deutsche Bürger und Bauern herausgenommen hatten und doch auf eine Allianz mit Deutschland rechneten, bewiesen sie, daß nichts in der Welt über den polnischen Leichtsinn geht, und übertrafen diesmal noch die Fehler von 1846.

In Berlin war am 2. April der vereinigte Landtag eröffnet worden, allein der alte Rechtsboden war unter ihm schon gewichen. Die neue Zeit verlangte eine neue Verfassung Preußens, mithin eine constituirende Versammlung und zu diesem Behuf Neuwahlen nach einem neuen viel liberaleren Wahlprincipe. Der Landtag währte daher nur acht Tage und hatte nichts zu thun, als

die constituirende Versammlung vorzubereiten, die am 22. Mai erstmals zusammentrat. In der Zwischenzeit deckte Minister Camphausen den Thron gegen die Frechheit der Literaturjuden und Gassenbuben mit genauer Noth. Eine Deputation dieses Gesindels belobte ausdrücklich die Nachsicht Willisens, während deutsche Bürger unter polnischen Säbelhieben bluteten, und wollte kein Einschreiten gegen die Polen dulden. Am 26. April versammelte Uhlich die alten Lichtfreunde in Köthen und schrieb ein großes Nationalconcil aus, um die Revolution zu einem allgemeinen Umsturz der Kirche auszubeuten. Allein er wurde nicht beachtet. Auf eine höchst charakteristische Weise abstrahirte man damals von den kirchlichen Fragen und warf sich ausschließlich in die Politik. Am 13. Mai verbreitete sich das Gerücht, der Prinz von Preußen, der nach England gegangen war, werde zurückkommen. Das brachte ganz Berlin in Aufruhr und der Pöbel war schon im Begriff, den schönen Palast des Prinzen zu demoliren, als er abermals durch die Aufschrift „Nationaleigenthum“ und durch die Geistesgegenwart der Studenten gerettet wurde. Aber die Regierung mußte sich die unverschämte Ansprache einer Volksdeputation gefallen lassen, an deren Spitze Held, Jung, Arnold Ruge, Prutz, Behrend und Eichler (nebst Levisohn und andern Juden, die damaligen Volkstribunen in Berlin) standen. Dieselbe forderte, daß der Prinz nicht eher zurückkehre, bis er sich zur Volksfreiheit bekannt und bekehrt habe, und Camphausen erklärte vor der, wenige Tage später einberufenen constituirenden Versammlung, er selbst sey es gewesen, der die Rückkehr des Thronfolgers beantragt habe, versteht sich unter der Bedingung, daß derselbe constitutionelle Bürgschaften gebe, und bat die Kammer in Bezug auf diese Frage „um Milde und Nachsicht“. Das charakterisirt die damalige Stimmung, den conträren Wind der ganzen Zeit.

Nur nach einer Seite hin entfaltete die preußische Regierung eine Thätigkeit, mit der die Revolution zufrieden war. Das war der Krieg gegen Dänemark. Hier ertheilte der eben erst auf den

Thron gelangte König Friedrich VII. am 28. Januar eine Verfassung für den Gesammtstaat Dänemark und hoffte durch die liberalen Concessionen, die er darin gewährte, die nationale Abneigung der deutschen Herzogthümer Holstein und Schleswig zu versöhnen. Er wollte den Deutschen gleichsam ihre Nationalität um die Freiheit abkaufen. Allein die Antipathien in der deutschen Bevölkerung gegen die Dänen sind unbesieglich. Der Deutsche hält hier zäher als anderswo an seiner Sprache und Sitte, wie an seinem Recht. Am 17. Februar protestirten die Stände der beiden deutschen Herzogthümer. Die Februarrevolution in Frankreich that das Ihrige, den Muth an der Eyder und Schley aufzufrischen. Schon am 8. März verlangte eine Volksversammlung in Altona die Vereinigung des Landtags in beiden Herzogthümern, die am 18. zu Rendsburg auch vollzogen wurde. Die vereinigten Landesvertreter erklärten hier, Schleswig solle mit Holstein in den deutschen Bund eintreten und mit Holstein eine besondere deutsche Verfassung und Verwaltung gemeinsam haben. Das war offene Rebellion, denn wenn auch Schleswig vermöge seines alten Verbandes mit Holstein berechtigt war, gemeinschaftlich mit diesem eine von Dänemark getrennte Verfassung und Verwaltung zu verlangen, so folgte daraus doch keineswegs eine Berechtigung auf seine Einverleibung in den deutschen Bund. Der Anspruch der Deutschen auf Schleswig konnte von den Dänen nur als Usurpation, als Eroberungsgelüste aufgenommen werden. Daher der sehr natürliche Zorn, der in Copenhagen am 21. eine Sturmpetition veranlaßte, in welcher vom König ein neues Ministerium und eine Regierung im dänischen Sinn und Interesse gefordert wurde. Da nun aber auch dänischerseits das Recht der Deutschen nicht geachtet und durch den „offenen Brief" des vorigen Königs offenbar verletzt worden war, hatten beide Parteien einander das Gleiche vorzuwerfen. Am 24. setzten sich die beiden Herzogthümer eigenmächtig eine provisorische Regierung, den Herzog von Augustenburg, Graf Reventlow und Beseler an der Spitze. Der Herzog, durch den offenen Brief um

sein notorisches Erbrecht gebracht, glaubte jede Waffe gegen den ungerechten Vetter in Copenhagen brauchen zu dürfen und sah sich damals den Rücken gedeckt durch die Agitation Beselers und Dahlmanns beim deutschen Bunde und noch mehr durch die Sympathien, die seine Sache in Berlin fand. Man war in Berlin verlegen, was man mit der Armee anfangen sollte, deren Gefühl so tief verletzt worden war. Der Gedanke, sie Lorbeern in einem Dänenkriege erfechten zu lassen, war für die Armee selbst schmeichelhaft und befriedigend, konnte unbedingt auf die Zustimmung der damaligen öffentlichen Meinung rechnen und schien zugleich am geeignetsten, um die Popularität des Königs von Preußen glänzend wiederherzustellen. Der König selbst nahm sich der Sache Holsteins mit Wärme an, sicherte dem Herzog von Augustenburg in Bezug auf dessen unbestreitbares Erbrecht seinen Schutz zu und genehmigte die Vereinbarung Holsteins mit Schleswig in einem Schreiben vom 24. März. Der Bundestag in Frankfurt stimmte vollkommen zu. Am 4. April beauftragte derselbe den König von Preußen, im Namen des deutschen Bundes diese dänische Angelegenheit in die Hand zu nehmen und am 25. desselben Monats nahm Madai als Bundestagsgesandter für Schleswig-Holstein unbeanstandet am grünen Tisch in der Eschenheimergasse seinen Platz ein.

Der Krieg begann rasch. Die Dänen fielen schon am 9. April über die abgefallenen Truppen aus den Herzogthümern her und brachten ihnen bei Bau eine empfindliche Niederlage bei. Aber schon waren die Preußen unter General Wrangel in Holstein eingerückt. Die preußischen Garden erstürmten am Ostersonntag (23. April) das Danewirk und am folgenden Tage siegten auch die hannöverschen Bundestruppen unter General Holkett bei Oeversen. Am 18. Mai rückte Wrangel in Jütland ein und schrieb eine Contribution von 3 Millionen aus. Er wollte nämlich Jütland als Pfand behalten, bis die Dänen, die auf ihren Inseln beim Mangel einer deutschen Kriegsflotte unangreifbar waren, den deutschen Forderungen würden nachgegeben haben. Allein am 24. Mai

bekam er einen Rückzugsbefehl aus Berlin und der ganze Feldzug gerieth ins Stocken. Zwar erklärte der Minister v. Auerswald in der Berliner Kammer ausdrücklich, Rußland habe niemals an Preußen eine Forderung gestellt, seine Truppen aus dem dänischen Gebiete zurückzuziehen; allein der Kaiser von Rußland ist in dieser Sache keineswegs unthätig geblieben. Die Einheitsbestrebungen der Deutschen waren nicht in seinem Geschmack, noch Interesse.

Es gab eine s. g. skandinavische Partei in Schweden, Norwegen und Dänemark, welche sehnlich eine politische Vereinigung der drei getrennten Nationen wünschte und die gern bereit gewesen wäre, sich mit dem vereinigten Deutschland gegen Rußland zu verbinden.*) Denn Rußland lastet schwer und furchtbar drohend über

---

*) Der Verfasser dieses Werks schrieb im Sommer 1848 eine Flugschrift: „Deutschlands auswärtige Politik, Stuttgart und Tübingen, Cotta'scher Verlag," worin er sagte: „Dänemark ist unser natürlicher Bundesgenosse gegen die maritime Tyrannei Englands, und in dem Maaße, in welchem sich Dänemark an Norwegen und Schweden anschließt und sich mit demselben in der skandinavischen Gemeinschaft verbunden fühlt, ist es unser natürlicher Bundesgenosse auch gegen die Uebergriffe Rußlands; denn Rußland strebt nach der Alleinherrschaft in der Ostsee und nach den Schlüsseln derselben im Sunde. Schon hat es Finnland, schon hat es das ehemals schwedische Esthland und Liefland, es wird in dieser Richtung immer weiter greifen, bis die natürliche Rückwirkung der Skandinavier ihm vielleicht das alles und selbst Ingermannland wieder abnimmt und es auf die Grenze von Nowgorod zurückwirft. Eine Rückwirkung dieser glorreichen Art könnte Skandinavien aber nur im Bunde mit Deutschland gelingen. Es ist nun nicht zu rechtfertigen, daß sich Dänemark und Deutschland in ihrem Handelsinteresse schaden im Angesicht des über beide hohnlachenden England; und eben so wenig, daß sie einander mit Waffen bekriegen, welche sie besser beide gemeinschaftlich gegen Rußland führen würden. Dieser höhern Rücksicht müßte von rechtswegen jede minder bedeutende Streitfrage untergeordnet werden. Im Interesse der Skandinavier, wie der Deutschen liegt es, gegen England und Rußland zusammenzuhalten und jeden Streit unter sich zu vermeiden oder alsbald wieder friedlich auszugleichen. Es ist wahr, das kleine Dänemark hat uns empfindlich ge-

Schweden. Wir haben bisher Schwedens noch nicht erwähnt, weil seit der Restauration in diesem Lande tiefe Ruhe herrschte. König Karl Johann regierte mit seinen in vier Curien getrennten Ständen klug und gemäßigt, förderte Landbau, Handel und Gewerbe, baute den berühmten Göthacanal und zeigte keine Empfindlichkeit, als die Norweger alle Versuche, sich enger an das schwedische Interesse knüpfen zu lassen, spröde abwiesen. In Norwegen wurde kein Adel geduldet, gerade weil er in Schweden größeren Einfluß übte. Als der König 1844 starb, folgte ihm sein Sohn Oscar, vermählt mit der Prinzessin Josephine von Leuchtenberg. Dieser nun bot sich während des deutsch-dänischen Conflicts zur Vermittlung an und man hätte wohlgethan, sie anzunehmen. Da er von deutscher Seite abgewiesen wurde, sagte er den Dänen seine Hülfe zu. Auch die Norweger fanden die Ansprüche der Deutschen auf Schleswig ungerecht. Eine Zusammenkunft der Könige von Schweden und Dänemark zu Malmoe hatte jedoch nicht blos den Zweck gemeinsamer Defensive gegen Deutschland, sondern war auch gegen etwaige Uebergriffe Rußlands berechnet. Daher der Zorn des Kaiser Nicolaus, der damals dem dänischen Cabinet großes Mißfallen (auch wegen des demokratischen Geistes in Copenhagen) bezeugte und durch seinen Gesandten Brunnow in London aufs eifrigste bei Palmerston werben ließ. Lord Palmerston war

---

kränkt, aber gerade weil wir die Stärkeren sind, sollten wir die Sache nicht so sehr auf Ambition nehmen. Wir sollten zu Billigem bereit seyn, wenn aber Dänemark eigensinnig bleibt, sollte Schweden im wohlverstandenen Interesse ganz Skandinaviens die Vermittlung übernehmen. — Hätte man von Anfang an die dänische Frage aus diesem höheren staatsmännischen Gesichtspunkt angesehen und nicht, wie noch zuletzt in Frankfurt geschah, nur Hitze und Ambition vorwalten lassen, so würde die Lösung viel einfacher und leichter seyn. Alles auf Ambition nehmen, am meisten von dem eigenen Bruder, und über der querelle allemande, d. h. der physischen oder moralischen Prügelei unter sich selbst die große Aufgabe, dem Ausland gegenüber vergessen, war von jeher der Fehler und der Fluch der Deutschen."

mit Rußland ganz einverstanden, daß eine Vereinigung Skandinaviens gegen ihr beiderseitiges Interesse laufe, wollte aber doch den Russen nicht zu viel Einfluß in Dänemark gönnen und stand überdies in einer gewissen Verbindung mit Frankfurt, um mittelst des deutschen Parlaments noch andre Zwecke durchzusetzen, war also damals noch ziemlich gnädig für Deutschland gestimmt und schlug einen Waffenstillstand vor unter Bedingungen, die Schleswig noch günstig waren. Preußen aber legte mit Recht größern Werth auf die schwedische Vermittlung. Die Zumuthung, Preußen hätte den Krieg fortsetzen sollen, war unbesonnen. Da Preußen keine Flotte besaß, konnte sein Heer, wenn es sich zu weit nach Jütland verirrte, durch russische Landungstruppen leicht abgeschnitten werden. Zudem litt sein Handel durch die dänische Blokade. Endlich war der Rausch des Märzes vorüber und man sah in Berlin ein, daß man zu weit gegangen sey und ein Recht in Schleswig verfechte, was die europäischen Großmächte (auch Frankreich) bestreiten mußten.

Nach Wrangels Rückzuge blieben sich die Truppen in Schleswig gegenüber stehen. Die Dänen waren ein wenig übermüthig und fielen am 5. Juni bei Hollbühl über die Hannoveraner her, erlitten aber am folgenden Tage bei Düppel durch die Preußen eine Niederlage. Auch der tapfere Bayer von der Thann machte damals mit seinem Freicorps einen glücklichen Streifzug. Inzwischen hielten dänische Schiffe alle deutschen Häfen blokirt und thaten dem Handel großen Schaden.

Achtes Buch.

Radetzki und Kossuth.

Italien war schon im Jahr 1847 mit Brandstoff angefüllt. Die erste Nachricht von der Revolution in Wien wurde der zündende Funke und die ganze Halbinsel stand in Flammen.

In Mailand regierte als österreichischer Vicekönig der apathische Erzherzog Rainer, während der damals schon 82 Jahr alte Feldmarschall Radetzki den Oberbefehl über das Militär hatte. Dieser merkwürdige Greis, der sich schon in den Revolutionskriegen der 90er Jahren und als Chef des k. k. Generalstabes unter Schwarzenberg in den letzten Kriegen gegen Napoleon ausgezeichnet hatte, war schon längst im Klaren über das, was kommen würde, und hatte wiederholt die Regierung in Wien vor einer nahe bevorstehenden großen Revolution in Italien gewarnt, dringend um Verstärkungen gebeten, den Ausbau der Citadelle von Mailand, die Befestigung Veronas ꝛc. verlangt, aber mit demselben greisenhaften Stumpfsinn, mit dem man den Sonderbundskrieg hatte gewähren

lassen, achtete man auch nicht auf die treuen Mahnungen Radetzki's. Als die Nachricht von der Pariser Februarrevolution in Mailand anlangte, kochte es in allen Gemüthern, doch erfolgte nicht gleich ein Ausbruch. Radetzki beging den Fehler, nicht sofort die in den kleinen Städten zerstreuten Garnisonen zusammenzuziehen. Seine Heeresmacht, im Ganzen 72,000 Mann, befand sich zu sehr im Lande zerstreut; aber er wollte vielleicht keine aufreizenden Maßregeln vornehmen, da alles ruhig blieb. Am 17. März reiste der Erzherzog nach Wien und an desselben Tages Abend kam von Wien die Nachricht der dort ausgebrochenen Revolution. Nun war kein Halten mehr. Der Podesta von Mailand, Casati, und der Erzbischof daselbst, Romilli, beide wie auch Graf Borromeo, das Haupt des lombardischen Adels, längst in die Verschwörung eingeweiht, pflanzten schon Morgens am 18. die dreifarbige Fahne auf und forderten vom Grafen O'Donnel, der für den abgereisten Vicekönig die Geschäfte leitete, die Gewährung aller Forderungen der Lombarden, als natürliche Folge der Gewährungen in Wien. O'Donnel hatte keine Instructionen, konnte im Allgemeinen die Consequenz, die man aus Wien für Mailand zog, nicht in Abrede stellen, war daher zum Nachgeben geneigt und suchte Radetzki von jedem militärischen Einschreiten abzuhalten, wurde aber aus der Verlegenheit, wie weit er in Concessionen gehen solle oder nicht, dadurch gezogen, daß ihn Casati mit Volksmassen überrumpelte und gefangen nahm, während in den Straßen schon Barrikaden gebaut wurden. Radetzki versäumte nun keinen Augenblick weiter, sondern ließ die Lärmkanonen donnern und die Truppen ausrücken. Da Casati fortwährend Versuche machte, durch Befehle, die er dem gefangenen O'Donnel abzwang, auf Radetzki einzuwirken, scheint das Barrikadenaufwerfen und der wüthende Kampf gegen die Soldaten von einer andern zu hitzigen Partei übereilt worden zu seyn. Radetzki bekümmerte sich natürlicherweise um O'Donnels Befehle nicht, sondern ließ feuern.

Der hiemit beginnende viertägige Straßenkampf in

Mailand hatte nicht ganz den Charakter der Pariser Barrikadenkämpfe. Die Lombarden, von einem gewissen Lechi geleitet, zeigten weniger persönlichen Muth und feuerten nur aus sicheren Hinterhalten. Man sah niemals einen Kämpfer auf den völlig leeren Straßen, außer Soldaten. Die Insurgenten blieben stets hinter bedeckten Fenstern, Dach- und Kellerlucken versteckt. Im Anfang wurden viele vereinzelte Schildwachen und Patrouillen ermordet. Fast alle Offiziere, die beim ersten Allarm ihre Quartiere verlassen hatten, verloren, indem sie nicht mehr heimkehrten, ihre dort zurückgelassene Habe. Jeder Versuch, in den engen Gassen der Stadt vorzudringen, kostete den Truppen zu vielen Verlust. Radetzki erkannte es daher für nothwendig, die Truppen aus dem Innern der Stadt herauszuziehen und nur die Thore und die Citadelle besetzt zu halten. Es war aber nicht mehr möglich, alle Truppen zurückzuziehen. Kleinere Abtheilungen blieben abgesperrt und wurden getödtet oder gefangen. Es regnete unaufhörlich, die vom Kampf ermüdeten Truppen hatten nichts zu essen, nur mit Mühe konnte man in einige Bäckerläden der Stadt eindringen und kleine Transporte von den Dörfern holen, da auch die Bauern schon ringsum aufgestanden waren und die Truppen belästigten. Man rieth Radetzki, die Stadt von der Citadelle aus zu bombardiren und so zum Gehorsam zu zwingen. Aber er wollte die schöne Stadt nicht vernichten und wußte auch bereits, daß der treulose Karl Albert von Sardinien mit seiner ganzen Armee im Anzuge sey. Gegen diesen und die empörte Stadt zugleich zu kämpfen, war er zu schwach, denn er hatte in Mailand nur 20,000 Mann beisammen. Er entschloß sich daher in der Nacht des 22., mit allen Truppen Mailand zu verlassen und auch das Castell nur so lange besetzt zu halten, als nöthig war, um den Rückzug zu decken. Es war eine finstere, kalte stürmische Nacht; schweigend zogen die tapfern Truppen, tief in Mäntel gehüllt, ihrem greisen Führer nach, unbesiegt, tief verachtend die, welche sich in ihrem Rücken als Sieger geberdeten. Sie hatten in dem langen Kampf doch nicht mehr als 181 Todte

verloren, das Mailänder Volk nur ungefähr eben so viel, ein Beweis, wie wenig dieser Kampf mit den blutigen Straßenkämpfen in Paris einen Vergleich aushält. Man muß das erwägen, um die unendliche Ruhmredigkeit des Mailänder Volkssieges auf sein bescheidenes Maaß zurückzuführen.

Die Mailänder glaubten wirklich, ihre unüberwindliche Tapferkeit habe die Oesterreicher in die Flucht geschlagen, und brachen in einen ungeheuern Jubel aus, während Karl Albert, ohne dessen Heranzug die Oesterreicher Mailand behauptet haben würden, die Gunst der Umstände benutzte und rasch vorrückte. Ohne von Oesterreich im geringsten beleidigt worden zu seyn, erklärte er den Krieg, besetzte das verlassene Mailand und rückte Radetzki nach, der unterwegs das Städtchen Melegnano, dessen Einwohner ihm den Weg versperren wollten, einäschern ließ und, indem er mehrere Garnisonen aus der Lombardei noch glücklich an sich zog, eine feste Stellung zwischen dem Mincio und der Etsch nahm, in dem Dreieck, welches die festen Plätze Mantua, Peschiera und Verona bilden, am Fuß der Gebirge, da wo die große Straße aus Tirol in die Ebene der Lombardei einlenkt. Hier blieb er stehen, wie angewurzelt, um Verstärkungen aus Deutschland an sich zu ziehen und den Feind so lange abzuwehren, bis er wieder zum Angriff übergehen könne. In vielen Städten wurden die vereinzelten österreichischen Garnisonen durch den Abfall der lombardischen Landeskinder, die darunter dienten, zu sehr geschwächt, um sich halten zu können. So wurden die von Brescia, Cremona, Como, Padua, Treviso, Udine und einiger andern größtentheils gefangen. In Brescia wurden 70 Offiziere, denen der freie Abzug zugesichert worden war, geplündert und an Karl Albert ausgeliefert. Dagegen gelangten die Garnisonen von Modena und Monza und ein Theil derer von Brescia und Cremona glücklich zu Radetzki und die Festung Mantua wurde durch den Muth des Commandanten Gorczkowski mit geringer Mannschaft gegen eine Uebermacht von Aufrührern behauptet und durch Radetzki verstärkt. Auf die elendeste Weise ging

Venedig verloren. Hier kam der Gouvernéur, Graf Palffy, um alle Besinnung, und eben so Graf Zichy, dem er den Befehl abtrat. Ohne alle Noth wurde hier die Macht aus der Hand gegeben und mit dem empörten Volke capitulirt, der tapfere Oberst Marinowich, der allein Besonnenheit und Muth zeigte, im Stich gelassen und vom Pöbel grausam ermordet. Sämmtliche österreichische Truppen zogen ab und der radikale Advokat Manin trat an die Spitze der wiederhergestellten Republik, am 22. März. Feldmarschallieutenant d'Aspre, der schon im Begriff war, durch einen Angriff auf Venedig das Ansehen des Kaisers hier herzustellen, unterließ es und eilte, Radetzki in Verona zu unterstützen, sobald er von dessen Noth hörte.

Radetzki's ganze Stärke belief sich damals auf 30—40,000 Mann. Karl Albert hatte deren 60,000 aus Piemont mitgebracht und 8000 Lombarden schlossen sich ihm an. Er wäre daher, auch ohne die Hülfstruppen aus Mittel- und Süditalien, die da kommen sollten, abzuwarten, stark genug gewesen, um den weit schwächern Radetzki aus seiner Stellung bei Verona zu vertreiben. Aber er that es nicht, er blieb vor ihm stehen, wochen-, monatelang. Er unterhielt nämlich geheime Verbindungen mit den Revolutionären in Wien und bildete sich ein, durch Unterhandlungen mit der dort eingeschreckten Regierung werde er die Freigebung von ganz Italien ohne Kampf erreichen und Radetzki werde durch einen Rückzugsbefehl aus Wien wohlfeiler zu beseitigen seyn, als durch Schlachten. In dieser Erwartung bestärkten ihn die englischen Zwischenträger. Sein langes Zögern entsprach aber nicht dem Namen spada d'Italia, (Schwert Italiens,) den man ihm damals beilegte.

Die unbedingte Losreißung Italiens von Deutschland war die Parole in ganz Italien. Darin waren alle Parteien einverstanden, wie sehr sie auch in Bezug auf die Frage, was weiter aus Italien werden sollte, von einander abwichen. Sie gingen so weit, auch einen großen Theil des deutschredenden Tirols mit zu Italien zu rechnen und alles Land bis zum Brenner in Anspruch zu nehmen.

Daran waren hauptsächlich die Trientiner schuld, die sich in die antiquarische Grille vertieft hatten, sie seyen echte Nachkommen der alten Römer. Da ihre Haltung in Radetzki's Rücken gefährlich schien, ließ dieser Feldherr ihre Häupter verhaften.

Versetzen wir uns nun nach Wien zurück. Welche Hoffnung konnte der hartbedrängte Radetzki mit seiner kleinen Armee von dort schöpfen?

Die Regierung in Wien war in voller Auflösung. Graf Kolowrat, früher die Hoffnung der Liberalen, trat an Metternichs Stelle, war aber dem Sturm nicht gewachsen. In der Stadt herrschte eine gemüthliche Anarchie, die wenig zahlreichen Truppen hatten nur das Zusehen, während sich ein gewaltiges Volksheer bildete, aus der bürgerlichen Nationalgarde, aus der academischen Legion der bewaffneten Studenten, deren Hauptquartier die Aula war, die sich durch Techniker, Chirurgen 2c. ergänzten, das große Wort führten, als Lieblinge des Pöbels sich die Polizeigewalt anmaßen durften, selbst aber wieder von Agenten Kossuths, insbesondere von Juden geleitet wurden, ferner aus den nichtdeutschen Freicorps, Polen, Ungarn, Italienern und endlich aus einer großen Masse bewaffneter Arbeiter und Pöbel aller Art. Wien schwärmte wie ein Bienenstock, alle Straßen waren bedeckt mit colossalen Placaten, in denen zu immer neuen Forderungen aufgereizt wurde. Ueberall improvisirten sich Volksredner auf den Straßen-Tribünen und hetzten die Massen auf. Um von der neuen Preßfreiheit Gebrauch zu machen, wetteiferten eine Menge neue Tagblätter in den frechsten Forderungen, Schmähungen und Verleumdungen. So der Studentencourier, das demokratische Bürgerblatt, der Gradaus, der Radikale, der Freimüthige, die Constitution, die österreichische Allgemeine Zeitung, die offen für die italienische Revolution schwärmte. Die wenigen Blätter, die zur Mäßigung riethen oder dem Wahnsinn muthig entgegentraten, konnten nicht aufkommen und ihre Verfasser setzten sich großer Gefahr aus. Am 1. April wurde das neue Preßgesetz, als noch nicht radikal genug, von den Stu-

denten unter Vortritt eines Juden verbrannt. An demselben Tage hielten die großen Geldmänner, Rothschild, Sina, Stametz-Mayer &c. eine Conferenz, worin sie beschlossen, der Regierung dringend zu rathen, sie möge Italien freiwillig aufgeben und sich mit der Lombardei ausgleichen, um den Frieden, den italienischen Markt und die Curse zu erhalten. Mehrere Wiener Blätter nahmen offene Partei gegen Radetzki.*) Auch unter dem Volk gaben sich die Agenten Kossuths und Mazzini's alle Mühe, für die Italiener Sympathien zu wecken. Aber hier verleugnete sich das deutsche Blut doch nicht. Alle Studenten aus Tirol beschlossen sogleich, den alten Pater Haspinger an der Spitze, nach ihrem bedrängten Vaterlande zu eilen und viele Freiwillige schlossen sich an sie an, besonders solche junge Leute, denen vor dem wilden Treiben in Wien zu grauen anfing.

Am 4. April entsagte Erzherzog Ludwig der Leitung der Geschäfte und Erzherzog Franz Karl übernahm sie mit eben so schwacher Hand. Am folgenden Tage dankte Kolowrat ab und Graf Ficquelmont trat an seine Stelle. Aber alle diese Aenderungen fruchteten nichts. Kossuth wollte Wien nicht mehr zu Athem kommen lassen. Am 5. wurde dem Erzbischof eine Katzenmusik gebracht mit greulichem Lärm und Geheul. Am folgenden Tage stürmte der Pöbel die Häuser der Liguorianer und Redemptoristen, zerstörte alles und vertrieb die Mönche, selbst die armen Nonnen unter roher Behandlung. Die Katzenmusiken wiederholten sich seitdem fast jede Nacht. Man brachte sie dem päpstlichen Nuntius, dem Fürsten Lichtenstein, hohen Geistlichen und selbst Ministern. Die Anarchie theilte sich

*) „Die Kossuthanhänger österreichischer Abkunft gehören einer Klasse von Zweibeinigen an, welche außer Oesterreich sonst nirgend in der Welt in ähnlicher Geistesorganisation sich finden. Es gibt nämlich bis zu den Feuerländern und Hottentotten hinab kein Volk, welches den Ruin seines eigenen Vaterlandes wünschte und für die Sache seiner Feinde sich begeisterte." M. Koch. Uebrigens waren alle Demokraten in Deutschland und ein Theil des Frankfurter Parlaments damals eben so verblendet.

mehr oder weniger den Provinzen mit, das deutsche Tirol ausgenommen, welches dem Kaiser unbedingt treu blieb. Nächstdem zeigte sich Mähren ruhig und auch in Galizien gelang es der polnischen Agitation nicht, Unruhen zu erregen.

Am gefährlichsten war Ungarn, weil hier Kossuth nicht blos auf die Losreißung dieses Reichs von Oesterreich hinarbeitete, sondern auch, um diesen Zweck sicherer zu erreichen, die Anarchie in Wien selbst permanent zu machen suchte. Der schwache Kaiser hatte der großen ungarischen Deputation am 15. März, der sogar der junge Palatinus Stephan das Wort geredet, eine Menge Reformen und sogar ein vom Wiener Ministerium unabhängiges nationales Ministerium bewilligt, welchem Graf Batthyanyi vorstand und in welches Kossuth für die Finanzen eintrat. Dieser stellte für Ungarn alle Forderungen der westeuropäischen Schablone, Nationalgarde, Schwurgerichte, gleiche Besteurung, Gleichheit vor dem Gesetz, allgemeines Wahlrecht, Aufhebung des Zehnten und aller Grundlasten ꝛc., wodurch er der bisherigen Aristokratie den Todesstoß zu geben suchte, und verlangte zudem Einverleibung Siebenbürgens in Ungarn, eine eigene Nationalbank, Ausschluß alles österreichischen Papiergelds und das Verbot für ungarische Truppen, dem Kaiserhause außerhalb Oesterreich zu dienen. Ein revolutionärer Club in Pesth adoptirte diese Forderungen und das bewaffnete Volk schreckte den noch versammelten Reichstag dergestalt, daß er ihnen in seiner Schlußsitzung, zu der sich Kaiser Ferdinand selber von Wien hatte herbeilocken lassen, mit dessen Zustimmung volle Gesetzeskraft verlieh, am 11. April. Ein politischer Selbstmord der ungarischen Aristokratie, dem nur der 4. August der ersten französischen Revolution zu vergleichen ist. Der bisherige Vorkämpfer aller liberalen Reformen in Ungarn, der edle Szechenyi, sah in dieser Ueberstürzung Ungarns Untergang und verlor den Verstand. Das Wiener Ministerium hatte ihn schon verloren, als es zugab, daß der Kaiser selbst der ihn und das ganze Kaiserhaus beschimpfenden Farce beiwohnen durfte.

Die Böhmen stellten schon am 28. März ziemlich ähnliche Forderungen, wie die Ungarn, indem sie eine neue Verfassung, die Vereinbarung der früher zu Böhmen gehörigen Länder mit der Krone Böhmen, alle üblichen liberalen Neuerungen und eine möglichst unabhängige Verwaltung verlangten. Graf Leo Thun als Oberstburggraf stimmte diesen Forderungen zu, wie Erzherzog Stephan den ungarischen. Professor Palacky in Prag aber vertrat hier, wenn auch mit weit mehr Vorsicht, Kossuths Stelle. Schon lange war er die Seele der tschechischen Partei, d. h. der slavischen Nation in Böhmen, welche die Reinigung Böhmens von allen deutschen Elementen und die Herstellung eines unabhängigen Tschechenreichs wollte. Das Vorparlament in Frankfurt erkannte die Wichtigkeit Böhmens und lud Palacky ein, an ihren Sitzungen Theil zu nehmen, er erklärte aber, er sey ein Tscheche und wolle nichts von den Deutschen. Unter seinem Einfluß wurden alle Wahlen zum deutschen Parlament in Frankfurt möglichst verhindert. Er ging aber nicht so weit als Kossuth, sondern hielt sich eine Hinterthür offen, indem er zugleich erklärte, er wolle nicht, daß Oesterreich in Deutschland aufgehe. Er überwarf sich mit Oesterreich nicht wie Kossuth, sondern bot der Regierung in Wien eventuell seine Unterstützung an, wenn sie das slavische Element im Reich begünstigen wolle. In Folge dieses geheimen Einverständnisses erklärte das Wiener Ministerium am 21. April, Oesterreich wolle seine Sonderstellung im deutschen Bunde wahren und behalte sich seine endgültige Zustimmung zu allem vor, was etwa in Frankfurt beschlossen werde. Dieser Erklärung folgte am 25. die Verkündigung einer neuen Verfassung für den österreichischen Kaiserstaat, von welchem Ungarn und Italien einstweilen ausgeschlossen blieben, so daß nunmehr die slavische Nationalität darin überwog. Zugleich wurde Palacky zum Cultminister vorgeschlagen und der Kaiser eingeladen, seine Residenz nach Prag zu verlegen.

Der Ausführung dieses Plans arbeitete aber Kossuth mit allen Mitteln entgegen. Sein Hauptagent war ein genialer junger un-

garischer Edelmann und Reichstagsmitglied, von Pulszky, der eine reiche Wienerin geheirathet hatte, und damals feurige Reden für eine Union des deutschen, in seiner vollen nationalen Einheit herzustellenden Reichs mit dem neuen ungarischen Reiche hielt, donnernd gegen die Slaven, die das baufällig gewordene österreichische Kaiserthum und sein Sonderinteresse nur scheinbar zu fördern versprächen, um ihr besonderes Slavenreich auf Kosten Deutschlands und Ungarns zu gründen. Das Ministerium wollte inzwischen von der Politik, die es in seiner Erklärung gegen Frankfurt ausgesprochen, nicht abgehen und zeigte noch mehr Muth, indem es sich am 30. durch den Grafen Latour ergänzte, welcher Kriegsminister wurde und ein Mann von Thatkraft war. Da erkünstelte man eine ungeheure Aufregung in Wien gegen die Bestimmung der neuen Verfassung, nach welcher der künftige Reichstag aus zwei Kammern bestehen sollte, und hetzte das Volk auf, die Weglassung der Adelskammer zu verlangen. Der eigentliche Zweck des neuen Tumults aber war, den tschechischen Plan zu vereiteln. In der Nacht des 2. Mai wurde dem Minister Ficquelmont eine greuliche Katzenmusik gebracht und seine Entlassung gefordert. Da verzagte die Regierung wieder, wagte ihn nicht zu schützen und nahm seine Entlassung an. Auch der juridisch-politische Leseverein, ein liberaler Club gebildeter Wiener, der die Revolution mit Jubel begrüßt hatte, sie aber nicht in Anarchie ausarten lassen wollte, war jetzt unpopulär geworden und bekam eine Katzenmusik. Alle sollten geschreckt werden, die da Geist und Einfluß genug besaßen, um Kossuths Plänen entgegenzuwirken. Ein Centralausschuß der akademischen Legion und Nationalgarde übernahm den Oberbefehl über die bewaffnete Macht und stellte der Regierung Bedingungen. Die neue Verfassung erschien denselben noch viel zu aristokratisch und sollte viel mehr demokratisirt werden. Am 8. Mai stellte der demokratische Club ohne weiteres in einer Adresse die Forderung, die oktroyirte Verfassung solle gar nicht ins Leben treten, sondern

eine constituirende Versammlung einberufen werden, um eine neue zu machen.

Noch einmal raffte die Regierung ihren letzten Muth zusammen und befahl die Auflösung des Centralcomité, am 13. Mai. Aber die Studenten versammelten sich und der Jude Goldmark bewog sie zu beschließen, der Regierungsbefehl sey zurückzunehmen, alles Militär aus der Stadt Wien zu entfernen. Diese Forderungen wurden wirklich der Regierung gestellt, am 25. Mai, und als sie zauderte, rief der Pole Burian das gemeine Volk in die Waffen und eine ungeheure Masse, Studenten und Volk, wälzte sich gegen die Burg. Dr. Giskra drängte sich frech in den Ministerrath und schüchterte ihn durch Drohungen wieder so ein, daß er alles bewilligte, und triumphirend zog der Pöbel von dannen. In den nächsten Tagen las man die Concessionen der Regierung an allen Straßen angeschlagen, aber am 18. war der Kaiser mit seiner ganzen Familie spurlos verschwunden und erklärten die Minister, Herr von Pillersdorf an der Spitze, sie hätten ihre Entlassung eingereicht und ihre Stellen auf des Kaisers Wunsch nur provisorisch behalten, damit doch wenigstens eine gesetzliche Regierung in Wien bestehe. Das hieß, der Kaiser protestire gegen die ihm angethane Gewalt, die Minister aber gestehen zugleich ihre Unfähigkeit ein, dem Kaiser zu seinem Recht zu verhelfen. Kaiser Ferdinand, diesmal gut berathen, ließ sich nicht verlocken, nach Prag zu gehen, wohin man ihn eingeladen, sondern flüchtete nach Innspruck mitten unter seine treubewährten Tiroler. Durch seine Flucht aus Wien entging er der ungarischen, durch seine Wahl Innsprucks der slavischen Intrigue. Hier war es ihm vergönnt, wieder deutsch zu athmen.

Wien war anfangs bestürzt. Die guten Bürger, die Nationalgarde zürnten den Studenten, daß sie den Kaiser vertrieben hatten. Von dieser Stimmung hätte das Ministerium gleich Gebrauch machen sollen, allein es zögerte und befahl erst am 20. die Auflösung der akademischen Legion als solcher und Verschmelzung derselben mit der Nationalgarde. Da war es zu spät. Die Anarchisten hatten sich

schon wieder gefaßt und trotzten dem Befehl mit größter Frechheit. Das zu ihrer Bewältigung bereits aufgebotene Militär bekam plötzlich einen Rückzugsbefehl. Nun stieg der Uebermuth der Aula und des Pöbels bis zum Wahnsinn. Während das Militär in aller Stille die Stadt räumte, brachte man in derselben die Lüge in Umlauf, Fürst Windischgrätz nahe mit einer Armee und wolle Wien stürmen. Im Augenblick wurden nun in allen Straßen ungeheure Barrikaden gebaut und die furchtbarsten Vertheidigungsanstalten gegen einen Feind getroffen, der nicht da war. Das Bewußtseyn, alles sey nur Spaß und Muthwillen, ging durch die ganze Bewegung hindurch. Eine Unzahl lüderlicher Dirnen, woran Wien von jeher so reich war, bemächtigte sich der Barrikaden und trieb auf denselben am hellen Tage den schändlichsten Unfug.*) Damals bildete sich eine förmliche demokratische Nebenregierung, indem der bisherige Centralausschuß der Studenten und Nationalgarde sich durch Vertreter des Volks ergänzte und den Namen „Ausschuß der Bürger, Nationalgarde und Studenten zur Erhaltung der Ruhe und Wahrung der Volksrechte“ annahm. Präsident dieses Ausschusses wurde der Jude Fischhof. Der schwache, ängstliche, immer nur um Ruhe und Schonung flehende Minister Pillersdorf erkannte ihn an und fügte sich ihm. Nur Latour ließ sich durch nichts irre machen, sondern sorgte in seinem Kriegsministerium ganz im Stillen dafür, Radetzki in Italien mit Truppen zu unterstützen.

Die Nachrichten aus Wien erregten in Prag große Unzufriedenheit und man lärmte um so mehr darüber, als die Hoffnung,

---

*) Wien trat aus dem Extrem der Heimlichkeit, des Schweigens, der Stille, seit Metternichs geheime Polizei gestürzt war, in das andere Extrem der Prostitution und des naiven Zurschautragens aller und jeder verborgen gewesenen Gemeinheit. Die Wiener Tagespresse hatte damals Blätter mit folgenden Titeln aufzuweisen: die Wespe, die Bremse, das Bremsennest, die spanische Fliege, die Hornisse, die Gassenzeitung, die Barrikadenzeitung, die Katzenmusik, der Putsch, die rothe Mütze, der Ohnehosen, der Teufel, der Kirchenteufel ꝛc.

den Kaiser in Prag zu haben und durch ihn die Kräfte Oesterreichs dem slavischen Zwecke dienstbar zu machen, einstweilen vereitelt war. Die tschechische Partei konnte jedoch darauf rechnen, daß der Kaiser immerhin noch lange in Gefahr schweben werde, und glaubte es sey jetzt Zeit, ihre Macht zu entfalten, um sie dem Kaiser anzubieten oder auch ohne ihn, der jetzt aufs tiefste geschwächt und ohnmächtig war, ihre Ansprüche zur Geltung zu bringen. In diesen Berechnungen allein findet die gerade in diesen Zeitpunkt fallende Berufung des großen Slavencongresses nach Prag ihre Erklärung. Graf Leo Thun nahm sich offen desselben an und unterzeichnete die Einladung. Am 2. Juni wurde der Congreß wirklich eröffnet und wählte Palacky zu seinem Präsidenten. In diesen Tagen füllte sich Prag mit altslavischen Costümen. Ueberall hörte man nur slavisch reden und wallte die slavische Fahne mit denselben drei Farben, wie die französische. Der s. g. Swornost (Eintracht), eine rein tschechische Bürgerwehr und die „slavische Linde" (slowanska lipa), der enragirteste Tschechenclub, figurirten dabei am meisten. Unter den Vertretern der slavischen Stämme bemerkte man außer den Nationalitäten aus Böhmen, Galizien, Croatien den greisen Sammler der schönen serbischen Volkslieder Wuk Stephanowik, den slowakischen, von den Ungarn verjagten Pfarrer Hurban, mehrere Polen, auch den russischen Flüchtling Bakunin. Uebrigens waren die Mundarten der verschiedenen hier vertretenen Slavenstämme so abweichend, daß keineswegs alle Deputirten einander verstanden und man häufig deutsch reden mußte, um sich begreiflich zu machen. Die Besorgniß, es werde sich hier der Keim eines großen Slavenreichs bilden, war überflüssig. Der panslavistische Charakter trat nicht hervor. Die polnische Frage und das Verhältniß zu Rußland, worauf es vornehmlich angekommen wäre, wurde umgangen. Ein Beweis, daß es sich um eine speciell tschechische und österreichische Sache handelte. Der gelehrte Schafarik sprach es in einer entscheidenden Rede offen aus, der Congreß sey nur da, um gegen Frankfurt und Pesth zu operiren und zwar nicht

im Geist eines erst neu zu gründenden Slavenreichs, sondern im Interesse und zur Aufrechterhaltung der österreichischen Monarchie, sofern sie sich künftig auf die Slaven werde stützen wollen. Während der österreichische Gesammtstaat von Frankfurt aus gefährdet sey, wo man ihm zumuthe, in Deutschland aufzugehen, und von Pesth aus, wo man sich losreißen wolle, biete sich das slavische Oesterreich der Dynastie zur Rettung an. In diesem Sinne beschloß der Congreß am 5. Juni eine Verbrüderung der slavischen Volksstämme unter dem bisherigen österreichischen Kaiser unter der Bedingung, daß Oesterreich ein Bundesstaat verschiedener Nationen werde, und einen ausdrücklichen Protest gegen das zu Frankfurt vorbereitete neue deutsche Reich, dem die Slaven sich niemals würden einverleiben lassen.

Die Mischung von revolutionärer Willkühr und loyaler Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei diesem Congreß, wie überhaupt in Palacky's ganzer Intrigue, war zu unnatürlich, als daß sie nicht bald auf eine harte Probe hätte gestellt werden sollen. Die Flucht des Kaisers von Wien und die notorische Schwäche des Ministeriums daselbst lieh den Böhmen den Vorwand, eine provisorische Regierung niederzusetzen, deren Seele wiederum Palacky war, und welche sich durch Deputationen dem Kaiser in Innspruck unterwarf, aber von Pillersdorf in Wien keine Befehle mehr annahm. Der letztere erklärte die neue Prager Regierung für ungesetzlich und rebellisch, erwartete aber noch die definitive Entscheidung des Kaisers. Bevor aber diese angelangt war, kam es in Prag schon zu Kämpfen. Die Tschechen dachten, sie würden unter allen Umständen ihre Pläne leichter durchsetzen, wenn der energische Fürst Windischgrätz, der die Truppen in Prag commandirte, von dort entfernt werde. Sie beschlossen also am 7. Juni auf einer großen Volksversammlung im Wenzelsbade bei Prag, wo sie auch schon früher gewöhnlich ihre Verabredungen gehalten hatten, vom Kaiser die Entlassung dieses Generals zu verlangen. Am 10. auf einem großen Slavenball sollte der Fürst sogar ermordet werden,

war aber stets so von seinen Adjutanten umgeben, daß ihm Niemand zu Leibe konnte. Am nächsten Tage forderten die Studenten von ihm Waffen und Munition, er antwortete ihnen aber, er brauche sie selbst. Am 12. begann der aufgehetzte Pöbel, die Soldaten durch Pfeifen und Absingen von Spottliedern zu verhöhnen und endlich thätlich anzugreifen. Barrikaden wurden gebaut, die ganze Stadt mit ungeheurem Lärm erfüllt. Fürst Windischgrätz eilte auf die Straße, aber schon feuerte man auf ihn aus den gegenüberliegenden Häusern und ein Schuß tödtete seine ihm eben aus dem Fenster nachblickende Gemahlin. Dennoch verlor er keinen Augenblick die soldatische Ruhe und traf so gute Dispositionen, daß er die Insurgenten auf allen Punkten zurückschlug und gegen Abend in der Altstadt einengte. Aber sein Sohn wurde tödtlich verwundet. Graf Leo Thun, welcher vermitteln wollte, wurde von den Insurgenten gefangen gehalten.

Am folgenden Tage wurde unterhandelt. Man begreift nicht recht, wozu sich die Partei in einem Kampf gegen kaiserliche Truppen erschöpfte, da sie ja mit dem Kaiser zu gehen gelobt hatte und das auch wirklich die klügste Politik für sie war. Wie es scheint, blieb seit dem Slavencongreß die tschechische Partei nicht mehr Meister und hatten sich polnische Emissäre eingedrängt, die nichts von Oesterreich, sondern alles nur von einer allgemeinen Anarchie hofften. Windischgrätz verlangte die Freilassung des Grafen Thun und die Wegräumung der Barrikaden. Das erstere wurde zugestanden, des zweiten weigerten sich die Aufrührer und ließen am folgenden Tage wieder größere Kühnheit blicken. Da in der Nacht des 14. zog Windischgrätz mit allen seinen Truppen aus der Stadt. Die Insurgenten jubelten schon darüber, als sie in der Morgensonne seine Kanonen und Bajonette vom Hradschin herab blitzen sahen, denn er hatte Prag nicht verlassen, sondern nur die Höhen besetzt, von wo aus er die Stadt am bequemsten bombardiren konnte, wenn sie nicht gehorchte. Es ließ sich eigentlich mit den Insurgenten nicht mehr unterhandeln, denn sie brachen jeden Augenblick

ihre Zusage, griffen mitten im Waffenstillstand an, verstärkten die Barrikaden, welche sie wegzuräumen versprochen hatten rc. Als aber Windischgrätz durch schweres Geschütz die Mühlen demolirte, von wo aus sie am hartnäckigsten auf ihn feuerten, und endlich ein Paar Bomben über der Stadt platzen ließ, nur um zu beweisen, was er zu thun vermöchte, wenn er die Stadt nicht schonen wollte, entsank den Aufrührern der Muth. Die Führer, aus Angst gefangen zu werden, machten sich heimlich davon und am 17. ergab sich die Stadt auf Gnade. Das war der erste Sieg der kaiserlichen Partei über die Revolution in Oesterreich, zwar nur lokal, aber von unermeßlichem moralischem Erfolge. Seine Bedeutung für Deutschland lag darin, daß er bewies, wenn sich Oesterreich nicht selber helfe, werde es von Deutschland, namentlich von Frankfurt her, keine Hülfe erhalten. Professor Wuttke von Leipzig hielt in wohlwollendem Eifer am 18. Juni zu Aussig eine große Volksversammlung von Deutschböhmen und Sachsen ab, aber die antitschechischen Reden, die hier fielen, hätten Windischgrätz nicht geholfen, wenn er seine Kanonen nicht gehabt hätte. Als nachträglich am 1. Juli der Bundestag ihm Reichshülfe anbot, dankte die österreichische Regierung und lehnte sie ab. Dieselbe ließ sich in der böhmischen Frage offenbar von Windischgrätz leiten, der ein eben so trefflicher Staatsmann, wie General war. Um die Sympathieen der Böhmen nicht zu verscherzen, um der bedrängten Monarchie den Beistand der Böhmen zu erhalten, nahm der Fürst durch öffentliche Erklärungen sogleich wie Leo Thun, so Palacky in Schutz.

Gleichzeitig hatte eine zähe und höchst leidenschaftliche Opposition der Südslaven in Ungarn gegen Kossuth begonnen. Zu Neusatz bildete sich ein serbisches Nationalcomité und schickte eine Deputation nach Pesth, um für die serbische Nation gleiche Rechte wie die magyarische zu verlangen, am 8. April. Aber Kossuth erkannte sie nicht an und forderte unbedingte Unterwerfung der Serben. Hierauf constituirten sich die Serben als freie Nation,

wählten den Erzbischof von Karlowitz, Rajachich, zu ihrem Patriarchen, Stefan Schuplikatz zu ihrem Wojewoden und Stamirowich zum Befehlshaber der Volkswehr. General Hrabowski, kaiserlicher Befehlshaber der serbischen Grenzer zu Peterwardein, dem man vorstellte, die Serben dienten dem Kaiserhause zur Abwehr gegen die unbotmäßigen Magyaren, hielt sich trotzdem streng an den Buchstaben des Gesetzes, der ihm vorschrieb, sofern der Distrikt der serbischen Grenzer (das Banat) zum Königreich Ungarn gehöre, auch nur Befehle vom neuen ungarischen Ministerium anzunehmen. Und wirklich schickte er Truppen gegen die Serben, erfuhr aber eine Niederlage.

Auch die Croaten stellten bereits zu Agram am 25. März ihre nationalen Forderungen an den Kaiser, der ihnen aber zuvorkam und ihren Liebling, den Baron Jellachich, zum Ban ernannte, noch ehe ihre Deputation in Wien angelangt war. Der neue Ban hätte sich nun dem ungarischen Ministerium unterwerfen sollen, gleich den Serben, that es aber nicht, sondern behauptete eine selbstständige Stellung. Die slavonischen Grenzer, die unter Hrabowski's Befehl standen, wie die Serben, gehorchten ihm ebenfalls nicht, sondern stellten sich unter den Ban. Serben und Croaten schickten besondere Deputationen nach Innspruck zum Kaiser, wurden aber abgewiesen, weil man hier mit Ungarn noch nicht zu brechen wagte. Dem heimkehrenden Ban wurde sogar sein Absetzungsdecret vom 10. Juni nachgeschickt. Gleichwohl wies ihn der Kaiser noch an den alten Erzherzog Johann, der sich nach Wien begeben hatte, um hier im Namen des Kaisers wo möglich die Ordnung zu erhalten. Jellachich besprach sich hier mit Batthyanyi, dem Chef des ungarischen Ministeriums, beide aber schieden als Feinde und bestellten sich auf das Schlachtfeld. Der Ban unterwarf sich nicht.

In welche Verlegenheit die kaiserlichen Offiziere geriethen, die sich in Ungarn befanden, kann man sich denken, da sie dem Kossuthministerium gehorchen sollten, von welchem jedermann wußte, wie

feindselig es gegen Haus Oesterreich gesinnt sey. Offiziere, von denen man voraussah, sie würden dem Kaiser treu bleiben, mißhandelte man. So wurde dem Baron Lederer, Commandanten von Ofen, eine Katzenmusik gebracht (14. Mai) und als er die Lärmer verjagen ließ, wobei einige Personen verwundet wurden und das ungarische Ministerium eine Untersuchung über ihn verhängte, sah er sich gezwungen, nach Wien zu gehen. Auf die gemeinen Soldaten wirkte man durch jede Verführung ein, um sie dem Kaiser untreu zu machen.

In Wien herrschte nach dem großen Barrikadentage eine verhältnißmäßige Ruhe. Die Wühler hatten die Absicht, mit dieser Ruhe den Kaiser zu täuschen, um ihn nach Wien zurückzulocken, denn sie hofften durch ihn mehr zu erreichen, als gegen ihn. Fischhof ging in frecher Scheinheiligkeit so weit, als Präsident des Sicherheitsausschusses die große Frohnleichnamsprozession am 22. Juni zu eröffnen, als Jude. Er wollte dadurch beweisen, wie viel ihm an der Ruhe und Ordnung in der Stadt liege. Am 24. kam Erzherzog Johann nach Wien, ohne Mittel, die Autorität des Kaisers herzustellen. Der Sicherheitsausschuß selbst war in keiner beneidenswerthen Lage, denn das Proletariat verlangte Brod und die Nahrungslosigkeit in Wien hatte durch die Flucht aller Reichen und durch den Stillstand aller Gewerbe zugenommen. In seiner Verlegenheit machte der Ausschuß den armen Pillersdorf zum Sündenbock, und Erzherzog Johann ergriff gern die Gelegenheit, diesen unfähigen Mann zu entlassen, am 8. Juli. Johann selbst mußte um diese Zeit nach Frankfurt abreisen, wo man ihn zum deutschen Reichsverweser gewählt hatte, kam aber am 17. Juli wieder nach Wien und bestellte ein neues Ministerium, dessen Chef der greise Wessenberg (Bruder des Constanzer) und dessen ausgezeichnetste Mitglieder außer Latour, welcher Kriegsminister blieb, der liberale Advokat Bach als Justizminister und Kraus für die Finanzen war. Eine Ansprache des General Frank an die National=

garde am 15. Juli wurde gut aufgenommen und eine Art Verbrüderung zwischen Militär und Bürgern gefeiert.

Das kaiserliche Hoflager in Innspruck wurde damals der Heerd diplomatischer Intriguen. Der englische Gesandte, Lord Ponsonby, hatte den Kaiser dahin begleitet und quälte ihn unaufhörlich nach Palmerstons Instructionen mit Vermittlungsvorschlägen in Betreff der Lombardei. Er nahm dabei die Abtretung der Lombardei zur Basis. Das kaiserliche Cabinet ging auch in der ersten Betäubung darauf ein und unterhandelte theils durch den Baron Hummelauer in London mit Palmerston,*) theils auch direkt mit der provisorischen Regierung in Mailand. Es nahm die Basis an, es ging so weit, zum Pfande der Versöhnung die von Radetzki aus Mailand mitgenommenen Geißeln frei zu lassen, es befahl Radetzki selbst, sich ruhig zu verhalten. Es würde, wenn Karl Albert rasch zugegriffen hätte, wenigstens alles Land bis zum Mincio abgetreten haben. Die Unterhandlungen wurden aber durch die Schuld der Italiener selbst in die Länge gezogen und sie waren es, die den glücklichen, nicht wiederkehrenden Moment versäumten. Karl Albert würde sich gern mit der Lombardei begnügt haben, wollte sie aber ganz erwerben und Verona nicht fahren lassen, welches ihm Oesterreich noch streitig machte. Die Mazzinisten wollten noch mehr, wollten ganz Italien bis zum Brenner haben, und Oesterreich verlangte unter allen Umständen Venedig zurück. Aus diesem Grunde kam kein Vergleich zu Stande. Nicht geringen Einfluß auf diesen Gang der Dinge übte Frankreich. Lamartine wies am 22. März Mazzini ab, der nach Paris gekommen war, um Hülfe für Italien zu bitten und befolgte nur die alte französische Politik, indem er keine Vergrößerung Sardiniens wollte. Cavaignac, der nach der

*) In einer Note Hummelauers an Palmerston vom 24. Mai heißt es wörtlich: „Die Lombardei wird aufhören zu Oesterreich zu gehören und es wird ihr frei stehen, entweder unabhängig zu bleiben, oder sich mit einem andern italienischen Staate zu vereinigen. Andrerseits wird sie einen verhältnißmäßigen Antheil an der österreichischen Nationalschuld übernehmen."

Junischlacht in Paris das Haupt der Regierung geworden war, dachte ganz eben so, untersagte dem Marschall Bugeaud und allen Franzosen, sardinische Dienste zu nehmen, und stellte ein Beobachtungscorps an den Alpen unter General Oudinot auf, aber nicht als Hülfscorps des Sarden. Aus Rücksicht auf Frankreich nahm auch die Schweiz das ihr von Karl Albert angebotene Schutz- und Trutzbündniß nicht an und gestattete unter der Hand nur Zuzüge von Freischaaren zu Karl Albert und nach Venedig.

Hätte Karl Albert nicht beständig sein sardinisches Sonderinteresse im Sinne behalten, hätte er uneigennützig für die Befreiung Italiens sich opfern wollen, so würde es ihm vielleicht gelungen seyn, wenn er mit seinen doppelt überlegenen Streitkräften schon am Ausgang März über Radetzki so rasch, wie einst Napoleon über Wurmser, hergefallen wäre, denselben zu vertreiben. Er konnte, aber er wollte nicht. Er hoffte nämlich, die Lombardei auf dem Wege der Unterhandlung ohne Opfer zu erlangen und er fürchtete, ein Kampf mit Radetzki, wenn er auch siege, werde ihn dermaßen schwächen, daß er nicht mehr stark genug seyn würde, sich der Mazzinisten zu erwehren, jener falschen Freunde, die sich seiner nur bedienen, ihn ausnutzen und dann aus Italien eine Republik machen wollten. Er wußte wohl, was der Ingrimm bedeutete, mit dem die Mazzinisten überall, ja in Turin selbst, ihn mit Vorwürfen überhäuften, daß er vor Verona stehen bleibe und nicht losschlage. Was für ein Geist in Piemont herrschte, zeigt die Judenemancipation am 25. März und die Zerstörung des Jesuitencollegiums in Genua am 29. In der Lombardei brachte der Parteigänger Garibaldi ein Freicorps von höchstens 8000 Mann zusammen, aber Karl Albert hütete sich wohl, eine allgemeine Volksbewaffnung anzuordnen. Sie würde ihm über den Kopf gewachsen seyn und seine stehende Armee in die demokratische Corruption fortgerissen haben. Uebrigens war auch das Landvolk in der Lombardei friedlich gesinnt und dem Kriege abgeneigt, die Städter aber nur feige Polterer. Um sich Venedigs zu versichern, schickte Karl Albert

dorthin 2000 Mann und die sardinische Flotte unter Albini legte sich vor Triest, doch ohne diesem Hafen Schaden zu thun. Gleichwohl erklärte sich Venedig nicht für ihn, sondern blieb Republik. Daraus konnte Karl Albert erkennen, daß die Mazzinisten überhaupt sich wohl seines Schwertes bedienen, aber sich seinem Scepter nicht unterwerfen wollten. Sie selbst zwangen ihn, wenn er nicht ihr Opfer werden wollte, ihnen nicht zu viel entgegenzukommen, und dann beschuldigten sie ihn, er sey ein Absolutist, wie alle andern Könige, und werde, wenn er um diesen Preis die Lombardei erkaufen könne, nöthigenfalls mit Hülfe Oesterreichs die Republik in Italien unterdrücken.

Er rechnete so sehr auf eine Verständigung mit Oesterreich unter der Vermittlung Englands, daß er die dringenden Bitten des Papstes, sich einem italienischen Staatenbunde anzuschließen, ablehnte. Er wollte diese Combination aus zwei Gründen nicht, einmal weil der Papst nach Gioberti's Plan das Haupt des Bundes werden sollte, und zweitens, weil die Macht des Papstes damals auf den schwächsten Füßen stand und in der republikanischen Strömung schien versinken zu müssen.

In Folge der Pariser Februarrevolution war in Mittel- und Süditalien die schon 1847 in den Gang gekommene Bewegung rasch zu einem Sturm angewachsen. Pius IX. beschwor diesen Sturm in Rom einigermaßen, als er schon am 15. März eine neue Verfassung verkündete, wodurch Rom künftig ein weltliches Ministerium und eine Deputirtenkammer erhielt. Als aber bald darauf die Wiener Revolution bekannt wurde, war die römische Bevölkerung wie von der Tarantel gestochen. Der venetianische Palast wurde gestürmt und der österreichische Doppeladler abgerissen. Fest folgte auf Fest in bacchantischer Lust. Aber alles waffnete auch und schon am 24. zog General Durando mit einer päpstlichen Armee und Oberst Ferrari mit einer großen Freischaar (zusammen 17,000 Mann) aus Rom aus, gegen Norden. Der Papst segnete die Truppen ein, weil er sie nur an die Grenze schickte, um den Kirchenstaat zu

schützen; aber die Truppen selbst dachten an nichts anderes, als zu Karl Albert zu stoßen und die Oesterreicher über die Alpen jagen zu helfen. Auch genirte sich Durando gar nicht, sondern führte die Truppen, nachdem er unterwegs vergebens das von den Oesterreichern besetzte Ferrara berannt hatte, über den Po. Erschrocken hielt der Papst am 29. April eine Allocution, worin er betheuerte, den Truppen keinen Befehl zum Kriege gegen Oesterreich ertheilt zu haben, und dringend zum Frieden mahnte. Aber die Aufregung, die darauf im römischen Volk entstand, war so groß, daß Cardinal Antonelli, der das Laienministerium präsidirte, dasselbe nicht mehr zusammenhalten konnte, sondern Mamiani, den Führer eines Clubs, und seine Freunde zu Ministern machen mußte, die sofort ertrotzten, daß der Papst die Vereinigung Durando's mit Karl Albert genehmigte unter Voraussetzung der von ihm vorgeschlagenen italienischen Conföderation, die aber Carl Albert nicht einging. — In Toscana herrschte derselbe Geist wie in Rom und auch von hier zog eine kleine Armee von 7000 Mann unter General Laugier den Sarden zu. Aus Modena wurde der Herzog vertrieben.

Der König von Neapel hatte bereits am 10. Februar eine Verfassung gegeben, Sicilien sich schon im Januar durch eine Revolution losgerissen und unabhängig erklärt. Lord Minto schürte das Feuer, Professor Salicetti wühlte unter dem Volk und unter der Nationalgarde Neapels. Am 11. März wurden die Jesuiten von hier vertrieben, am 25. das österreichische Wappen abgerissen und der Wiener Botschafter, Fürst Felix Schwarzenberg, reiste ab, da ihm der König keine Genugthuung geben konnte. Am 3. April mußte der letztere die Zusätze zur Verfassung im demokratischen Sinne bewilligen und den Geschichtschreiber Troja zum ersten Minister machen, am 7. an Oesterreich den Krieg erklären und den alten General Wilhelm Pepe mit 13,000 Mann nach dem Norden schicken; da er jedoch eifersüchtig auf Karl Albert war, sollten diese Truppen nicht über den Po gehen. Am 14. Mai trat die neugewählte Kammer zusammen, aber die Mazzinisten hatten schon

alles dergestalt unterwühlt, daß die Constitution nicht mehr genügte, man wollte den Thron stürzen. Da England es auf die definitive Lostrennung Siciliens von Neapel abgesehen hatte, um seine alte Herrschaft über diese Insel wiederzuerlangen, der König aber allen Zumuthungen desfalls sein Ohr verschloß, ist es wahrscheinlich, daß Lord Minto, dem die Wühler Ständchen brachten, die neue Insurrection gut geheißen hat und daß auf seinen Antrieb eine Freischaar aus Sicilien herüberkam, die am 15. Mai dem Pöbel Neapels im Kampf gegen die königlichen Truppen voranging. Ganz Neapel füllte sich mit Barrikaden. Der König und die Kammer suchten durch Unterhandlungen den Sturm zu beschwören, aber vergebens. Die Wühler schossen, die Soldaten mußten sich wehren. Das neapolitanische Militär konnte nicht Meister werden, die Nationalgarde verkroch sich oder stand zu den Aufrührern. Nur dem kühnen Muthe der vier in Sold des Königs stehenden Schweizerregimenter unter ihrem Brigadier Stockalper 3—4000 Mann stark, konnte die ganze brausende Bevölkerung Neapels (400,000 Einwohner und viel zugelaufenes Volk aus den Provinzen) nicht widerstehn. Die Schweizer überwältigten alle Barrikaden und stellten die Ruhe vollständig her, wobei sie nur 27 Todte und 174 Verwundete verloren. Der König ließ die ganze Stadt entwaffnen, hob die Concessionen vom April auf, behielt aber die Verfassung vom Februar bei und stellte den Fürsten Cariati an die Spitze eines neuen Ministeriums. Auch Pepe wurde zurückgerufen, um gegen Sicilien zu kämpfen, warf sich aber mit einem kleinen Theil seiner Truppen nach Venedig, während der größere heimkehrte. — Der Sieg der Schweizer in Neapel ging noch dem des Fürsten Windischgrätz in Prag vorher und zerstörte den Wahn der Unbesieglichkeit der italienischen Revolution. Die Schweizer Tagsatzung entehrte sich damals, indem sie den tapfern Regimentern vorwarf, sie hätten gegen die Ehre und gegen das Interesse der Schweiz gefochten, und sogar deren Auflösung befahl. Die Regimenter ließen sich jedoch nicht auflösen, sondern hielten sich an den Eid, den sie dem König

von Neapel geschworen hatten, und an die eingegangene Dienstzeit, die noch nicht abgelaufen sey.

Unterdeß hielt der alte Radetzki Verona fest. Da er zu schwach war, durfte er keine Schlacht wagen. Es genügte ihm, sich zu befestigen, sich die Verbindungslinie durch Tirol offen zu halten und die Verstärkungen abzuwarten, die ihm Nugent zuführen sollte. Aber er hatte bittere Stunden zu erleben. In Wien selbst war er aufgeopfert, unterhandelte das Ministerium mit dem Feinde, reizten die Kossuthanhänger das Volk zu Verwünschungen gegen ihn auf, wurden seine Geißeln aus Mailand, aus Trient wieder freigelassen. Nur mühsam konnte er Lebensmittel beitreiben und die Verstärkungen kamen nicht, denn es war kein Geld vorhanden, um Rekruten auszurüsten, und die alten Soldaten waren in Böhmen, in Ungarn festgehalten oder wurden, wenn sie nach Italien abmarschiren sollten, in den aufgewiegelten Städten nicht fortgelassen. General Schönhals, Geschichtschreiber des Feldzugs, sah den alten Feldmarschall Radetzki oft wankend sich an einem Stuhl oder Tisch halten, wenn wieder schlimme Nachrichten aus Wien kamen. Aber stets ermannte er sich wieder und traf die besonnensten Anstalten zur Vertheidigung, überall unterstützt vom Vertrauen und guten Muth seiner Soldaten. Ihm zunächst an Rang und Verdienst stand der Chef seines Generalstabs, Feldmarschallieutenant v. Heß. Ein Vorpostengefecht bei Gaito am 7. April, nach welchem die Oesterreicher sich zurückzogen, wurde von den Italienern als ein ungeheurer Sieg bezeichnet. Am 11. ließ Radetzki die italienischen Freischaaren aus dem verbarrikadirten Städtchen Castelnovo vertreiben, weil sie die Verproviantirung seines Lagers störten. Das gab ein großes Blutbad, denn die Oesterreicher waren über die frechen Freischaaren sehr erbittert. Sie wurden dem Sardenkönig selbst durch ihre Anmaßungen lästig. Er schickte sie daher, 10,000 Mann stark, unter Allemandi durch Judikarien ins südliche Tirol, um Radetzki in den Rücken zu kommen und seine Verbindung mit Deutschland abzuschneiden. Aber diese elenden Haufen

wichen am 18. April vor den ersten Schüssen der Tiroler Schützen zurück. Ganz Tirol stand plötzlich in Waffen. Allemandi sollte die Schuld der Feigheit seiner Leute tragen und Karl Albert konnte ihn nur durch einen Verhaftsbefehl vor der Volkswuth retten. Die meisten Freischärler zerstreuten sich in ihre Heimath.

Am 16. April hatte Feldzeugmeister Nugent durch Latours Anstrengungen endlich 13,000 Mann am Isonzo zusammengebracht, rückte vor und nahm Udine und Belluno (5. Mai) ein, ohne irgend erheblichen Widerstand zu finden. Ein grober Mißgriff der Italiener, die stark genug gewesen wären, Nugents schwaches Corps aufzuhalten, wenn mehr Einigkeit unter ihnen geherrscht hätte. Karl Albert wurde durch das Herabkommen Nugents aus den Bergen aus seiner Lethargie gerissen und vertrieb die Vorhut Radetzki's, welche die kleine Festung Peschiera schützte, am 30. April bei Pastrengo. Ein allgemeiner Angriff aber, den er am 6. Mai auf die Vorposten bei St. Lucia machte, scheiterte nach blutigem Kampfe an dem unerschütterlichen Muth der Oesterreicher, die überdies durch ein schwieriges Terrain gut gedeckt waren. Diesem schönen Kampfe wohnten die Erzherzoge Albrecht und Franz Joseph (der jetzige Kaiser) an, die das alte Oesterreich da suchten, wo es allein noch zu finden war, im Lager. Unterdeß war Nugent erkrankt und mußte den Befehl an den Grafen Thun abgeben, der zwar bei Corunda den Ferrari schlug (8. Mai), aber vergebens Vicenza berannte, wo Durando mit den Römern und Venetianern Stand hielt, und endlich am 25. vor Verona mit Radetzki sich vereinigte.

Hierauf unternahm der alte Feldherr schon am 29. einen kühnen Marsch gegen Mantua, um die sardinische Armee, die damals alle ihre Anstrengungen gegen Peschiera richtete, von der linken Seite her aufzurollen und unterdeß die kleine Festung mit Lebensmitteln zu versehen. Mit einem gewaltigen Stoße zertrümmerte er Laugiers toskanische Division bei Curtatone, wo das Bataillon der Pisaner Studenten und ihr Professor, der gelehrte Geologe Pilla, ruhmvollen Tod fanden. Aber am folgenden Tage traf Karl Albert

bei Gaito so gute Dispositionen, daß Radetzki nach einem blutigen Kampfe wieder zurückging. Hier wurde Fürst Felix Schwarzenberg verwundet. Damals erhielt Radetzki vom Kaiser aus Innspruck Befehl, dem König Karl Albert einen Waffenstillstand anzutragen, welchem sodann ein Friedensschluß im Sinn Palmerstons hätte folgen sollen. Aber Radetzki faßte den großherzigen Entschluß, nicht zu gehorchen, sondern den verwundeten Fürsten Felix mit einem Schreiben an den Kaiser zu senden, worin er denselben dringend bat, den Muth nicht zu verlieren. Fürst Felix benutzte seine Anwesenheit in Innspruck vortrefflich und ihm nächst Radetzki verdankt Oesterreich seine Rettung.

Durch die Schlappe bei Gaito wurde die Verproviantirung Peschieras unmöglich. Der tapfere Commandant, Feldmarschalllieutenant Rath mußte aus Hunger schon am 30. gegen freien Abzug die Festung übergeben. Von hier aus konnte Karl Albert den Weg im Rücken Veronas bedrohen, deßhalb beschloß jetzt Radetzki, Vicenza zu nehmen, das ganze nordöstliche Italien bis vor die Thore von Venedig zu säubern und dann erst wieder die Sarden anzugreifen. Durando hielt sich in Vicenza gut, mußte aber capituliren (11. Juni) und durfte frei abziehen. In diesem Kampf fiel der tapfere Kopal, Oberst und Liebling der Kaiserjäger (Tiroler Schützen), dessen Andenken in seinem Horne fortlebt. Unterdeß besetzte Karl Albert Rivoli auf der Straße nach Verona in Südtirol, aber dieser Punkt war nicht mehr wichtig, weil die Verbindung Radetzki's mit Wien jetzt auf andern östlicheren Wegen gesichert war.

Damals erst, als der Sieg Karl Alberts überhaupt schon sehr zweifelhaft geworden war, bequemten sich die Lombarden, seine Unterthanen zu werden. Die Einverleibung der Lombardei in das Königreich Sardinien wurde zu Mailand am 8. Juni beschlossen, nicht ohne Lord Minto's Vermittlung.

Ein neues österreichisches Hülfscorps, 12,000 Mann unter Feldmarschalllieutenant Welden, kam damals über Bassano und griff in die Operationen Radetzki's ein, indem es Padua und Treviso

nahm und sogar ein fliegendes Corps unter Fürst Lichtenstein nach Ferrara schickte, um die dort eingeschlossenen Oesterreicher zu verproviantiren, während Radetzki selbst freie Hand behielt, gegen Karl Albert angriffsweise vorzugehen. Der letztere hatte nach Peschieras Einnahme sein ganzes Augenmerk auf den Besitz von Mantua gerichtet und seine Truppen gegen diese Festung in einer zu langen Linie vorgeschoben. Radetzki wollte ihn nun aufrollen. In der Nacht auf den 23. Juli bei einem schrecklichen Gewitter brachen die Oesterreicher auf und erstürmten am Morgen, als die Sonne wieder heiß brannte, die so lange gefürchteten Schanzen bei Montebello, Sommacampagna und Custozza, welche der hier zurückgelassene sardinische General Sonnaz nach einem kurzen, raschen Kampfe verlor. Nun zog aber Radetzki über jene Höhen hinaus gegen den Mincio und ließ die Höhen selbst nur von der Brigade Simbschen besetzt, die am folgenden Tage durch die große Uebermacht des von Mantua umkehrenden Sardenkönigs erdrückt und mit schwerem Verlust herabgeworfen wurde. Am 25., einem überaus heißen Tage, an dem der Thermometer 28—30 Grade zeigte, griffen beide Heere zugleich einander an. Karl Albert von Villafranca aus in nordwestlicher Richtung, indem er glaubte, die Oesterreicher stünden dort, und um mit Sonnaz, der nach Peschiera zurückgezogen war, zusammenzuwirken; Radetzki aber von Valeggio aus, viel weiter südlich, als Karl Albert ihn vermuthet hatte. Bei Custozza stießen sie zusammen. Die Oesterreicher mußten die Höhen zum zweitenmal, diesesmal von der entgegengesetzten Seite, erstürmen und thaten es mit unwiderstehlicher Tapferkeit, obgleich viele von ihnen nicht von Kugeln, sondern vom Sonnenstich todt niedersanken. Gleichzeitig war General Haynau mit der österreichischen Reserve von Verona ausgerückt und griff den Feind bei Sommacampagna von hinten an. Von hier bis Valeggio wüthete die Schlacht in langer Linie den ganzen heißen Tag hindurch. Die Sarden kämpften mit verzweifelter Tapferkeit, am längsten der zweite Sohn des Königs, Ferdinand, Herzog von Genua, auf dem Monte Godio, bis auch er gegen

Abend weichen mußte. Sonnaz, der hätte helfen sollen, griff erst am Abend des nächsten Tages die Vorhut der Oesterreicher bei Volta an. Karl Albert suchte hier noch einmal Stand zu halten, mußte aber am Morgen des 27. auch diese letzte Aufstellung nach mörderischem Kampfe verlassen und seine Niederlage war vollständig.

Der von Müdigkeit und Kummer unendlich leidende König wünschte einen Waffenstillstand, aber Radetzki schlug ihn aus, um den besiegten Feind nicht mehr zu Athem kommen zu lassen. Der englische Gesandte in Turin, Lord Abercrombie, fand sich bei Radetzki ein, um zu unterhandeln, und wurde zur Tafel gezogen, auf der es nichts als hartes Rindfleisch mit Reiß gab. Unterhandeln aber wollte der alte Feldmarschall erst in Mailand. Dahin floh Karl Albert, nachdem er nicht mehr gewagt, Cremona zu behaupten, und erst vor den Thoren der lombardischen Hauptstadt nahm er noch einmal den Kampf auf, am 5. August. Aber auch hier erlitt er eine Niederlage und brachte eine schreckliche Nacht in der Stadt zu, umheult vom Pöbel, der ihn Verräther nannte und tödten wollte. Seine Truppen mußten ihn mit Gewalt befreien. Aus Angst vor dem Pöbel gingen der Erzbischof und der Po‹d›esta von Mailand zu Radetzki hinaus und baten ihn, bald einzurücken. Der alte Herr hatte unterdeß auch dem König freien Abzug bewilligt und zog an der Spitze seines herrlichen Heeres am 6. in stillem Triumph in Mailand wieder ein. Drei Tage später unterzeichnete er einen Waffenstillstand, in welchem er dem König von Sardinien großmüthig den Besitz seiner Grenzen sicherte, ohne in dieselben einzufallen. Dagegen lieferte Karl Albert Peschiera aus und zog seine Truppen aus Venedig zurück. Hier war er eben nach vielen Intriguen durch eine Stimmenmehrheit am 4. Juli zum König ausgerufen worden, als die Nachricht von seinem Unglück die Gemüther schnell wieder umstimmte und schon am 10. Manin die Republik wiederherstellte. Den letzten Kampf in der Lombardei bestanden die Oesterreicher gegen Garibaldi bei Morazzone, von wo derselbe in die Schweiz flüchtete. Die ganze Lombardei war wieder=

erobert und wurde von Radetzki mit der äußersten Milde behandelt. Statt Confiscationen zu erheben, ersetzte er den Geldmangel der Armee nur durch neues Papiergeld. Aus denselben diplomatischen Gründen, aus denen Oesterreich die sardinische Grenze schonte, duldete es damals auch noch den radikalen Unfug in Mittelitalien und beschränkte sich einzig auf Wiedergewinn dessen, was ihm gehörte. Radetzki ließ Venedig von der Landseite cerniren und begann die mühsame Belagerung dieser schönen Inselstadt. Fürst Lichtenstein brachte Verstärkungen und Munition nach Ferrara, ging aber dann wieder zurück.

Der glorreiche Sieg von Custozza wurde mit gutem Grunde von allen denen verwünscht, die ein einiges und freies Italien neben einem einigen und freien Deutschland gewollt hatten. Doch hätten sie ihre Unfähigkeit, zu diesem Doppelziele zu gelangen, in Anschlag bringen sollen. Die sittliche Kraft war nicht in den Clubs und Freischaaren, sondern im Lager Radetzki's. Gegen die Treulosigkeit des Sarden und die Prahlerei des Lombarden wehrte sich der kaiserliche Soldat mit ehrlicher Treue und altgewohnter Tapferkeit. Er hätte das gethan und der Ruhm wäre ihm geblieben, auch wenn er den österreichischen Kaiserstaat dadurch nicht hätte retten können. Aber er rettete ihn und Radetzki wurde Oesterreichs guter Genius, wie Kossuth der böse.

Radetzki's Sieg führte unmittelbar zu einer Annäherung Lord Palmerstons an den russischen Kaiser unter Vermittlung des russischen Gesandten in London, Baron Brunnows. Palmerston ergrimmte, daß Radetzki seinen italienischen Plan durchkreuzt hatte, fand Frankreich keineswegs gewillt, sich gegen Oesterreich hetzen zu lassen, ergriff daher gern die dargebotene Hand Rußlands. Von dieser Zeit an nahm er mehr Partei für die Dänen gegen das deutsche Interesse in Holstein und Schleswig, und gestattete den Russen auch, was ihnen in den Donaufürstenthümern zu thun beliebte. Auch hier nämlich tief unten an den Donaumündungen hatte die Februarrevolution die Geister entzündet. Gegen den Ho-

spodar der Moldau, Fürsten Sturdza, der seine Würde in Constantinopel und Petersburg erkauft hatte und unter russischem Schutz die schnödeste Tyrannei übte, erhoben sich 60 Bojaren in Jassy und verlangten Reformen, aber er ließ sie in Ketten legen und auf's grausamste mißhandeln, am 10. April. In der Wallachei wurde umgekehrt der wohlwollende Fürst Bibasco durch eine Revolution vertrieben. Der russische Consul von Kotzebue, ein Sohn des ermordeten Komödienschreibers, wurde beschuldigt, hier wie dort die Hand im Spiel gehabt zu haben, um Rußland zum Einschreiten erwünschte Gelegenheit zu geben. Am 8. Juli rückten russische Truppen in Jassy ein; ein Circular vom 31. rechtfertigte diese Maaßregel und enthielt die merkwürdige Aeußerung: „die Integrität der Türkei zu erhalten sey Grundbedingung, wenn der europäische Frieden überhaupt erhalten werden sollte, und nur um die durch die Revolution mißkannte Autorität der hohen Pforte in den Donaufürstenthümern herzustellen, werde Rußland das Nöthige vorkehren.“ Hierauf rückten von Süden her auch türkische Truppen unter Suleiman Pascha in die Wallachei ein. Dieser war mit den Reformen in Bucharest einverstanden und schützte sie, wurde aber bald durch Fuad Effendi ersetzt, der sich mit dem russischen General Duhamel zur grausamen Unterdrückung derselben vereinigte. Ein anderer russischer General, v. Gerstenzweig, erschoß sich damals.

Gegen die Revolutionen des Westens erließ Kaiser Nicolaus am 28. März ein Manifest voll Stolz und Zuversicht, worin er verkündete, er werde zwar innerhalb der Grenzen seines Reichs bleiben und nicht angriffsweise verfahren, stehe aber gerüstet, um jeden Angriff zurückzuschlagen.

Neuntes Buch.

Das deutsche Parlament.

Die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wurden in allen Bundesstaaten von den Regierungen selbst vollzogen und fielen nur in Böhmen mangelhaft aus. Man hegte von der erstmaligen Wiederkehr eines deutschen Reichstages die größten Erwartungen, eine schöne rein nationale Begeisterung herrschte fast überall bei den Wählern und Gewählten vor und die Parteizwecke und Particularinteressen waren mehr in den Hintergrund gedrängt. In jenen schönen Frühlingstagen des April wehte es wie kaiserliche Luft durch die weiten deutschen Gaue. Die großen Ideen des Kaiserthums, uralte Erinnerungen von der Herrlichkeit deutscher Nation bewegten die Geister und stimmten wunderbar feierlich, als ob der alte Barbarossa, der im Kyffhäuser am Steintisch schläft, eben erwachen wollte und die unsichtbaren Thore des Berges schon aufgingen.

In dieser Stimmung offenbarte sich eine Macht, die nicht ver-

jährt, die nie erstirbt, das innerlichste Kraftgefühl des deutschen Volks, sein besseres Gewissen. In derselben Stimmung, die damals von Preußen ausging, hatte uns das Jahr 1813 schon gefunden. Diesmal aber ging sie von den vormaligen Rheinbundstaaten aus, zum schönen Beweis, wie wenig hier, trotz aller fremden Schule und Kunst, der natürliche Sinn der Nation sich hat beirren lassen, und zum Pfande, daß ein so mächtiges Gefühl nie und in keinem Theile der Nation untergehen kann, sondern immer und immer wiederkehren muß und wird. Dieser Trost bleibt, wenn auch die Erwartungen von 1848, wie die von 1813, getäuscht haben.

Wenn die deutsche Nation 1848 etwas weniger Großes gewollt hätte, würde sie vielleicht zu ihrem Zweck gekommen seyn. Aber es ziemte ihr, nur das Größte zu wollen. Sie hat sich dieses hohen Willens auch nicht zu schämen, obgleich es ihr mit ihren damaligen Mitteln nicht gelang, ihn zu vollziehen. Die Einheit des Reichs unter einem mächtigen Kaiser war das, was die ungeheure Mehrheit der Deutschen wollte, was sie immer wieder wollen wird, so lange es Deutsche gibt.

Wenn die gemäßigte Mehrheit der Nationalversammlung und des ganzen Volks damals die Macht der bloßen Begeisterung überschätzte, in einem tugendhaften Edelmuth sich nicht an die auf Umsturz der Throne hinwirkende Partei Heckers anschloß, sondern vielmehr die Throne schützte und erhielt und in die Fürsten das schöne Vertrauen setzte, sie würden der deutschen Einheit ihre Souverainetätsrechte freiwillig zum Opfer bringen, die Begeisterung des Volks theilen oder wenigstens derselben nachgeben müssen, so kann man diese Mäßigung unvorsichtig, unpolitisch nennen, aber sie war ein Charakterzug, welcher der Nation zur Ehre gereicht. Sie gönnte den Fürsten die ehrliche Probe, sie war billig, großmüthig, ohne Haß, sie appellirte nicht an die Gewalt, nur an das Recht und die Vernunft.

An diesen noblen Grundzügen wollen wir festhalten und sie nicht vergessen, wenn auch das, was in der Nationalversammlung

geschehen ist, oft zu schmerzlichem Bedauern und bitterem Tadel Anlaß gibt.

Am 18. Mai wurde die Versammlung, die man abwechselnd Nationalversammlung, Reichstag und Parlament nannte, in der **Paulskirche** zu Frankfurt a. M. vom Alterspräsidenten Lang eröffnet. Sie zählte damals schon über 300 Mitglieder, die sich später auf über 500 ergänzten. Die Mehrheit gehörte den Constitutionellen, nur eine Minderheit war demokratisch. Der Particularismus einer österreichischen und preußischen Partei herrschte damals noch nicht vor. In confessioneller Beziehung bemerkte man eine energievolle katholische Partei, während die protestantische Kirche als solche gar nicht und nur der Unglaube in ihr sehr stark vertreten war. Müller, Bischof von Münster, wünschte, die Versammlung möchte durch ein Gebet eröffnet werden und sagte: „wenn der Herr nicht das Haus baut, bauen die Werkleute umsonst." Aber die Versammlung wollte nichts davon wissen und Raveaux rief verachtend aus: aide toi et le ciel t'aidera. Zum Präsidenten wurde **Heinrich von Gagern** gewählt, der damals vorzugsweise „der Edle" hieß und dessen Wahl auch die Herrschaft seines Princips innerhalb der Versammlung unzweifelhaft machte.

Man blieb bei dem Beschluß des Vorparlaments stehen, nach welchem das **Vereinbarungsprincip** ausgeschlossen wurde und die Versammlung **allein** die deutsche Verfassung machen sollte, ohne irgend eine Einmischung oder Widerrede von Seiten der Fürsten. Dazu hatte man guten Grund. Einmal vereinfachte man sich das Geschäft sehr, indem man die Einsprachen von dreißig Regierungen und die Ausgleichung mit jeder einzelnen von vorn herein abwies; sodann hoffte man, vor der allgemeinen Begeisterung und vor der Macht desjenigen Fürsten, dem man die Würde des Reichsoberhaupts oder Kaisers zudachte, werde jeder Widerspruch von selbst verstummen. Damit hing eine andre Maßregel aufs genauste zusammen. Die Versammlung beschloß nämlich auf Raveaux Antrag am 23. Mai, es sollen gleichzeitig neben dem allgemeinen deutschen

Parlament in Frankfurt auch noch die Landesversammlungen der Einzelstaaten in Wien, Berlin, München ꝛc. tagen dürfen. Man setzte nämlich voraus, die Landesversammlungen würden, von nationaler Begeisterung durchdrungen, dem etwaigen Particularinteresse der Sonderregierungen entgegenwirken. Man fürchtete, die Macht der Fürsten könne in den deutschen Hauptstädten, wenn sie nicht durch Landesversammlungen controlirt würde, wieder zu sehr anwachsen und eine der Einheitsfrage gefährliche Stellung einnehmen. Raveaux' Antrag ging durch, nachdem er vergebens von Robert Blum bekämpft worden war, dessen Scharfblick es nicht entging, daß die Landesversammlungen bald mit Frankfurt rivalisiren und das Sonderinteresse, gegen welches sie wachen sollten, selbst befördern würden. Die Frankfurter Versammlung decretirte zwar, alle Bestimmungen der Einzelverfassungen, die mit der künftigen Reichsverfassung nicht übereinstimmten, sollten ungültig seyn; aber was die Zukunft desfalls bringen würde, wußte Niemand.

Am 25. Mai überbrachten Pazmandy und Skaley der Versammlung eine Begrüßung des neuen selbstständigen ungarischen Reichs, die mit lautem Bravo entgegengenommen wurde. Kossuth bezweckte, durch und mit Frankfurt gegen Wien zu operiren und alle die Deutschen, welche von der noch nicht ganz gebrochenen Macht Oesterreichs eine Störung des deutschen Einheitswerkes besorgten, auf seine Seite zu ziehen. Man hätte zurückhaltender gegen Kossuth seyn, man hätte in Frankfurt alles in Bewegung setzen sollen, um die Waffen des deutschen Oesterreich in Italien, Böhmen und Ungarn zu unterstützen. Was man im Namen des deutschen Reichs anzuordnen und auszuführen versäumte, that nachher Oesterreich aus eigener Kraft und im eignen Namen nicht zum Nutzen der Frankfurter Einheitsbestrebungen. Die Paulskirche wiederhallte damals zum öftern von den antinationalsten Reden. Arnold Ruge, Nauwerk und Genossen fluchten Windischgrätz und Radetzki, segneten Kossuth, Mazzini, den Slavencongreß und gaben alle Grenzen Deutschlands Preis. Am würdigsten trat ihnen Ra-

dowitz entgegen. Das Parlament beschloß am 31. Mai die Anerkennung der nationalen Rechte aller Nichtdeutschen im deutschen Bunde, ohne sie jedoch von der Bundespflicht zu entbinden.

In diesen Tagen erlaubte sich der von Demokraten gehetzte Pöbel in Mainz die frechsten Insulten gegen das in dieser Bundesfestung garnisonirende preußische Militär, die Soldaten wehrten sich und es lief nicht ohne Blutvergießen ab. Nun nahm sich der Demokrat Zitz im Parlament des Pöbels an und verlangte Entfernung des Militärs. Das Parlament ließ sich wirklich hinreißen eine Untersuchungscommission nach Mainz zu schicken, die am 26. Mai Bericht erstattete, lenkte aber dann wieder ein und wies die Zumuthung der Demokraten, als ein regierender Convent zu handeln, entschieden zurück. Von diesem Augenblick an hofften die Demokraten nichts mehr vom Parlament und suchten sein Ansehen systematisch zu untergraben. Dies geschah, indem sie fort und fort Volksversammlungen hielten, kleine Tumulte erregten, die Preßfreiheit zu den schändlichsten Schmähungen mißbrauchten und in der Paulskirche selbst die Gallerieen besetzten und von hier aus durch greulichen Lärm die Abgeordneten selbst tyrannisirten, die Furchtsamen einschüchterten, die Kühnen überschrieen und übertobten.*) Daß sich die Mehrheit und sonderlich der Präsident diesen Unfug so lange und in diesem Uebermaaß gefallen ließ, war eine unverzeihliche Schwäche. Je weniger physische Macht in der Versammlung war, desto mehr mußte sie die moralische bewahren.

Die Demokraten standen immer noch in Verbindung mit Hecker „dem Einsiedler von Muttenz“ in der Schweiz und sannen auf neue Freischaarenzüge. Sie stießen auf einer Volksversammlung zu Hochheim am 11. Juni fürchtliche Drohungen gegen die Mehrheit im Parlamente aus. Sie waren so frech, unter dem Vorsitz von

*) Der Abgeordnete Rößler von Oels in Schlesien hieß der Reichscanarienvogel, weil er ganz in Nanking gekleidet war. Diese auffallende Farbe aber hatte er gewählt, um sich den Gallerien besser kenntlich zu machen, indem er den bestellten und bezahlten Schreiern Zeichen gab.

Fröbel in Frankfurt selbst am 17. einen großen demokratischen Congreß von 2—300 Mitgliedern als eine Art von Gegenparlament oder Vorconvent zu eröffnen, aber so unpraktisch, Frauen darin mitsprechen zu lassen, was die ganze Sache wieder lächerlich machte. Katzenmusiken, die sie selbst dem edeln Gagern zu bringen versuchten, wurden unterdrückt. Gleichzeitig dauerte die demokratische Soldatenverführung fort. Aus Heilbronn mußte ein württembergisches Infanterieregiment deßhalb entfernt werden und beging noch später in Ludwigsburg am 17. Juni Excesse. In Ulm erschoß sich der Festungsgouverneur Graf Lippe aus Unmuth über den schlechten Geist der Truppen, am 22. Arge Wühlerei war damals im Altenburgischen,*) wo ein Advocat Erbe sich beinah schon zum Dictator aufwarf, bis königlich sächsische Truppen einrückten. Der nicht üble Gedanke, die kleinen thüringenschen Herzogthümer zu vereinigen, kam nicht zur Ausführung. In Darmstadt starb Großherzog Ludwig II. am 16. Juni und folgte ihm sein Sohn Ludwig III. Wie alles damals exaltirt war, bewies der Studentencongreß auf der Wartburg am 12. Juni, wo die jungen Leute beschlossen, die Universitäten sollten künftig nur unter der deutschen Centralgewalt stehen, unabhängig vom Einzelstaat, die Professoren sollten von den Studenten selbst gewählt werden ꝛc. Die Fortsetzung lieferte ein allgemeiner deutscher Professorencongreß zu Jena (erst im September), wo gleichfalls die ausgedehnteste Lehrfreiheit die Parole war.

Im Parlament wurde unterdeß die schleswigsche Frage vorgenommen, wobei Heckscher eine glänzende Rede hielt, die ihn in den Ruf eines großen Staatsmanns brachte, als ob reden und handeln oder auch nur behaupten und beweisen eins wäre. Durch den Beschluß am 14. Juni, einstweilen aus Bundesmitteln 6 Mil-

*) In Folge der furchtbaren Gemüthsbewegungen, welche die Herzogin Amalie von Altenburg in diesen Sturmtagen erlitten, verschied sie am 28. November und zwei Tage darauf legte ihr tief trauernder Gemahl Joseph die Regierung nieder, die sein Bruder Georg übernahm.

lionen Thaler zur Herstellung einer deutschen Flotte zu bestimmen, wollte man den Dänen Ernst zeigen. Zugleich wurde durch ganz Deutschland für die Flotte subscribirt, aber die Sammlungen blieben unzulänglich. Einige Redner im deutschen Parlament behandelten die Frage wirklich staatsmännisch, so General v. Radowitz, der scharf unterschied, daß Deutschland nur an Holstein, aber nicht an Schleswig ein Recht habe, und v. Raumer, der darauf hinwies, wie viel man der bisherigen Geduld Dänemarks und der Großmächte, als Garanten der dänischen Rechte, schulde, und wie unklug es seyn würde, noch mehr zu verlangen, als wozu man berechtigt sey. Raumer theilte mit, daß Lord Palmerston dem König von Dänemark gerathen habe, die Einverleibung der Herzogthümer in das Königreich Dänemark zurückzunehmen, ja sogar die Einverleibung Schleswigs in den deutschen Bund zuzugeben und einzig der dänischen Bevölkerung in Schleswig die Trennung von der deutschen freizustellen. Hätte man, als Palmerston noch in dieser Stimmung war, seine Vermittlung mit beiden Händen ergriffen, so wäre der Gewinn auf Seite Deutschlands gewesen. Da man aber zu viel wollte, nahm Palmerston seinen Vorschlag zurück und verständigte sich mit Rußland zu Gunsten Dänemarks.

Im kleinen Herzogthum Lauenburg, das wie Holstein durch Personalunion mit Dänemark verbunden ist, protestirte die Bevölkerung gegen das eigenmächtige Verfahren in Schleswig und ließ sich von Frankfurt aus durch Welcker, der als Bundescommissär in ihrer Mitte erschien, lieber maaßregeln, als daß sie dem König von Dänemark ihre Treue gebrochen hätte.

Am 17. Juni erklärte das Parlament jedes seiner Mitglieder für unverletzlich.

Sofern das Parlament selbst die Executivgewalt nicht übernommen hatte und kein regierender Convent seyn wollte, aber auch der alte Bundestag im höchsten Grade unpopulär und das neue verfassungsmäßige Reichsoberhaupt noch so wenig, wie die Reichsverfassung selbst, existirte, tagte man lange und eifrig über eine

provisorische Executive. Die Besonnenen brachten die Vereinbarung wieder vor und namentlich von Radowitz, Welcker und Philipps riethen dringend, die Versammlung möge mit den Fürsten Hand in Hand gehen, da sie ohne sie und wider sie entweder nichts ausrichten oder in den Abgrund der Anarchie werde gerissen werden. Die Demokraten wollten aber eben das letztere, gefielen sich in maaßlosen Anklagen und Beschimpfungen der bisherigen Regierungen und verlangten eine Republik. Inzwischen wurden im Stillen Unterhandlungen gepflogen und in Folge dessen schlug Gagern einen provisorischen Reichsverweser vor. Er that, wie er selber sagte, einen „kühnen Griff", indem er der Nationalversammlung rieth, denselben allein, ohne Anfrage bei den Fürsten, zu wählen, und zugleich den Erzherzog Johann als den passendsten Candidaten für die gedachte Würde bezeichnete. Das sollte ein Vorkaiser seyn, dem künftigen Kaiser vortretend, wie das Vorparlament dem Parlament. In seiner Wahl wiederholte sich, was bei der Wahl Ludwig Philipps im Jahr 1830 vorgekommen war. Der Erzherzog wurde gewählt, weil er und obgleich er ein Erzherzog war. Er war damals durch den Trinkspruch, den man ihm angedichtet hatte (S. 75), sehr populär geworden, konnte also die Menge befriedigen, während er auf der andern Seite auch den Fürsten genehm war, die ihn als ihren Delegirten ansahen und keine Usurpation von ihm zu besorgen hatten.

Die Wahl des Erzherzogs ging aus einem Compromiß zwischen der constitutionellen Mehrheit in der Nationalversammlung und den Fürsten hervor und hatte lediglich den Zweck für beide, Zeit zu gewinnen. Die constitutionelle Mehrheit, der ganze mächtige Anhang Gagerns und Dahlmanns, brauchte Zeit, um die künstliche Erhitzung gegen Preußen abzukühlen. Sie hatte von Anfang an nichts andres im Sinne, als den König von Preußen zum Oberhaupt des deutschen Reichs zu machen, was bei der damaligen Noth und Niederlage Oesterreichs auch das allein Natürliche war. Sie wagte es aber noch nicht, mit ihrem Plan hervorzutreten, weil

sie ein wenig später leichter zum Ziele zu gelangen hoffte und dem König und sich selbst alle die Gehässigkeiten ersparen wollte, die eine Discussion über das preußische Erbkaiserthum jetzt schon herbeigeführt haben würde. Sank Oesterreich, wie man damals noch glauben konnte, immer tiefer in Schwäche und erfocht dagegen Preußen Lorbeern gegen die Dänen, so mußte sich alles von selbst in die preußische Hegemonie fügen. Die preußische Regierung hatte insofern gegen das Provisorium nichts einzuwenden und auch nicht gegen die Person des Erzherzogs, der im Gegentheil ganz geeignet schien, die etwaige Opposition der Oesterreicher, Bayern und Katholiken einstweilen zu beruhigen. Gerade die Vertrauten der preußischen Regierung, General v. Radowitz, der beredte v. Vincke rc. sprachen in der Nationalversammlung für die Wahl des Erzherzogs, und Gagern erklärte, die Versammlung werde den Regierungen eine Verlegenheit ersparen, wenn sie selbst die Wahl vornehme, d. h. die Regierungen seyen schon damit einverstanden. Das bestätigte sich auch, denn als die Versammlung am 29. Juni den Erzherzog mit 436 Stimmen zum Reichsverweser wählte, lief schon am folgenden Tage ein Glückwunsch des Bundestags ein und Robert Blum deckte das Geheimniß auf, daß der Bundestag schon vor dem Wahlact im Parlament die Wahl des Erzherzogs gutgeheißen habe.

Die Demokraten waren voll Ingrimm und verfehlten nicht, den Plan dadurch zu durchkreuzen, daß sie sich in Schmähungen gegen Preußen überboten. Je mehr die Gagern'sche Partei bemüht war, nicht von Preußen zu reden, um so geflissentlicher zerrten die Demokraten den Namen und die Ehre Preußens im Schmutz ihrer Discussionen herum. Seitdem sie wußten, was die Mehrheit im Sinne hatte, wühlten sie alle Vorurtheile der Süddeutschen gegen die Norddeutschen hervor und häuften Verläumdungen und Beleidigungen gegen Preußen, um den Zorn desselben zu reizen und die gegenseitige Erbitterung zu steigern, damit es unmöglich werde, alle Deutschen unter dem preußischen Helm zu vereinigen. In der Bundesfestung Mainz wurde das preußische Militär auf alle Art

beschimpft und geneckt, während man dem österreichischen schmeichelte. In der Nationalversammlung selbst wurde die Ehre der preußischen Armee so angegriffen, daß der junge Fürst Lichnowski im edeln Zorn aufbrauste und den Demokraten seine tiefste Verachtung ins Gesicht schleuderte. Als der Abgeordnete Braun von Cöslin ehrlich vorschlug, man solle den König von Preußen sogleich zum Reichsoberhaupt wählen, weil ja doch kein Fürst da sey, der vermöge seiner Macht und seiner ganzen Stellung dazu tauge, wurde er mit Hohngelächter zurückgewiesen. Niemand in der Paulskirche unterstützte seinen Antrag und die Mehrheit, die doch ihre ganze Hoffnung auf den König setzte, glaubte damals ihn verleugnen zu müssen. Eine Klugheit, die sich erklären, aber nicht entschuldigen ließ.

Der Reichsverweser wurde nur provisorisch bis zur Wahl des definitiven Reichsoberhauptes ernannt. Er erbte die Funktionen des Bundestages, welcher als solcher aufhörte. Allein schon bei seiner Wahl war vorausgesetzt, daß er das Interesse aller Einzelregierungen der Nationalversammlung gegenüber wahren, keineswegs als Dictator durch alle ihre Rechte hindurchfahren werde. Er selbst sollte unverantwortlich seyn, aber ein der Nationalversammlung verantwortliches Ministerium ernennen. Eine Deputation begab sich zu ihm nach Wien und empfing seine Zustimmung, er wollte bald nach Frankfurt kommen. Niemand protestirte gegen seine Ernennung, als der König von Hannover, gegen den sich deshalb ein solcher Sturm im Parlament erhob, daß schon die Rede davon war, sein Land als verwirktes Lehen zu Handen des Reichs zu nehmen. Er ließ sich inzwischen bald belehren, daß der Erzherzog eher bestellt sey, ihm seine Krone zu schützen, als zu rauben. Am 11. Juli hielt der Erzherzog seinen Triumpheinzug in Frankfurt und am folgenden Tage der Bundestag seine letzte Sitzung, indem er seine Gewalt dem neuen Reichsverweser übertrug. Johann benahm sich höchst bescheiden und einfach, ernannte einstweilen den gewandten österreichischen Abgeordneten von Schmerling zum Minister des Aeußern, den preußischen General von Peucker zum

Kriegs- und den Hamburger Juden Heckscher zum Justizminister, um es Oesterreich, Preußen und auch den schleswigbegeisterten Mittelstaaten recht zu machen, und reiste auf kurze Zeit wieder nach Wien zurück, um den dortigen Reichstag zu eröffnen und dann rasch für immer nach Frankfurt zu kommen. So verlangte damals alles nach ihm. Und doch war er hier wie dort nur eine Figur, ein Mittel zum Zweck Andrer.

In der Zwischenzeit begann das Parlament Verhandlungen über die deutschen Grundrechte, die der künftigen Reichsverfassung zu Grunde gelegt und eine magna charta für die Nation werden sollten. Damit wurden die Schleußen für einen unendlichen Strom von doctrinären Reden aufgezogen. Unterweilen debattirte man auch über Polen, Böhmen, Italien ꝛc. ganz unnütz, weil man es doch nur Preußen und Oesterreich überließ, desfalls zu handeln, wie sie eben wollten und konnten. In Betreff Limburgs wurde beschlossen, dieses deutsche Land habe an der holländischen Staatsschuld nicht mitzutragen, aber die holländische Regierung drückte ihre Verachtung der deutschen Nationalversammlung dadurch aus, daß sie die deutschen Fahnen in Limburg abreißen ließ, was Niemand verhinderte. Auch in Dänemark wurde der deutsche Reichsverweser ignorirt und nur mit Preußen unterhandelt. In England empfing man zwar den Oesterreicher von Andrian als deutschen Reichsgesandten, aber nur in officiöser Weise. In Frankreich wurde der Berliner Geschichtschreiber v. Raumer in gleicher Eigenschaft von Cavaignac wochenlang gar nicht empfangen. Das Ausland sah, auf wie schwachen Füßen die deutsche Centralgewalt stehe, und behandelte sie mit Geringschätzung. Die Reclamation Badens in Bezug auf den Freischaarenzug Heckers wurde von der Tagsatzung verächtlich abgewiesen.

Die ganze Schwäche der neuen Reichsgewalt offenbarte sich am 6. August, an welchem Tage sämmtliche Truppen des deutschen Bundes dem Reichsverweser als ihrem Kriegsherrn huldigen sollten. Es geschah nur in den kleinen Staaten unbedingt, in Bayern be-

dingt, in Oesterreich (die Stadt Wien ausgenommen) und in Preußen gar nicht. Der König von Preußen erließ übrigens am 29. Juli einen Armeebefehl, worin er sagte: „da, wo preußische Truppen für die deutsche Sache einzutreten und nach meinem Befehl Se. Kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzog Reichsverweser sich unterzuordnen haben.“ Welche Unnatur, in die schwache Hand des Erzherzogs die Zügel von dreißig deutschen Regierungen zu legen, um sie nach einem Ziele hin zu lenken! In einem Manifest vom 30. August erklärte der Erzherzog, er wolle sich „so weit thunlich“ mit den Landesregierungen ins Einvernehmen setzen und zähle vertrauensvoll auf ihre Mitwirkung. Wenn sie aber nicht wollten, wer konnte sie zwingen? Die Macht, die Militärgewalt war allein bei ihnen. In Frankfurt saß nur ein ohnmächtiger Greis unter fünfhundert eben so wehrlosen Rednern, die leider selbst alles mögliche thaten, um die einzige Macht, die ihnen inwohnte, die moralische, so bald und so vollständig als möglich zu vernichten.

Unterdeß war in Berlin am 22. Mai die constituirende Versammlung für Preußen eröffnet worden, eine Gesellschaft, die sich an Charakter und Talent nicht entfernt mit dem Frankfurter Parlament messen konnte und für die „Metropole der Intelligenz“ ein arges Dementi war. Ihr Alterspräsident, Schön von Königsberg, konnte hier nur seinen Ruhm einbüßen. Die Versammlung stand von Anfang an unter dem geheimen und offnen Terrorismus der demokratischen Vereine und des Pöbels. Die Constitutionellen, Milde von Breslau an der Spitze, hatten keine Energie und lavirten. Das große Wort führten die demokratischen Schreier Waldeck, Graf Reichenbach, Ester. Auch Uhlich ließ hier sein Licht leuchten. Ministerpräsident Camphausen hatte den Prinzen von Preußen bewogen, in einem Schreiben seine constitutionelle Gesinnung zu bekennen, worauf der Prinz zurückkehrte und einen Augenblick in der Versammlung erschien, in der ihn nur Mißtrauen empfing. Diese Behandlung des Thronfolgers war eben so unklug, als gemein. Die Truppen hielten sich immer noch fern, die

Nationalgarde unter General Aschof ließ sich vom Pöbel einschüchtern. Arbeiter beherrschten die Straßen und machten schon am 31. Mai einen Versuch auf das Zeughaus. Als am 8. Juni ein Antrag von Behrens, wonach die Versammlung erklären sollte, die Kämpfer des 18. März hätten sich um das Vaterland verdient gemacht, nicht allgemeine Zustimmung fand, wurden beim Nachhausegehen Minister Arnim und Hofprediger Sydow vom Pöbel mißhandelt, der letztere zum üblen Dank für seine Leichenrede auf die Märzheroen. Zwei Tage später wurde dem französischen Gesandten Arago ein Ständchen gebracht und vive la republique durch die Straßen gebrüllt. Am 15. endlich stürmte der Pöbel das schöne und berühmte Berliner Zeughaus und raubte alle Waffen. Dabei wurde die rothe Fahne entfaltet. Die Versammlung, weit entfernt, die Regierung zu unterstützen, benutzte die allgemeine Aufregung nur, um den königlichen Verfassungsentwurf zu beseitigen und die neue Verfassung in mehr demokratischem Sinne selbst zu entwerfen. Da dankte Camphausen ab, am 20. Juni, und Hansemann bildete ein neues Ministerium, in welches von Auerswald, Milde, Rodbertus und von Schreckenstein eintraten.

Damals hätten Uhlich und Wislicenus gern auch die wilde Aufregung benützt, um die Kirche zu zerstören. Sie hielten am 25. Juni eine große Volksversammlung zu Merseburg, wo auch der Jude Julius figurirte, und eine noch größere am 2. Juli zu Magdeburg, wo sie auf eine gänzliche Reform der Kirche in einer Presbyterialverfassung antrugen, aber die Demokraten hatten damals kein Ohr für Kirchenangelegenheiten und der Versuch mißlang. Auch die constituirende Versammlung in Berlin faßte allerlei kirchenfeindliche Beschlüsse, die aber nicht zur Ausführung kamen. Der neue Piusverein in den katholischen Rheinlanden protestirte gegen die Beschlüsse, welche kein kirchliches Eigenthum mehr gestatten und die Schule gänzlich von der Kirche emancipiren wollten. Wie toll das Treiben in Berlin damals war, bezeugte ein Placat

des Grafen Pfeil, worin derselbe die Arbeiter aufforderte, Vertreter in die constituirende Versammlung zu schicken.

Die Hoffnung der Frankfurter, das Berliner Parlament werde sie unterstützen, scheiterte. Anträge, welche den Frankfurtern die volle Souveränetät zuerkannten und Preußen denselben unterwarfen, gingen nicht durch, weßhalb Rodbertus austrat, und in Volksversammlungen zu Berlin und Breslau wurde gegen den Reichsverweser agitirt. Die Demokraten wollten nicht, daß Preußen das deutsche Parlament unterstütze und fanden desfalls Bundesgenossen an den conservativen Altpreußen. Eine Flugschrift von Griesheim mahnte an den alten Preußenruhm. Das Lied „ich bin ein Preuße, kennst du meine Farben?“ wurde die Parole gegen Frankfurt und die deutschen Farben. Die schwarzweiße Cocarde ließ sich wieder blicken, die dreifarbige wurde häufig abgerissen. Die Frankfurter Demokraten schürten das Feuer. Am 7. August berieth das deutsche Parlament über Hecker, der in Thiengen im Seekreis zum Abgeordneten ins Parlament gewählt worden war. Die Mehrheit verwarf ihn, weil er offener Rebell gewesen. Der badische Abgeordnete Brentano aber bemerkte, dem Prinzen von Preußen sey ja auch verziehen worden, ob der denn besser sey? Diese frechen Worte riefen einen ungeheuren Sturm hervor, wie man ihn noch nie im Parlament erlebt hatte. Die Gallerien, die für Brentano gegen die preußischen Abgeordneten Partei nahmen, mußten geleert werden. Nachher entschuldigte sich Brentano auf eine Weise, in der er seine erste Frechheit noch überbot, indem er von einer reactionären Camarilla sprach, die den Prinzen von Preußen auf den Thron erheben wolle.

Damit hing die schleswig'sche Angelegenheit zusammen. Preußen hatte seinen Sieg nicht verfolgt, man besorgte, es werde zurücktreten. Am 31. Juli wurde daher vom Reichsministerium beschlossen, ein Bundesheer aufzubieten, um die deutschen Ansprüche auch ohne Preußen durchzusetzen. Man bemerkte besonders von bayerischer Seite damals viel Eifer für Schleswig. Von der Tann, ein Günst-

ling des Königs von Bayern, führte eine eigene Freischaar in den Kampf mit den Dänen. Das badische und württembergische Contingent trat noch im August den Marsch nach dem Norden an. Nachdem aber am 4. August der Erzherzog Reichsverweser nach Frankfurt zurückgekehrt war, stellte derselbe am 7. an den König von Preußen eine Vollmacht aus, im Namen des Reichs einen Waffenstillstand mit den Dänen zu unterhandeln. Eine Besprechung des Königs von Preußen mit dem Reichsverweser in dieser und mancher andern Angelegenheit war schon an der Zeit. Indem der König am 15. August dem Dombaufest in Köln anzuwohnen beschloß, ließ er den Erzherzog dahin einladen. Um auch von Seite des Parlaments den König zu begrüßen, fuhr Gagern an der Spitze einer großen Parlamentsdeputation, der sich viele Abgeordnete freiwillig anschlossen, auf dem Rhein nach Köln. Ihre Fahrt war ein fortwährender Triumph. Auch der König empfing unterwegs in seinem Staate vielfache Beweise alter Treue, nur in Düsseldorf nicht, wo die Bürgergarde sich weigerte, ihn zu begrüßen. In Köln aber trat der König als Herr auf und sagte, nachdem er den Erzherzog umarmt hatte, zu Gagern: vergessen Sie nicht, daß es noch deutsche Fürsten gibt, und daß ich einer davon bin. Bei dem Festmahl aber brachte er selber das Wohl der Nationalversammlung aus. Seine ganze Haltung war eine freundliche und zugleich imponirende.

Inzwischen unterhandelte im Namen des Königs dessen Gesandter, General Below, zu Malmöe in Schweden mit den Dänen. Preußen hatte die schwedische Vermittlung wieder angenommen. Es folgte nicht dem russischen Impulse, es strebte aufrichtig, einen guten Frieden von Dänemark zu erlangen und den Wünschen Deutschlands in Betreff Schleswigs so viel als immer möglich zu genügen. Am 26. August schloß nun Below den berühmten Waffenstillstand von Malmoe, worin Dänemark einwilligte, daß Schleswig und Holstein eine gemeinschaftliche Regierung haben und daß dieselbe halb vom deutschen Bunde, halb von Dänemark bestellt

werden sollte. Ein so großes Zugeständniß, daß alle Gegenforderungen nicht mehr ins Gewicht fielen. Dänemark forderte nämlich, daß alle Acte der provisorischen Regierung für ungültig erklärt werden und daß die schleswig'schen Truppen, ohne mit den dänischen vereinigt zu werden, wenigstens von den holsteinischen gesondert und in Schleswig stationirt werden sollten. Alle Gefangenen und genommenen Schiffe sollten zurückgegeben werden. Eine Bedingung, nach welcher der den Holsteinern verhaßte Graf Moltke an die Spitze der Regierung beider Herzogthümer treten sollte, wurde von Dänemark selbst zurückgenommen. Durch die Bedingungen des Waffenstillstands sollten übrigens beide Theile beim künftigen definitiven Friedensschlusse nicht gebunden seyn. Man muß sich wundern, daß England so viel zugab. Das Recht Deutschlands auf Schleswig war durch die Beseler-Dahlmann-Heckscherschen Sophismen so zur fable convenue geworden, daß, obgleich ein solches Recht nirgends existirte, Jeder sein Leben, wenigstens seinen guten Ruf aufs Spiel setzte, der nur Zweifel erhob. Wirklich beschloß das deutsche Parlament am 5. September, den Waffenstillstand nicht anzuerkennen im Sinne Dahlmanns, welcher feierlich ausrief: „die Ehre Deutschlands steht auf dem Spiele," obgleich sie keineswegs auf dem Spiele stand.

Nun nahmen sämmtliche Reichsminister ihre Entlassung und Dahlmann wurde beauftragt, ein neues Ministerium zu bilden, denn, „die, welche die Fortsetzung des dänischen Krieges decretirten, sollten auch die Ausführung selbst übernehmen." Dahlmann fand aber Niemand, der das schwierige Werk, ohne Preußen den Krieg fortzuführen, oder Preußen zu zwingen, hätte übernehmen mögen, und mußte tiefgedemüthigt seine Unzulänglichkeit bekennen. Auch der Bayer, v. Hermann, den der Erzherzog ersuchte, brachte kein neues Ministerium zu Stande. Da fing man im Parlament an, die Stimme des Rechts und der Vernunft in den trefflichen Reden von Radowitz, Vincke ꝛc. wieder zu hören und zum Theil waren es die alten Dänenfeinde selbst, die jetzt ihre eigenen frühern So-

phismen bekämpften und dringend zur Annahme des Waffenstillstandes riethen, z. B. Heckscher, der dabei seine ganze Popularität verlor. Man stimmte am 16. noch einmal ab und diesmal entschied sich die Mehrheit in der Paulskirche für den Waffenstillstand. Dieses Sichselbstwidersprechen binnen wenig Tagen, dieses Eingestehen eines begangenen Unrechts, oder, wenn man noch Recht zu haben glaubte, einer kläglichen Schwäche, war freilich kein Triumph für die Paulskirche und bewies mehr als alles bisher Geschehene ihre Unfähigkeit, die deutschen Geschicke zu lenken.

Das begriffen die Demokraten und schon während der Debatte am 5. kündigte Simon von Breslau eine „Erhebung des Volks an, die alle 34 deutschen Throne ausrotten würde“ und eine Vernichtung des preußischen Gouvernements insbesondere „unter blutigen Zuckungen“. Diese Prahlerei ging aus den Verabredungen hervor, welche in sämmtlichen demokratischen Vereinen Statt fanden. Eine große schwarze Welle der Revolution lief wirklich damals durch ganz Deutschland, wenn auch ohne so viel zu schaden, als die Absicht war. In Frankfurt selbst sollte sie die Paulskirche wegschwemmen. Die gemäßigte Mehrheit zu vertreiben und einen Convent aus der Linken allein zu bilden, war die ausgesprochene Absicht der wilden und geräuschvollen Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Frankfurt, am 17., wo Zitz schrie: „jetzt wollen wir Fraktur schreiben.“ Als aber die hier vorbereitete Sturmpetition, welche die Zurücknahme der gefaßten Beschlüsse forderte, am 18. dem Parlament überbracht wurde und das Volk in Masse die Thüren der Paulskirche sprengen wollte, standen schon einige Bataillone Oesterreicher und Preußen, welche Schmerling und Peucker schnell aus der benachbarten Bundesfestung Mainz requirirt hatten, zum Schutze da. Zornig erbaute nun die Menge rings um die Paulskirche her in allen Straßen Barrikaden und schloß die Soldaten ein; allein nach kurzem Kampfe, in dem sich die Demokraten nichts weniger als heldenmüthig benahmen, waren die Barrikaden genommen, die Soldaten verloren dabei nur 8 Todte. Dagegen

wurden die Abgeordneten Fürst Lichnowski und General Auerswald (Bruder des preußischen Ministers), indem sie unvorsichtig den Bundestruppen entgegenreiten wollten, bei der Stadt von bewaffnetem Pöbel erkannt und in einem Garten, in den sie geflüchtet waren, aufs grausamste mit Schüssen, Hieben und Stichen ermordet, wobei wieder ein Jude der Hauptheßer war. Andere Abgeordnete entgingen dem Tode mit genauer Noth. Der alte Turnvater Jahn hatte sich durch seine Preußentreue den Demokraten verhaßt gemacht und mußte sich unter einen Sopha verschlupfen. Reichsminister Heckscher floh aus der Stadt, wurde aber in Hochheim erkannt und eine ganze Nacht hindurch in Todesangst bedrängt. Mehrere Mitglieder der linken Seite in der Paulskirche compromittirten sich als damalige Aufheßer, auch Robert Blum, der als Parlamentsredner Mäßigung zur Schau trug, in seiner Reichstagszeitung aber die giftigsten Verleumdungen und rohesten Drohungen nicht scheute.

Der Reichsverweser zeigte diesmal Energie, hob die Vereine auf, ließ die Stadt in Belagerungszustand erklären und ergänzte das Reichsministerium definitiv durch Robert von Mohl (statt Heckscher) für die Justiz, Beckerath für die Finanzen, Duckwitz (ein bremischer Senator) für den Handel.

Die demokratische Bewegung aber hatte sich weithin verbreitet. Sie hatte eigentlich nie geruht. Ueberall hatten von Zeit zu Zeit Volksversammlungen, demokratische Vereinssitzungen, Demonstrationen gegen unbeliebte Personen, Katzenmusiken oder Ständchen für Gefeierte Statt gefunden. So eine Volksversammlung in Heidelberg am 30. Juli,*) große Fackelzüge für Blum und Ruge in

*) Auf dem alten Schlosse. Hier präsidirte der alte Buchhändler Winter die Demokraten. Als sein eigener Sohn nicht leiden wollte, daß Matthy angegriffen werde, den er für einen Ehrenmann erklärte, wurde er den Berg hinabgeworfen, der Vater aber legte seine Hände auf Robert Blum und rief unter dem Jubel der Menge „das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Leipzig, im August. Am 10. September empörte sich das Volk in Chemnitz und wollte Regierung und Kammer in Sachsen, als zu gemäßigt, stürzen, erst am dritten Tag wurde der Aufruhr durch Militär besiegt. Zu gleichem Zweck tumultuirte das Volk in Leipzig. Am 11. war großer Auflauf in Köln. Am 18. während des Frankfurter Kampfs rief man in Worms und Alzei die Republik aus. Am 19. war großer Tumult in Coblenz und in Lübbenau, wo das Schloß des Grafen Lynar halb zerstört wurde. Am folgenden Tage wieder großer Auflauf in Köln, wo man die Mörder Lichnowski's leben ließ, und am 25., bis hier der Belagerungszustand proclamirt wurde.

Am 21. September ging Struve mit einer großen Freischaar von der Schweiz aus wieder über den Rhein, proclamirte zu Lörrach die deutsche Republik, verhaftete die Beamten, leerte die Kassen und schaltete als Dictator, wurde aber am 24. bei Staufen vom badischen General Hoffmann geschlagen. Die Freischaaren, feig wie immer, liefen beim ersten Schuß davon, die Soldaten verloren nur zwei Mann. Struve selbst wurde mit seiner schönen Frau auf der Flucht im Schwarzwald gefangen und in Bruchsal festgesetzt. Hecker hatte sich diesmal nicht betheiligt, verzweifelte am Gelingen der Revolution und wanderte nach Nordamerika aus. Gleichzeitig mit dem Struve'schen Einfall sollte sich der ganze Schwarzwald erheben. Ein gewisser Rau wollte am 26. Sept. das jährliche Volksfest zu Cannstadt benutzen, um hier die Republik auszurufen. Das bewaffnete Volk sollte von allen Seiten zuströmen, aber die württembergische Regierung stellte Truppen und Kanonen auf, die Bauern ließen sich von den städtischen Demokraten nicht mitfortreißen, die Zuzüge stockten, Rau selbst nahm Reißaus und gab sich, da er nicht entrinnen konnte, freiwillig gefangen. An demselben Tage (26.) empörte sich das Volk in Sigmaringen, aufgehetzt vom Advokaten Würth, der Fürst mußte flüchten, wurde aber durch bayerische Truppen wieder zurückgeführt. So zogen die Demokraten überall den Kürzern. Die Bewegungen dauerten übrigens noch

lange fort. Am 6. October gab es noch große Tumulte in Zwickau und Hildburghausen, am 9. in Lübeck, am 13. im Bernburgischen.

Auch in Berlin machten die Demokraten großen Lärmen. Bald nach des Königs Kölner Reise am 30. August tagte der Demokratenverein zu Charlottenburg, wurde aber von der loyalen Bürgerschaft umringt und gesprengt, wobei die Brüder Edgar und Bruno Bauer Mißhandlungen erlitten. Das veranlaßte eine brausende Aufregung in Berlin, wobei der deutschkatholische Prediger Doviat als Agitator glänzte. Am 22. wurden dem Minister Auerswald, als er eben mit einer Gesellschaft bei der Tafel saß, die Fenster eingeworfen und es kam zum Kampf mit den Constablern, aber der beabsichtigte Rachezug nach Charlottenburg unterblieb, ohne Zweifel aus Furcht vor dem Militär. Wie die Wühler nach und nach Furcht beschlich, erkennt man auch aus dem Benehmen des Chefs der Nationalgarde, Rimpler, der am 7. September alle seine Streitkräfte der constituirenden Versammlung zur Verfügung stellte, und aus einem Beschluß, den die Versammlung an demselben Tage faßte. Nämlich auf Steins Antrag kam sie auf einen frühern Vorschlag zurück, nach welchem alle Offiziere, die sich nicht aufrichtig dem Zeitbewußtseyn anbequemen wollten, die Armee verlassen sollten, und beschloß, diese Ausscheidung der Offiziere solle sogleich vorgenommen werden. Stein, Waldeck, Temme (ein ins demokratische Lager übergetretener Staatsanwalt) wurden mit Ständchen bedacht und auf den Schultern getragen als die großen Sieger. Die Minister aber dankten sämmtlich ab. Am 17. wurde in großen Volksversammlungen zu Berlin und Potsdam der Versuch gemacht, die Truppen zu verführen, was aber nicht gelang. Am 21. ernannte der König ein neues Ministerium, an dessen Spitze v. Pfuel trat (Eichmann, Dönhoff und ein dritter Auerswald, Bruder des früheren Ministers und des Generals). Am gleichen Tage mußte in Breslau wegen Tumult der Belagerungszustand proclamirt werden. Pfuel kündigte gleiche Strenge für Berlin an, daher eine auf den

25. anberaumte große Volkserhebung daselbst wieder abgesagt wurde und nur einzelne Excesse vorfielen.

Nach dem gänzlichen Mißlingen des Frankfurter Aufruhrs verschwanden von dort mehrere der kühnsten Demokratenhäupter. Robert Blum, Fröbel und einige Andere begaben sich nach Wien. Arnold Ruge und Andere nach Berlin, in der Hoffnung, hier demokratische Massenbewegungen durchsetzen zu können, was sie in Frankfurt nicht vermocht hatten. Daraus erklärt sich der fulminante Aufruf des „Centralausschusses des demokratischen Deutschland“ von Berlin aus am 3. October, worin das Frankfurter Parlament als „mit Schmach beladen“ verworfen, im Namen der Volkssouveränetät gegen sein Fortbestehen protestirt und ein allgemeiner Demokratencongreß auf den 26. nach Berlin ausgeschrieben wurde, ein künftiger Convent. Am 16. erfolgte hier ein blutiger Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Bürgerwehr und wurden Barrikaden gebaut. Am 18. belagerte der Pöbel die constituirende Versammlung, wies Stricke vor, an denen er die Gemäßigten hängen wollte und insultirte die heraustretenden Abgeordneten. In denselben Tagen tumultuirte der Pöbel in Greifswalde und Elbing und mußte die wild aufgeregte Gegend von Liegnitz militärisch besetzt werden. Am 26. kam der Demokratencongreß wirklich zu Stande, aber er hatte nichts Imposantes. Die Schwätzer hatten keinen Muth. Eine große Volksversammlung am 29. sollte den letztern beleben, aber sie wagte nicht zu handeln, sie wollte erst abwarten, ob das Volk in Wien siegen werde, mit dem damals alle Gemüther sich beschäftigten. Eine unsinnige Sturmpetition, von Ester an der Spitze großer Volksmassen am 30. der Versammlung überbracht, forderte dieselbe auf, die ohnmächtige, von den Demokraten selbst verachtete Reichsgewalt in Frankfurt um Schutz für die Wiener Insurrection anzugehen. Die Versammlung votirte eben die Abschaffung des Adels, konnte aber begreiflicherweise den fernen Wienern keine Hülfe spenden. Da umringte der Pöbel den Saal, ließ keinen Abgeordneten heraus, drohte wieder mit den Stricken und schreckte die armen gefangenen Volksver-

treter die ganze Nacht durch wahnsinniges Geheul. Aber zu einem entscheidenden Schlage, zu einem Marsch gegen das Militär, auch nur zum Versuch einer provisorischen Regierung hatten die Demokraten keinen Muth. Nirgends machten sie sich verächtlicher als in Berlin.*)

Auf Wien allein hofften sie noch, dort war das Volk Meister und Kossuth mit der ganzen Macht Ungarns stand ihm zur Seite. Wien war im Sommer von fast allen Reichen und Vornehmen verlassen. Der Sicherheitsausschuß und die Aula herrschten neben dem Ministerium und Reichstag fort. Geld war so rar, daß die Ausfuhr desselben verboten und z. B. keinem Buchhändler erlaubt war, bei der Leipziger Messe seinen Verpflichtungen zu genügen. Die Arbeiter gingen in den Häusern der Bürger umher und erzwangen sich Almosen. Um sie zu beschwichtigen, ließ das Ministerium eine große Menge derselben auf Staatskosten öffentliche Arbeit verrichten. Die schlechteste Presse, von Studenten und Juden besorgt, schändete jene Tage. Auch Ronge kam nach Wien, um Oesterreich zu deutschkatholisiren, fand aber so wenig Anklang hier, wie Uhlich in Berlin.

Die constituirende Nationalversammlung für Oesterreich war am 22. Juli noch von Erzherzog Johann, kurz bevor derselbe seine Residenz definitiv nach Frankfurt verlegte, in Wien eröffnet worden. Gleich der Berliner Versammlung enthielt auch sie eine Menge Mittelmäßigkeiten und Verschrobenheiten und wurde, anstatt einen Impuls auf das Volk auszuüben, von den Clubs und vom Straßenpöbel terrorisirt. Eine sichere Mehrheit hätte sich in ihr nur bilden können, wenn die Böhmen mit den Deutschen zusammengestanden wären, aber der leidige Streit der Nationen hinderte diese Eini-

*) Bassermann, als Reichscommissär von Berlin in die Paulskirche zurückgekehrt, schilderte das scheußliche Aussehen des Berliner demokratischen Pöbels und nannte sie „Gestalten“. Diese „Bassermann'schen Gestalten“ und die „Bummler“ (Herumtreiber, demokratische Pflastertreter) wurden damals sprichwörtlich.

gung. Aus Besorgniß, die Slaven könnten die Mehrheit erlangen, hielten sich viele Deutsche lieber zur Opposition und ließen sich von Kossuth mißbrauchen. Die Slaven konnten auch kein Vertrauen erwecken. Palackys Intriguen waren längst bekannt und was mußte der gebildete Deutsche empfinden, wenn er neben sich als Reichstagsabgeordnete 32 galizische Bauern sitzen sah, die ohne alle Bildung und ohne deutsch zu können, nur immer mit den Böhmen stimmten und des Nachts bei den gemeinen Soldaten in der Kaserne schliefen, weil sie ihre Diäten mitheimzubringen verpflichtet waren! Uebrigens herrschte anfangs in der Versammlung dieselbe Mäßigung, wie in der Stadt, denn Kossuths Partei, welche die Zügel jeder Bewegung in den Händen hielt, gebot damals Ruhe, um den Kaiser nach Wien zurückzulocken. In Innspruck stand der Kaiser zu sehr unter dem Einfluß des Muthes, der aus Radetzkis Lager kam, hauptsächlich durch den Fürsten Felix Schwarzenberg. Man wollte ihn daher wieder in Wien haben, um ihn hier besser terrorisiren und seiner Schwäche alles abtrotzen zu können. Als am Ende Juli Jellachich in Wien mit einem großen Fackelzug geehrt wurde, hielten sich die zahlreichen Anhänger Kossuths doch ganz ruhig.

Kaiser Ferdinand kehrte nun wirklich am 12. August nach Wien zurück, ob aus Vertrauen in die künftige Ruhe Wiens, oder auf Antrieb einer entschlossenen kaiserlichen Partei, die eine Entscheidung haben wollte und sich auf Windischgrätz und Radetzki verließ, ist ungewiß. Die Aula schien zu ahnen, mit ihrer Herrschaft werde es bald aus seyn. Bei einer großen Musterung am 19. kehrte die academische Legion, indem sie beim Kaiser vorbeizog, wie auf Commando das Gesicht von demselben ab und spielte den schändlichen „Fuchsmarsch“. Am 20. wagte das Ministerium den ersten kühnen Schritt und setzte den Lohn der öffentlichen Arbeiten herab. Die Arbeiter empörten sich, wurden aber von der Municipalgarde besiegt, und am 24. löste die Regierung den Sicherheitsausschuß auf, der auch keinen Widerstand wagte. Am 12. Sept.

war Wien in neuer Unruhe durch den Schwindel eines gewissen Swoboda, der das Volk mit Privatactien betrogen hatte, für die der Staat keine Garantie übernahm. Die wirkliche Noth der Betrogenen bewog jedoch die Regierung, sie mit ½ Million Gulden zu unterstützen, wozu noch weitere 2 Millionen für die Armen überhaupt kamen. Am 9. bestätigte der Kaiser die vom Reichstag beschlossene Aufhebung des ländlichen Unterthanenverbandes und Entlastung alles bäuerlichen Besitzes. Damals nahm ein „constitutioneller Verein“ in Wien die schwarzgelbe Farbe wieder an und es gab deshalb Raufereien wie in Berlin.

Das unentschiedene Benehmen der Wühler in Wien war nicht Schwäche, sondern hing von Kossuths Politik ab. Kossuth hatte am 22. Juli im ungarischen Reichstag die Aushebung von 200,000 Mann Nationaltruppen (Honveds) und das Ausgeben von 42 Millionen Gulden in Papiergeld (die berüchtigten Kossuthnoten) durchgesetzt, um sich eine Macht zu schaffen, mit der er nöthigenfalls dem Kaiser würde widerstehen können. Da ihn aber die Serben und Croaten bedrohten, hoffte er diese durch ein Machtwort des Kaisers wohlfeiler als durch Schlachten loszuwerden. Er hütete sich also noch, mit dem Kaiser zu brechen, und nahm die Miene an, als ob ihm am Frieden und Wohlstand des Reichs alles gelegen sey. Auch legte er im Kampf mit den Serben den größten Werth darauf, daß seine Truppen im Namen des Kaisers die Serben als Rebellen gegen den Kaiser behandelten. Dieser blutige Kampf war im Banat seit dem Juli aufs heftigste entbrannt. Die Serben fochten gleich den alten Hussiten, auf und hinter ihren beweglichen Wagenburgen. Der Nationalhaß zwischen ihnen und den Magyaren war so furchtbar, daß von beiden Seiten die gräßlichsten Grausamkeiten verübt wurden. Die Serben zeichneten sich durch die lange Vertheidigung von Szent-Tamas und durch mehrere Siege aus, bis im August ihr Lager bei Perlaß von dem ungarischen General Kiß gesprengt wurde. Aber nun brach Jellachich mit einem starken Croatenheer von Agram auf und überschritt die Donau, um

wirklich im Namen des Kaisers die Ungarn zu züchtigen, die nur zum Schein in seinem Namen handelten.

Das bewog Kossuth, eine große Deputation von 150 ungarischen Herren nach Wien zu schicken, um dem Kaiser ehrerbietig vorzustellen, er möge zu ihnen nach Pesth kommen, Ungarn persönlich regieren, zunächst aber die noch in Italien stehenden ungarischen Regimenter heimkehren lassen, um ihr Vaterland zu schützen, und Jellachich bestimmen, von seinem feindlichen Angriffe abzustehen. Aber der Kaiser antwortete ihnen am 6. September, sein Gesundheitszustand hindere ihn, nach Pesth zu reisen, er werde übrigens die Gesetze und Integrität des Reichs zu erhalten wissen und ihnen durch das ungarische Ministerium seine weiteren Entschließungen bekannt machen lassen. Hierauf entfernten sich die Deputirten und pflanzten, indem sie das Dampfschiff bestiegen, welches sie nach Pesth zurückbrachte, die rothe Fahne auf und steckten rothe Federn auf ihre Hüte. Unterdeß war Jellachich schon am 4. durch ein kaiserliches Handschreiben erfreut worden, welches ihn in alle seine Aemter wiedereinsetzte, und bald darauf verbot ein kaiserlicher Befehl den Ungarn, gegen Jellachich zu kämpfen.

Kossuth trat sofort in Pesth an die Spitze eines Landesvertheidigungsausschusses und betrieb energisch den Krieg gegen die Croaten. Eine zweite große Deputation, die er nicht mehr an den Kaiser, sondern an die Nationalversammlung in Wien schickte, wurde von der letztern nicht angenommen, fraternisirte aber mit dem demokratischen Verein in dieser Hauptstadt und gab ihr die Loosung: Wien muß mit Ungarn siegen oder untergehen! Fröbel befand sich damals schon in der Mitte der Wiener Demokraten, der Hauptredner jener Tage aber war der Jude Tausenau, Kossuths Agent. Man wollte die Bauern ins Interesse ziehen, durch sie das Volksheer verstärken. In Schaaren wurden sie nach Wien gelockt, um am 24. dem Abgeordneten Kudlich, der am meisten für die Bauernemancipation gethan, einen Fackelzug zu bringen. Auch diesmal hielt Tausenau wieder eine Rede zum Volk gegen die

Reactionäre und schloß mit den Worten: die Hunde müssen alle hängen! Kossuth soll damals ausgerufen haben: eine Million für eine neue Revolution in Wien! Gewiß ist, daß er viel Geld ausgab. Durch Pulszky empfingen die Juden Tausenau und Goldmark damals Geldsummen von ihm. Auch an die Studenten wurde Geld vertheilt. Als denjenigen aber, den man wegräumen müsse, wurde damals schon der Minister Latour bezeichnet, weil Kossuth fürchtete, derselbe werde außer den Croaten bald auch deutsche und böhmische Truppen gegen Ungarn schicken. Schon im September durchlief Wien das Geschrei „Latour muß hängen!“

Ein Versuch des Erzherzog Palatinus Stephan, den Krieg aufzuhalten, mißlang. Er begab sich in das ungarische Heerlager bei Ofen, die Ungarn litten aber nicht, daß er ins Lager der Croaten gehe, wohin ihn Jellachich zur Unterhandlung eingeladen hatte, und da er endlich begriff, daß er nur zu lange von Kossuths Partei mißbraucht worden, legte er sein Amt nieder und ging nach Wien, am 21. September. Der Kaiser aber ernannte sogleich den General Grafen Lemberg zu seinem Statthalter, dem alles in Ungarn gehorchen solle. Batthyanyi und sein gemäßigter Anhang beschloß in Pesth, den neuen Statthalter anzuerkennen und mit Jellachich einen Waffenstillstand abzuschließen, zu welchem Behuf er selbst ins ungarische Lager abreiste, wo er Lemberg vermuthete. Kossuth war damals gerade von Pesth abwesend, um das Land aufzuregen. Nun befand sich aber Lemberg nicht im Lager, sondern in Ofen, von wo er arglos und allein in einem Wagen nach Pesth hineinfuhr. Ein Adjutant, den ihm Hrabowski von Ofen aus mitgegeben, verließ den Wagen unterwegs aus Angst. Kossuth war nämlich am 27. nach Pesth zurückgekehrt, hatte Batthyanyi's Maaßnahme widerrufen und dem Grafen Lemberg statt Gehorsam Tod geschworen. Als der arme Statthalter nun über die Donaubrücke fuhr, kam ihm schon ein Schwarm Sensenmänner entgegen, riß ihn aus dem Wagen und schlachtete ihn auf grausame Weise ab, während er wie erstaunt zu seiner Rechtfertigung das kaiserliche Schreiben noch

hoch emporhielt, am 28. September. Nun war keine Versöhnung mehr möglich. Batthyanyi floh nach Wien. Am 29. stießen die Ungarn unter General Moga und Jellachich bei Velencze zusammen, brachen aber beide das schwache Gefecht bald wieder ab, um sich erst noch mehr zu verstärken. Bald nachher aber wurden die Generale Rott und Philippowich, die mit 8000 Mann zum Ban stoßen sollten, von den Ungarn unter General Perczel umringt und gefangen. Am 30. ließ Arthur Görgey, einer der neuen ungarischen Generale, den Stuhlweißenburger Administrator Grafen Zichy, weil er Jellachichs Autorität anerkannt hatte, standrechtlich erschießen.

Die längst vorbereitete Revolution in Wien selbst, durch die sich Kossuth decken wollte, begann am 6. October. Ein Grenadierbataillon sollte von Wien zur Unterstützung des Ban abmarschiren, wurde aber durch Geld, Wein und Mädchen zur Insubordination gebracht. Als es dennoch, von andern Truppen begleitet, marschiren mußte, warfen Arbeiter, Nationalgarden und Studenten Barrikaden vor ihnen auf, zertrümmerten eine Eisenbahnstrecke und begannen offenen Kampf an der Taborbrücke, wo sie ein Paar Kanonen wegnahmen, den General Bredy und Oberstlieutenant Klein tödteten. Ein loyaler Theil der Nationalgarde hatte den Stephansthurm besetzt, damit nicht Sturm geläutet werde, die Garden aus den Vorstädten aber stürmten gegen sie an und es gab ein Blutbad in der Kirche. In andern Theilen der Stadt wurde das Militär angegriffen, der Palast des Fürsten Windischgrätz demolirt, das Zeughaus bedroht. Da verständigte sich der Reichstag unter Strobachs Vorsitz mit den im Kriegsministerium versammelten Ministern um freiwilligen Abzug der etwa 10,000 Mann starken Truppen unter dem Grafen Auersperg aus der Stadt, wogegen sich der Reichstag verpflichtete, die Minister zu schützen. Die Abgeordneten Borrosch, Schmolka und Goldmark übernahmen persönlich diesen Schutz. Kaum aber zog das Militär ab, so wälzten sich wüthende Schaaren gegen das Kriegsministerium. Die

Compagnie Grenadiere, welche hier noch stand, hatte Befehl, nicht zu feuern und sich ganz ruhig zu verhalten. In ihrer Gegenwart nun stürmte der Pöbel ins Innere des Hauses, aus dem sich die übrigen Minister noch zeitig genug entfernt hatten, und suchte Latour. Man hatte ihn verleugnet, aber der Jude Goldmark versicherte den Pöbel, er sey noch da. Der unglückliche Minister wurde nun im ganzen Hause gesucht, aus einem Winkel hervorgezogen und zuerst von einem Ungarn mit einem Hammer auf den Kopf geschlagen, dann mit unzähligen Schüssen, Hieben und Stichen zerfetzt und im Hofe an den Laternenpfahl aufgehängt, noch den ganzen Tag hindurch umheult vom rasenden Pöbel, der nicht aufhören wollte, die Leiche zu schänden.*)

Ein Volkshaufe drang auch in die Nationalversammlung ein. Präsident Strobach und fast alle böhmischen Abgeordneten, die der Pöbel mit Tod bedrohte, entflohen. Schmolka nahm den Präsidentenstuhl ein und die Versammlung erließ eine Proklamation, in welcher Latours Mord nur als ein „Act schrecklicher Selbsthülfe des Volks“ bezeichnet und eine allgemeine Amnestie verheißen wurde. Da die Regierung selbst durch Zurückziehung der Truppen bewiesen hatte, wie wenig ihr Muth inwohnte, ließ Tausenau durch den Studentenausschuß die von ihm verfaßte und unterzeichnete Adresse an den im Schloß zu Schönbrunn bei Wien weilenden Kaiser abgehen, worin von demselben die Zurücknahme aller gegen Ungarn beschlossenen Maaßregeln und aller bisherigen Vollmachten Radetzki's gefordert wurde. Dieses Actenstück verrieth den ganzen Zweck des Aufruhrs und seiner Urheber. Nicht nur Pulszki, auch Batthyanyi waren damals in Wien den ganzen Tag mit Geldspenden beschäftigt, im engsten Verkehr mit dem demokratischen Verein, der vom Sperl aus den ganzen Aufruhr lenkte. Auch Bach und Wessenberg sollten ermordet werden. Die ganze Nacht hindurch wurde

*) Ein gewisser Jurkowich, der am 20. März 1849 mit zwei andern Mördern Latours hingerichtet wurde, gestand, in der Aula fl. 30 für den Mord empfangen zu haben.

erst das bürgerliche, dann das kaiserliche Zeughaus vom Volk gestürmt, zum Theil verbrannt. In letzterem wehrte sich eine kleine Abtheilung Truppen unter Hauptmann Kastell aufs tapferste und erhielt am Morgen freien Abzug. Die herrlichsten Waffen aller Zeit, Denkmäler des Ruhmes, wurden hier gestohlen. Als ein Theil wieder herbeigeschafft war, plünderte der Pöbel sie noch einmal. Skanderbegs Schwert wurde um einen Gulden verkauft. Die Zahl der Todten dieses Tages schätzte man auf 150.

Am folgenden Tage war die ganze kaiserliche Familie aus Schönbrunn verschwunden; der Kaiser flüchtete nach Olmütz, von wo aus er gegen die Zuchtlosigkeiten der Wiener protestirte, und wo ihn die Loyalität des Volks und die Nähe seines Feldherrn Windischgrätz schützte. Graf Auersperg aber bezog ein Lager auf den Höhen des Belvedere bei Schönbrunn, während Jellachich von Raab aus, bis wohin er gekommen war, plötzlich sich umwandte und dem bedrängten Wien zuzog, Windischgrätz in Prag aber gleichfalls Anstalten traf, um mit aller seiner Macht gegen Wien aufzubrechen. Die böhmischen Abgeordneten protestirten gleichfalls gegen die Wiener Vorgänge, erklärten die Nationalversammlung für nicht frei und beriefen alle ihre Gesinnungsgenossen zu einer Besprechung nach Brünn. So war Wien von allen Seiten von Feinden bedroht. Es fühlte seine Isolirung und suchte nach Hülfe. Zwar zogen ihm viele Tollköpfe, selbst Nationalgarden aus den Provinzialstädten zu, aber ein Versuch Kudlichs, die Bauern zum allgemeinen Aufstande zu bringen, mißlang. Kudlich wurde aufgefangen, jeder Weg nach Wien nach und nach von Truppen versperrt und jede Ortschaft im Bereich der Truppen entwaffnet. Eine sehr wirksame Hülfe hätte Moga den Wienern leisten können, wenn er Jellachich rasch nachgefolgt wäre. Aber Kossuth wollte den Wienern kein Opfer bringen, sondern sich nur ihrer bedienen. Unter dem Vorwand, das ungarische Heer müsse erst von der österreichischen Nationalversammlung eingeladen und legitimirt seyn, hielt man es zurück. Uebrigens sollen auch viele Ungarn im Heere

sich geweigert haben, außerhalb Ungarn gegen österreichische Truppen zu fechten. Die Nationalversammlung wagte aber nicht, durch die Berufung der Ungarn offen mit dem Kaiser zu brechen.

Waren in Wien auch zahlreiche Streitkräfte gehäuft, so fehlte es doch an einheitlicher Leitung und an einer hinlänglichen Befestigung der Stadt. Ein Reichstagsausschuß, ein Studentenausschuß, ein demokratischer Verein, der neue Gemeinderath, das Hauptquartier des neugewählten Obercommandanten Messenhauser (eines schreibseligen Wiener Poeten) machten einander die Oberleitung streitig und alles redete, rieth und befahl durch einander. Messenhauser überließ die Anstalten zur Vertheidigung zu treffen dem polnischen Flüchtling, General Bem, und den Oberbefehl über die Artillerie einem andern polnischen Offizier, Jellowicky. Robert Blum hielt eine donnernde Rede in der Aula, worin er (Danton nachahmend) zum schonungslosen Morde aller „innern" Feinde in Wien selbst aufforderte. Wiener Blätter erklärten sich freimüthig dagegen und nannten es eine ehrlose Zumuthung. Um den Pöbel zur Rache zu reizen, trug man eine gräßlich verstümmelte Leiche durch die Straßen und behauptete, das sey ein von den Soldaten zu Tode gemarterter Student. Aber auch das wurde bald als Lüge erkannt. Auersperg verließ das Belvedere und vereinigte sich mit Jellachich, beide cernirten Wien so gut als möglich, warteten aber erst Windischgrätz ab, ehe sie den eigentlichen Angriff begannen. Je länger nun die Entscheidung auf sich warten ließ und die Zufuhren abgeschnitten wurden, je mehr gänzliche Einsperrung und Hungersnoth drohte, um so bänger wurde allen denen ums Herz, die nur poltronirt hatten. Die akademische Legion löste sich bis auf ein schwaches Bataillon unvermerkt auf. Eine Menge bisheriger Schreier verschwand spurlos. Tausenau ging mit einer Summe Geldes durch, die ihm anvertraut worden war, um dem hungernden Volk Lebensmittel anzuschaffen.

Am 16. October wurde Fürst Windischgrätz zum Oberbefehlshaber aller kaiserlichen Truppen ernannt, mit Ausnahme des Heeres

von Radetzki, und am 20. erklärte der Fürst bereits Wien in Belagerungszustand. Ein Versuch der vom Reichsverweser und dem Frankfurter Parlament zur Vermittlung entsendeten Reichsboten Welcker und Mosle mißlang gänzlich. Sie wurden im Lager des Fürsten Windischgrätz und beim Kaiser in Olmütz höflich abgespeist, in Wien selbst aber ihr Manifest als ein „centralgewaltiger Unsinn des Reichsverwelkers" offen verhöhnt. Wenn von Frankfurt und Berlin aus schon einige Monate früher große Heeresmassen aufgebrochen wären, um Radetzki und Windischgrätz zu unterstützen, nur dann hätten die Reichsboten ein Wort mitsprechen dürfen. Nach so viel Versäumniß und in ihrer notorischen Unmacht konnte sich die deutsche Centralgewalt nur noch lächerlich machen. Am 22. berief der Kaiser den Reichstag von Wien nach Kremsier bei Olmütz. Dem fügte er sich aber nicht und erklärte die von Windischgrätz getroffenen Maaßregeln für ungesetzlich.

Am 23. begann der Angriff auf die Vorstädte. Windischgrätz hatte 30,000, Jellachich 35,000, Auersperg 15,000 Mann, von denen die Stadt ringsum eingeschlossen war. Der erste Kampf entbrannte an der Nußdorfer Linie und wurde am 24. fortgesetzt, am 25. in der Brigittenau und im Prater. Hier wurde ein großer Ausfall der Wiener in der Nacht von den Truppen zurückgeschlagen. Am 26. neue Ausfälle, alle vergebens. Am 27. wurde nur geplänkelt, aber am 28. erfolgte der Hauptangriff auf die Leopoldstadt und Jägerzeile, Erdberg und Wieden, indeß gegen die Hernalser, Lerchenfelder und Mariahilfer Linie nur Scheinangriffe gemacht wurden. Der Kampf war äußerst hartnäckig, besonders an der Jägerzeile und in der Leopoldstadt. Viele Häuser brannten ab, bis es den Truppen gelang, hinter die festesten Barrikaden zu kommen. Am 29. drangen sie bis auf das Glacis vor, welches die innere Stadt von den Vorstädten trennt. Die Einwohner litten viel Noth, indem sie hier von den wüthenden Arbeitern aus den Häusern gejagt und auf die Barrikaden gestellt, dort von den Croaten geplündert wurden. Am Abend dieses Tages erklärte Messen-

hauser, die Munition sey ausgegangen, die Stadt lasse sich nicht länger halten. Eine Deputation unterhandelte mit Windischgrätz, der aber keine Bedingungen gestattete, sondern Uebergabe auf Gnade und Ungnade verlangte. Da legte ein großer Theil der Nationalgarden die Waffen nieder und die Aula löste sich auf. Bem und Pulszki waren schon entwischt. Am Morgen des 30. forderte sowohl Messenhauser, als der Gemeinderath Jedermann zur Niederlegung der Waffen auf. Aber Robert Blum und Fröbel hockten hoch oben auf dem Stephansthurm und forschten mit Fernröhren nach der ungarischen Armee, die jetzt noch, in der letzten Stunde, den Wienern zu Hülfe kam. Moga rückte an die Schwechat vor. Man sah vom Thurm den Blitz und Rauch der Kanonen. Da wurde ganz Wien allarmirt, zu den Waffen gerufen, an Messenhausers Stelle der noch unfähigere Fenneberg, ein früher aus der österreichischen Armee ausgeschiedener Lieutenant, zum Oberbefehlshaber ernannt und der Kampf erneuert. Nach kurzer Kanonade bei Schwechat zog sich das ungarische Heer vor Jellachichs Reiterei schon wieder zurück und räumte das Feld. Da sank den Wienern der Muth. Am 31. schossen die Soldaten das Burgthor zusammen und drangen unaufhaltsam ins Innere der Stadt ein, aller Widerstand hörte auf. Die Burg, die man eben noch in Brand hatte stecken wollen, wurde gerettet.

Windischgrätz stellte nun die Ruhe vollständig her, benahm sich großmüthig und ließ nur wenige Opfer fallen, so Jellowicky, Messenhauser und Blum, der am 9. November, trotz der von ihm behaupteten „Unverletzlichkeit als deutsches Reichstagsmitglied“, in der Brigittenau erschossen wurde. Fröbel sollte gehenkt werden, Windischgrätz ließ ihn aber als unbedeutend springen. Noch wurden zwei Journalisten, deren Federn am meisten gewüthet hatten, Becher und Jellinek erschossen. Die constituirende Versammlung mußte nach Kremsier pilgern. In Olmütz erfolgte damals ein zur Rettung der Monarchie unerläßlich gewordener Umschwung. Am 24. November trat der geniale, nichts fürchtende Fürst Felix

Schwarzenberg an die Spitze des Ministeriums mit Bach, Krauß, Stadion, Bruck und Cordon, und am 2. Dezember legte Kaiser Ferdinand die Krone, die ihm zu schwer geworden war, freiwillig nieder und trat sie, da sein Bruder Franz Karl entsagte, dessen Sohn, dem jungen Erzherzog Franz Joseph ab. Der Reichstag in Kremsier setzte den in Wien fort, vernichtete aber die Protokolle vom 28—31. October und war viel zahmer geworden. Die Böhmen hatten hier wieder die Oberhand und waren anfangs loyal, als sie aber nicht alle ihre Forderungen und Wünsche durchsetzen konnten und in dem neuen sehr energischen Ministerium die Tendenz wahrnahmen, allen im österreichischen Kaiserstaat vereinigten Nationalitäten mit der verjüngten und militärisch gerüsteten Kraft des einheitlichen, omnipotenten kaiserlichen Willens entgegenzutreten, schloßen sie sich an die Linke an und machten, vor allen der beredte Rieger, wieder Opposition, doch auf nicht lange mehr. Ein polnischer Insurrectionsversuch in Lemberg, der Hauptstadt von Galizien, am 1. November, wurde mit wenigen Kanonenschüssen besiegt.

Hatte man in Preußen mit größter Spannung auf das Ende des Wiener Kampfes gewartet, so übte dasselbe jetzt auch den stärksten moralischen Rückschlag auf Berlin. Hier war noch alles, was Ehre und Bildung besaß, empört über die schändlichen Vorgänge am 31. Oktober, als die Nachricht vom Siege der kaiserlichen Truppen in Wien anlangte und schon am 4. November beauftragte der König den General Grafen von Brandenburg (natürlichen Sohn Friedrich Wilhelms II.), ein neues Ministerium zu bilden. Am folgenden Tage protestirte dagegen die constituirende Versammlung mittelst einer Deputation, drohend, das neue Ministerium werde niemals das Vertrauen der Versammlung haben. Der König nahm die Adresse an, ließ sich aber in keine Discussion ein. Der jüdische Abgeordnete Jacoby frug: wollen Sie uns nicht hören? Nein, sagte der König und wandte sich um. Da rief ihm jener laut nach: „das ist das Unglück der Könige, daß sie die Wahrheit

nicht hören wollen.“ Worte, denen zur Erhabenheit alles fehlte, da die Deputation gar nicht im Fall war, dem König irgend eine heilsame Wahrheit zu sagen; Worte, die im Munde eines aufdringlichen Juden doppelt frech erschienen, aber gleichwohl damals in Berlin für so erhaben genommen wurden, daß ihr Sprecher einen glänzenden Fackelzug erhielt. Am 8. befahl der König, die Versammlung solle sich von Berlin nach der Stadt Brandenburg (das preußische Kremsier) begeben. Sie protestirte abermals. Allein am 10. rückte General Wrangel an der Spitze zahlreicher Truppen plötzlich in Berlin ein und — fand nicht den mindesten Widerstand. Die Demokraten waren klug genug, einen Kampf nicht zu wagen, in welchem sie sicher unterlegen wären, und was in Wien ein blutiges Trauerspiel gewesen, wurde in Berlin zur Posse. Die Nationalgarde lieferte ihre Waffen ab, die compromittirtesten Wühler machten sich aus dem Staube. Aus der constituirenden Versammlung traten alle loyalen Abgeordneten aus, nur die linke Seite mit ihrem Präsidenten Unruh vereinigte sich, nachdem ihr der Ständesaal verschlossen worden, noch einigemal an andern Orten und verweigerte die Steuern, mußte sich aber zuletzt doch bequemen, nach Brandenburg zu gehen. Die Wendung der Dinge in Berlin erregte große Wuth bei den Demokraten in Breslau, Frankfurt an der Oder, Halle, Erfurt, Düsseldorf und einigen andern Orten und kleine Tumulte, die jedoch gestillt wurden. — In Leipzig war große Aufregung wegen Blums Hinrichtung, man warf dem sächsischen Gesandten in Wien vor, daß er nicht eingeschritten sey rc. Die Demokraten wollten sogar von hier und Halle einen Rachezug nach Berlin unternehmen. Eben so aus Stettin und Frankfurt an der Oder. Die liberalen Kammern von Meklenburg, Oldenburg und Köthen, sogar das Frankfurter Parlament protestirte gegen die Verlegung der Berliner Kammer nach Brandenburg. Aber es blieb bei hohlen Worten.

Die Versammlung wurde am 27. November wirklich in der Stadt Brandenburg eröffnet, die rechte Seite hatte sich zuerst eingefunden

und die linke kam nach, wenn auch nur um zu protestiren und Skandal zu machen. Dies gelang ihr am 1. Dezember, indem sie, um einen Beschluß zu verhindern, tumultuarisch den Sitzungssaal verließ. Aber schon am 5. löste der König die ganze Versammlung auf, octroyirte eine schon vorbereitete Verfassung mit zwei Kammern und schrieb Neuwahlen zu deren Zusammentritt am 26. Februar aus.

Zehntes Buch.

Der Krieg in Ungarn.

Was dem Fürsten Windischgrätz in Prag und Wien gelungen war, sollte er nun auch in Pesth versuchen. Der junge Kaiser befahl ihm, Ungarn zu unterwerfen. Er verstärkte sich so schnell als möglich und begann den Feldzug schon Mitte Dezember.

Ungarn befand sich bereits ganz in der Gewalt Kossuths mit einziger Ausnahme der Festungen Arad, wo Berger, und Temeswar, wo Rukawina commandirte, und des siebenbürgischen Sachsenlandes, welches gut kaiserlich blieb, aber viel zu schwach war, um den Ungarn eine wirksame Diversion im Rücken machen zu können. Die Honveds waren in großer Zahl zur ungarischen Armee gestoßen und Kossuth gebot über eine furchtbare Macht. Moga wurde wegen seiner an der Schwechat bewiesenen Unfähigkeit vom Armeebefehl entfernt und der feurige Görgey trat an seine Stelle. Auch der polnische General Bem wurde jetzt von Pulszky aus Wien mitgebracht und ein Aufruf an die polnische Nation erlassen, sich mit der

magyarischen zu vereinigen. Da sich aber Bem weder mit Kossuth noch Görgey vertrug, gab man ihm das Commando in Siebenbürgen. Der ungarische Reichstag erkannte die Thronentsagung Ferdinands nicht an, behielt ihn als König von Ungarn bei und überredete die ungarischen Soldaten, sie föchten für ihren rechtmäßigen König gegen einen unberechtigten Usurpator. Die Regierung aber war im Landesvertheidigungsausschuß concentrirt, dem Kossuth vorstand.

Fürst Windischgrätz bewegte sich gegen Preßburg. Görgeys vorgeschobener Posten wurde am 14. Dezember auf beiden Flügelenden seiner Stellung aus Tyrnau und von Paarendorf an der Leitha zurückgeworfen, so daß er Preßburg aufgab und nach einem kurzen Gefecht mit dem Ban Jellachich bei Altenburg nach Raab, endlich bis nach Ofen zurückwich. Dahin zog sich auch Perczel zurück, nachdem er bei Moor eine Schlappe erlitten, und Oesterreicher unter Wrbna cernirten die Festung Komorn. Einen Kampf um Pesth-Ofen wollten die Ungarn nicht wagen. Es schien ihnen räthlicher, den Reichstag jenseits der Theiß nach Debreczin zu verlegen und die Oesterreicher tief in das Innere Ungarns während der schlechten Jahreszeit zu verlocken, wo sie durch Entbehrungen und Krankheiten leichter als durch Schlachten konnten aufgerieben werden. Kossuth nahm die heil. ungarische Krone von Pesth mit und am 5. Januar 1849 zog Windischgrätz ohne Widerstand in Ofen und Pesth ein. Nun aber stand er mitten im Winter vor der Ebene Mittelungarns, während die abgesonderten Corps, die er von Norden her durchs Gebirge nach Ungarn geschickt hatte, nichts ausgerichtet hatten. Das Corps von Frischeisen hatte sich durch den Jablunkapaß, durch den es gekommen, rasch wieder zurückziehen müssen; das Corps von Simunich belagerte vergebens Leopoldstadt; das vom Grafen Schlick siegte in der Nähe von Kaschau dreimal über die ihm dort unter Meszaros entgegengeschickten Ungarn, war aber zu schwach, um zumal bei der strengen Winterkälte sich weiter vor zu wagen.

Die ungarische Armee hatte sich getheilt. Görgey war von Pesth gegen Waizen, Perczel gegen die Theiß marschirt. Fürst Windischgrätz beschloß, dem ersteren zu folgen, weil derselbe den größeren Theil des ungarischen Heeres führte und ihm entweder über Komorn in den Rücken kommen, oder aber das Corps von Schlick vernichten konnte. Görgey aber ließ damals seine Armee eine Erklärung abgeben, daß sie nur für ihren rechtmäßigen König Ferdinand V. (den abgedankten Kaiser) und für die ungarische Verfassung kämpften. Ohne diese Erklärung würden ihm viele Ungarn gar nicht haben dienen wollen, weil sie durchaus nicht im Unrecht und nicht in einer Rebellion begriffen zu seyn glaubten. Görgey aber wollte sich zugleich auf die Armee stützen, um den polnischen und republikanischen Intriguen Kossuths einen Damm entgegenzusetzen. Von den Kaiserlichen unter Götz, den Windischgrätz ihm nachgeschickt, in der Mitte des Januar erreicht, wurden mehrere Abtheilungen Görgeys bei Windschacht, Schemnitz und Hodrich geschlagen; er selbst aber machte bei einer Kälte von 20 Grad einen 16stündigen Marsch über das Gebirge, um sich mit der Theißarmee zu vereinigen. Unterdeß aber hatte Kossuth über diese letztere Armee den Polen Dembinski zum Oberfeldherrn ernannt, um ihn gegen den ihm sehr mißfälligen Görgey zu gebrauchen. Da sich Schlick um diese Zeit vorgewagt hatte, hoffte Görgey ihn umzingeln zu können. Schlick aber zog sich nach einem Gefecht bei Tarczal gegen das von Klapka befehligte ungarische Corps glücklich wieder zurück, und Dembinski klagte man an, dessen Entkommen durch seine Fahrläßigkeit verschuldet zu haben.

Im Februar vereinigte sich das ganze ungarische Heer unter Dembinski's Oberbefehl bei Kapolna. Windischgrätz richtete dahin ebenfalls alle seine Streitkräfte und befahl Schlick, Verpelet in der rechten Flanke des Feindes wegzunehmen. Am 28. Februar entbrannte die blutige Schlacht bei Kapolna, in der die Ungarn nach tapferer Gegenwehr hauptsächlich durch Schlicks Erscheinen in Verpelet zum Rückzug gezwungen wurden. Aber es war für Win-

dischgrätz ein „steriler Sieg"; er konnte ihn wegen der Jahreszeit, der Entbehrungen und der Unwegsamkeit des Landes nicht verfolgen. Im ungarischen Lager aber brach der Groll der Magyaren gegen die Polen aus. Dembinski mußte abdanken, Kossuth behielt ihn jedoch in der Nähe und ließ durch ihn für den neu ernannten Oberbefehlshaber Vetter Pläne machen. Vetter aber übernahm das Commando noch nicht, welches interimistisch bei Görgey blieb. Dieser energische Mann und sein ihm sehr ergebenes Heer begannen nun aufs neue eine kühne Offensive, die mit der Ueberrumpelung des kaiserlichen General Karger in Szolnok begann, am 5. März. Karger verlor 1800 Mann und 11 Kanonen.

Auch Bem in Siebenbürgen erlangte Vortheile. In diesem Lande waren schon im Herbst 1848 die nationalen Elemente in Conflict gekommen. Die magyarischen Szekler wütheten in den von Wallachen (Rumänen) bewohnten Bezirken, und die Sachsen ergriffen mit den Wallachen Partei für den Kaiser gegen die Ungarn. Dem kaiserlichen General Puchner glückte es, am 5. Sept. bei Maros-Vasarhely 10,000 Szekler zu schlagen. Nun aber wurde Bem ins Land geschickt, der vom 17. Dez. bis 3. Januar in sechs Gefechten im Norden von Siebenbürgen die Kaiserlichen schlug und nach der Bukowina jagte, dann über den Süden herfiel und auch hier in mehreren Gefechten den General Puchner schlug, am 4. Februar bei Vizakna eine Niederlage erlitt, aber am 9. abermals bei Piski siegte. Mittlerweile waren die Kaiserlichen unter Oberst Urban aus der Bukowina wieder eingebrochen, Bem wandte sich blitzschnell gegen sie und schlug auch sie am 23. bei Jaad wieder zurück. Damals schickten die Städte Hermannstadt und Kronstadt Deputationen an den russischen General Lüders in der Wallachei ab, ihn um Schutz zu bitten, denn die Magyaren wütheten aufs grausamste, plünderten und brannten. Der Russe erklärte zwar, er habe keine Vollmacht, rückte aber doch hart an die Grenze, wogegen Fuad-Effendi türkischerseits vergebens protestirte. Als Bem immer näher kam, schickte Lüders wirklich 5000 Russen nach Hermannstadt.

Bem aber, nach einem unglücklichen Kampf mit Puchner bei Mediasch griff keck Hermannstadt an und jagte am 9. März die Russen hinaus, bemächtigte sich aller Vorräthe in der Stadt, ließ aber keine Barbareien begehen. Puchner konnte sich nun nicht mehr länger halten und zog sich in die Wallachei zu den Russen zurück.

Diese genialen Schläge Bems und Görgeys kühnes Vorgehen machten die Hoffnungen, welche Fürst Windischgrätz auf seinen Feldzugsplan gesetzt hatte, zu Schanden. Er war zum Stillestehen gezwungen, sah sich in die Defensive versetzt, konnte nur mehr noch rückwärts gehen. Man warf ihm vor, daß er einige ungarische Offiziere hatte erschießen lassen, indem er dadurch viele andere, die gern zum Kaiser übergetreten wären, abschreckte, und daß er gesagt haben sollte: die Ungarn seyen nur tapfer unter, niemals gegen die kaiserlichen Fahnen. Das reizte ihren Stolz auf. So wie aber Schwanken und Stocken in seine Bewegungen gekommen war und die Ungarn ihre ersten Siege erfochten hatten, kam eine große Bewegung unter alle Feinde Oesterreichs. Noch einmal, zum letztenmal sah man eine Möglichkeit, das gewaltige Reich zu zertrümmern. Palmerston hetzte auf allen Punkten. Italien erhob sich in Waffen und auch der größte Theil von Deutschland befand sich in einer feindseligen Stimmung gegen Oesterreich. Denn Fürst Schwarzenberg hatte gerade damals Preußen und die Paulskirche herausgefordert, indem er den Reichstag von Kremsier auflöste und am 4. März eine neue Verfassung für Gesammtösterreich octroyirte, nach welcher der Kaiserstaat wie nur eine Verwaltung, so auch nur eine Vertretung haben und alle bisherigen Sonderverwaltungen und Landtage von Ungarn, Böhmen &c. verschwinden sollten. Dieses Gesammtösterreich stand fortan als ein fertiges Ganzes dem noch unfertigen deutschen Einheitsstaate gegenüber und hinderte dessen Einigwerden. Daher die deutsche Agitation gegen Oesterreich und gleichzeitig mit den ungarischen Siegen die Wahl eines preußischen Erbkaisers. Von allen Seiten thürmten sich

furchtbare Gewitter über Oesterreich auf, aber Fürst Schwarzenberg wich und wankte nicht.

In Italien hatte Radetzki zwar die Lombardei längst wieder erobert, aber noch immer nicht Venedig, und da er aus Rücksicht auf Frankreich und England weder Sardinien, noch Mittelitalien besetzen konnte, so wurde von hier aus aufs neue der italienische Nationalhaß gegen die Oesterreicher bis zur Wuth erhitzt. Aber es blieb nicht bei ohnmächtigen Schmähungen. Sobald die Dinge in Ungarn für Oesterreich bedenklich wurden, vergaß Karl Albert seine vorjährigen Niederlagen und ließ sich, trotz der Warnung besonnener Männer, von Palmerston hinreißen, Oesterreich von neuem den Krieg zu erklären. Gleichzeitig im März oder Anfang April sollte von Italien und Ungarn aus ein neuer großer Angriff auf Oesterreich beginnen und die deutsche Bewegung sollte denselben wenigstens moralisch unterstützen.

Am 16. März erklärte Karl Albert den Krieg. Er war schon seit lange stark gerüstet und hatte (wie Kossuth) sich polnische Generale bestellt, weil er seinem eigenen Talente nicht traute und die besseren sardinischen Generale den Krieg misbilligten. Zum Oberbefehlshaber ernannte er Chrzanowski, ein geringeres Commando erhielt Ramorino. Sein Operationsheer war 80—90,000 Mann stark, während Radetzki, durch die Verluste vor Venedig, dessen Sumpfluft Seuchen erzeugte, ziemlich geschwächt, nur 60—70,000 Mann zusammenbrachte. Der greise Feldherr verließ Mailand am 18. und zog gegen Lodi in südlicher Richtung, um dem Feinde, der auf Mailand zog, unversehens in die linke Flanke zu fallen, während Chrzanowski sich einbildete, er retirire über die Adda. Auch wurde derselbe seine Täuschung nicht eher inne, bis Radetzki bereits bei Pavia über den Ticino gegangen, in Piemont eingerückt war und bei Mortara einen wüthenden Angriff auf sein noch auf dem Marsch zerstreutes, noch nicht wieder gesammeltes Heer machte, am 21. Mortara wurde von den Oesterreichern unter Oberst Benedek mit stürmender Hand genommen, die Sarden in

die Flucht geschlagen. Erst am 23. konnte Chrzanowski alle seine Streitkräfte bei Novara sammeln und nahm hier eine vortheilhafte Stellung, aber in allzu kühner Voraussetzung eines gewissen Sieges, denn er beachtete nicht, daß die verlängerte Front seiner Aufstellung in seine Rückzugslinie fiel, was ihm im Fall einer Niederlage zum größten Verderben gereichen mußte. Radetzki hatte den Feind nicht hier, sondern bei Vercelli vermuthet, konnte daher diesmal seinerseits seine auf dem Marsch getheilten Corps nicht schnell genug zusammenbringen. D'Aspre, der zuerst mit dem Feind engagirt wurde, hatte einen schweren Stand, hielt aber mit 15,000 Mann gegen 50,000 fünf Stunden lang aus, bis ein Corps nach dem andern ihm zu Hülfe kam und bald das sardinische Heer in schreckliche Verwirrung gebracht wurde. Die Flüchtlinge warfen sich alle nach Novara hinein, wo sie aber von ihrem Rückzugswege abgeschnitten waren und keine Lebensmittel hatten. Karl Albert war in Verzweiflung, faßte dann aber rasch seinen Entschluß, legte am andern Morgen die Krone nieder, nahm von den Seinigen für immer Abschied und reiste augenblicklich ab, um ein Asyl in Oporto zu suchen, wo er einige Monate später in Kummer gestorben ist. Sein Sohn und Nachfolger, Victor Emanuel II., ersuchte den Sieger um eine Zusammenkunft und der alte Radetzki schloß mit ihm am 26. einen Waffenstillstand ab unter sehr mäßigen Bedingungen. Es sollte nämlich nur ein kleiner Grenzstrich von den Oesterreichern besetzt bleiben und die Festung Alessandria halb von denselben besetzt werden, bis zum definitiven Friedensschlusse. Am 28. war der greise Held schon wieder in Mailand. Nie ist ein Krieg rascher begonnen und rascher geendet worden.

Nur die Stadt Brescia gab ein blutiges Nachspiel. Hier hatte die fanatische Bevölkerung sich empört, in gewisser Hoffnung, Radetzki werde von den Sarden geschlagen werden. An seinen Sieg nicht glaubend beharrte sie in ihrer Revolution und bekam Zuzug vom Lande. Da wurde Feldzeugmeister Graf von Haynau (ein natürlicher Sohn des Kurfürsten von Hessen, der in der

Napoleonischen Zeit vertrieben war), ausgezeichnet durch den längsten schneeweißen Schnurrbart in der Armee, abgeschickt, um Brescia zu unterwerfen, und ließ die Stadt zugleich aus dem Castell beschießen und von außen stürmen, am 31. März. Die Wuth der Brescianer theilte sich den Oesterreichern mit, da diese gräßlich verstümmelte Leichen ihrer Kameraden in der Stadt fanden und erfuhren, welche unmenschliche Grausamkeit die Einwohner an wehrlosen Gefangenen verübt hatten. Es wurde kein Pardon mehr gegeben und nach einem furchtbaren Straßenkampfe, in welchem von österreichischer Seite General Graf Nugent, Oberst Graf Favancourt und viele andere Offiziere fielen, wurden die Aufrührer immer mehr zusammengedrängt und endlich unter blutigem Gemetzel überwunden. Davon nannte man Haynau „die Hyäne von Brescia", ein unverdienter Schimpfname, denn er hatte ganz in seinem Recht gehandelt. Wilhelm Pepe hatte mit 17,000 Mann von Venedig aus den Oesterreichern in den Rücken fallen wollen, kroch aber jetzt geschwind in seine Höhle zurück. — Ein nachträgliches Opfer dieses Krieges war Ramorino, der seine Truppen schlecht geführt hatte und nach dem Kriegsrecht erschossen wurde. Im definitiven Friedensschlusse, der erst am 6. August erfolgte, wurde alles zwischen Oesterreich und Sardinien auf den alten Fuß hergestellt, nur mußte das letztere 75 Mill. Franken Kriegskosten bezahlen.

War nun auch die Diversion, welche zu Gunsten der Ungarn in Italien gemacht worden war, mißlungen, so siegten doch die Ungarn aus eigener Kraft. Das Hauptquartier des Fürsten Windischgrätz befand sich im Anfang des April bei Gödöllö, von wo aus er die Bewegungen der Ungarn recognoscirte; aber Schlick wurde bei Hort und Jellachich bei Isaszny von Görgey geschlagen, welcher jetzt auf einem kürzeren Wege Pesth erreichen konnte, weshalb Windischgrätz eiligst dahin zurückging. Görgey aber warf sich jetzt auf Waitzen in seine Flanke, um Komorn zu entsetzen und Wien selbst zu bedrohen. In Waitzen rieb er zwei öster-

reichische Brigaden fast auf, wobei ihr tapferer General Götz den Tod fand (am 12. April) und zog am 21. in Komorn ein. Zu derselben Zeit führte der ungarische General Perczel kräftige Schläge gegen die Serben, entsetzte Peterwardein, nahm Szent-Tamas und die Römerschanzen mit Sturm, wurde wieder von den Serben überfallen, am 13. April, vereinigte sich aber mit Bem, der einen Einfall ins Banat machte, und behauptete hier die Oberhand. In Siebenbürgen übten die Magyaren furchtbare Rache, unter andern an dem Pfarrer Roth, den sie erschossen, weil er einige Jahre früher für die Einwanderung von Deutschen thätig gewesen war.

In der Bedrängniß, in welcher sich damals Oesterreich befand, nahm es die ihm von Rußland dargebotene Hand an. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau, wo er große Streitkräfte vereinigt hatte. Die Theilnahme so vieler Polen am ungarischen Kriege beunruhigte ihn, die fortgesetzten Siege der Ungarn würden unfehlbar zu einer neuen Revolution geführt haben. Er handelte also im eigenen Interesse, wenn er den Oesterreichern die Ungarn bezwingen half. Dabei verpflichtete er sich Oesterreich zu Dank und riß die Kluft, welche Oesterreich von Preußen und Deutschland trennte, noch weiter auseinander. Von Rechtswegen hätte man in Frankfurt und Berlin die Kämpfe Oesterreichs in Ungarn und Italien für eine deutsche Sache erklären, deutsche Truppen an die Theiß und an den Po zu Hülfe schicken und den Russen die bewaffnete Einmischung gar nicht gestatten sollen. Aber dazu hatte man weder das Herz, nach die Einsicht. Eine deutsche Nationalpolitik existirte gar nicht. Man verfocht hier wie dort nur Sonderinteressen.

Durch die neue österreichische Verfassung vom 4. März verlor Ungarn, wenn es nicht siegte, seine bisherige Verfassung, seinen Reichstag, seine nationale Sonderstellung; daher säumte Kossuth nicht, Schlag für Schlag zurückzugeben, indem er in Debreczin durch den Reichstag vom 14. April das Haus Habsburg-Lothringen der ungarischen Krone verlustig erklären ließ und provisorisch eine Republik schuf. Damit war Görgey und die Armee nicht einver-

standen, denn die Armee war trotz aller nationalen Aufregung loyal geblieben und wollte ihrem constitutionellen König (Ferdinand) nicht untreu werden. Aber Kossuth ließ sich von den Polen verführen, denen an einem fait accompli gelegen zu haben scheint, um Palmerston und der französischen Republik die Anerkennung der ungarischen Unabhängigkeit zu erleichtern, vielleicht auch um den Kaiser von Rußland zu der Ueberlegung zu veranlassen, ob es für ihn nicht nützlicher wäre, ein von Oesterreich abgelöstes Ungarn unter sein Protectorat zu nehmen. Görgey gerieth mit Kossuth in heftigen Zank, es ließ sich aber nicht mehr ändern.

Da der Fürst Windischgrätz kein Glück mehr hatte, wurde er entlassen und Feldzeugmeister Baron Welden, der ihm eben Verstärkungen brachte, trat an seine Stelle, begann jedoch seinen Feldzug sogleich mit einem Rückzug, um durch Görgey nicht von Komorn her überflügelt zu werden. Nur in Ofen ließ er eine Besatzung unter General Henzi (einem Schweizer) zurück und zog sich gegen Raab. Görgey aber begnügte sich, Komorn aufs neue mit Truppen und Vorräthen zu versorgen und wagte weder gegen Wien vorzugehen, noch auch Welden zu beunruhigen. Dagegen ließ er Ofen belagern und am 21. Mai mit Sturm einnehmen, wobei der tapfere Henzi mit dem größten Theil der croatischen Besatzung umkam.

An demselben Tage kam der junge Kaiser Franz Joseph nach Warschau, um den Kaiser Nicolaus zu begrüßen und für seine Hülfe zu danken. Damals schloß Rußland auch mit der Pforte einen Vertrag, wonach beiden Staaten erlaubt seyn sollte, Truppen in die Moldau und Wallachei zu schicken, falls es Noth thäte. Hierauf wurde das Corps von Lüders an der siebenbürgischen Grenze auf 36,000 Mann verstärkt, während das Gros der russischen Armee unter dem Fürsten Paskiewitsch auf mehreren Straßen über die Karpathen kam, 130,000 Mann mit nahe an 500 Geschützen. Am äußersten rechten Flügel kam die Division Paniutin auf der Eisenbahn durch Schlesien mit Erlaubniß des

Königs von Preußen, um über Wien zu Welden zu stoßen. Das russische Centrum und der linke Flügel überschritten die Nordgrenze Ungarns am 17. Juni bei Neumarkt und Dukla. Zugleich hatte sich auch die österreichische Armee bei Raab, da sie von Görgey nicht angegriffen wurde, verstärken können und war Haynau von Radetzki's Heer aus Italien herbeigerufen worden, um anstatt Weldens den Oberbefehl zu übernehmen. Er führte 70,000, der Ban Jellachich im südlichen Ungarn 40,000, Puchner in Siebenbürgen 10—12,000 Mann. Die Streitmacht der Ungarn wurde damals zu 200,000 Mann geschätzt, war also der österreichischen überlegen und nur gegen die vereinten russischen und österreichischen Kräfte zu schwach.

Indem Lüders mit seinen Verstärkungen wieder in Siebenbürgen eindrang, begann hier von neuem ein wüthender Kampf, in welchem Bem auch noch unter Niederlagen seine alte Genialität bewährte. Während er ein abgesondertes, aus der Bukowina eindringendes russisches Corps unter Grotenjelm angriff, aber es stärker fand, als er gehofft hatte, und geschlagen wurde, wurde auch sein Unterbefehlshaber Kiß von Lüders selbst geschlagen und Kronstadt und Hermannstadt fielen wieder den Russen in die Hände, am 21. Juni. Bem suchte die Türken unter Omer Pascha zu gewinnen, obwohl umsonst. Da schlug er sich erst mit Lüders, dann mit Grotenjelm, und wieder mit Clam, und obwohl überall unglücklich, warf er sich noch keck in die Moldau, um hier einen Aufstand gegen die Russen zu erregen, und als es ihm mißlang, blitzschnell war er schon wieder zurück und lieferte Lüders noch eine blutige Schlacht bei Schäsburg, in welcher der russische General Skariatin getödtet wurde und Bems Adjutant, der ungarische Dichter Petöfi Sandor spurlos verschwand, am 31. Juli. Und doch gelang es Bem, indem er sich wieder verstärkte, die Russen aus Hermannstadt wieder zu verjagen, aber Lüders holte ihn durch einen Gewaltmarsch ein und schlug ihn in der Nähe der Stadt

am 7. August, worauf Bem zu Kossuth gerufen wurde und General Stein den immer schwächer werdenden Kampf fortsetzte.

Im Süden Ungarns stand Perczel gegen den Ban, verlor ein Gefecht bei Kaacs am 7. Juni und wurde abgesetzt. Vetter kam als Oberbefehlshaber und hielt mit großer Macht den zu schwachen Ban zurück, so daß es ihm gelang, die von Berger lange tapfer vertheidigte Festung Arad, die keine Lebensmittel mehr hatte, durch Capitulation einzunehmen, am 1. Juli. Nur die Festung Temeswar ließ noch stolz das Banner des Kaisers fliegen. Am 14. Juli wollte Jellachich in der Nacht die Ungarn bei Hegyesch überfallen, aber sie waren vorbereitet, überfielen ihn und schlugen ihn gänzlich.

Haynau mit der Hauptarmee bei Raab kam in der Mitte Juni zum Kampf. Man warf ihm vor, daß er noch härter als Windischgrätz sey, indem er zwei gefangene ungarische Offiziere, Görgey's Freunde, als Deserteure und Rebellen hinrichten ließ. Diese Strenge trug wenigstens sehr viel dazu bei, den Haß der Ungarn gegen die weiße Uniform zu verstärken und ihnen die dunkelgrüne annehmlicher zu machen. Görgey scheint damals schon sich entschlossen zu haben, wenn er sich ergeben müsse, sollte es an die Russen seyn und nicht an die Oesterreicher. Jetzt galt es noch den Versuch, Haynau zu vernichten, ehe Paskiewitsch herangekommen sey. Am 13. Juni wurde Haynau's Vorhut unter General Wyß bei Csorna von den Ungarn geschlagen und fiel, aber am 21. erlitt Görgey selbst bei Zsigard und gleichzeitig Klapka auf der Insel Schütt eine Niederlage. Noch einmal, am 2. Juli, wagte Görgey einen verzweifelten Kampf bei Komorn, in dem er aber wiederum zurückgeschlagen und durch einen Säbelhieb verwundet wurde. An seiner Stelle übernahm Klapka den Befehl und wagte den dritten blutigen Kampf vor Komorn am 11. Juli, aber wieder vergebens. Es war dieser tapfern Armee nicht möglich, Haynau's geschlossene Colonnen zu durchbrechen; wäre dies

gelungen, so würden sich sofort alle ungarischen Heerestheile vereint auf die Russen geworfen haben.

Gegen Paskiewitsch stand Dembinski mit nur 16—18,000 Mann in langer Linie aufgestellt und konnte ihn natürlich nicht aufhalten, die Russen verloren aber viele Leute durch die Cholera; in der schlimmsten Zeit (Mitte Juni) starben in fünf Tagen 2000 Mann. Erst als Paskiewitsch das Rüdiger'sche Corps nach Waitzen vorschob, kam es zum Kampf, indem Görgey von Komorn aus ihm entgegenging. In einem blutigen Gefecht am 15. Juli schlug Görgey die Russen aus Waitzen hinaus, wich aber vor der Uebermacht des gleich darauf anrückenden Paskiewitsch wieder zurück und warf sich in einem Gewaltmarsch ins Gebirge, um über Tokay den Feind im Süden zu überfallen. Perczel machte zu seinen Gunsten eine kleine Diversion bei Turc, wurde aber hier geschlagen. Dagegen entging Görgey selbst durch die Schnelligkeit seines Marsches drei russischen Armeecorps, die eben aus dem Gebirge vorgerückt waren, und erreichte Debreczin. Kossuth mit dem Reichstage hatte sich nach Szegedin zurückgezogen, aber dahin richtete nun gerade Haynau seinen Marsch. Dembinski sollte ihn mit 36,000 Mann aufhalten, glaubte sich aber in Szegedin nicht halten zu können und entwich nach Szörek. Hier nahm er die Schlacht an, am 5. August, erlitt aber eine furchtbare Niederlage, denn Haynau fügte der alten österreichischen Tapferkeit den ganzen Zorn seines Temperamentes hinzu. Ihm (und vielen andern Oesterreichern) wäre lieber gewesen, allein die Ungarn zu schlagen. Die Anwesenheit und vornehme Hofmeisterei des russischen Generalissimus war ihm ärgerlicher, als die Noth, die ihm die Ungarn machten. Dembinski floh nach Temeswar, verstärkte sich durch die dort unter Vecsey stehende Belagerungsarmee und hielt noch einmal dem furchtbaren Haynau Stand, der ihn aber hier am 9. abermals besiegte und sein Heer in völlige Auflösung brachte. Da wurde das hartbedrängte Temeswar, welches Rukawina lange aufs heldenmüthigste vertheidigt hatte, glücklich entsetzt.

Görgey kam zu spät, ihn zu retten, und empfing zu Arad die schlimme Botschaft. Aber er war damals schon in geheime Unterhandlungen mit Rüdiger getreten. Diesem hatte er durch eine Dame die ersten Anträge machen lassen, und der Haß der Ungarn gegen Haynau, die Furcht vor seiner Rache war zu groß und wohlbegründet, als daß nicht Görgey auf die Zustimmung seines Heeres rechnen konnte, wenn er es vorzog, mit den Russen zu capituliren. Kossuth war, seit Dembinski's Heer vernichtet war, in Görgey's Hand gegeben, traute ihm nichts Gutes zu und machte, daß er davon kam, indem er sich zu Bem rettete. Zuvor hatte ihn Görgey zu förmlicher Abdankung vermocht und den obersten Befehl in seine eigenen Hände genommen, am 11. Aber Kossuth hielt seine Zusage, die Reichskleinodien herauszugeben, nicht ein, sondern stahl Ungarns Krone und nahm sie auf seiner Flucht mit sich. Am 12. zog Görgey nach Vilagos und hier schloß er am 13. mit Rüdiger die schon vorbereitete Capitulation. Seine ganze Armee, noch 23,000 Mann, streckte die Waffen vor den Russen freiwillig, um sie nicht gezwungen vor Haynau strecken zu müssen. Das Ganze sah wie eine Comödie aus, bei der sich Russen und Ungarn, gemeinschaftlich an der Tafel sitzend, auf Kosten der Oesterreicher lustig machten. Das darf man nicht vergessen, um den Ingrimm Haynau's zu begreifen und zu entschuldigen.

Kossuth fand Bem bei Lugos nur noch an der Spitze von 6000 Mann, die nicht mehr fechten wollten, beide flohen daher in die Türkei, wohin ihnen viele andre nachfolgten. Denn alle noch beisammen gebliebene Haufen, namentlich ein Corps von 12,000 Ungarn unter Kazinski im Norden Siebenbürgens, lösten sich jetzt vollends auf. Arad, Peterwardein, Muncacs ergaben sich, nur in Komorn behauptete sich Klapka und erlangte am 27. September noch eine ehrenvolle Capitulation. Klapka durfte frei nach England gehen, Görgey erhielt durch russische Vermittlung einen freien Aufenthalt in Grätz. Aber an einigen andern ausgewählten Häuptern der Revolution nahm Haynau blutige Rache. Den Mi-

nister Grafen Batthyanyi verurtheilte er zum Galgen, und war wüthend, als sein Befehl nicht genau vollzogen, sondern der unglückliche Graf nur erschossen wurde, zu Ofen. In Pesth ließ er den Fürsten Wronizki und noch zwei andre, in Arad die Generale Vecsey, Aulich, Leiningen 2c. hängen, die Generale Kiß, Lazar 2c. erschießen. Damit wollte er beweisen, daß er Herr in Ungarn sey, als Stellvertreter seines rechtmäßigen Kaisers, und nicht Paskiewitsch, der an den Kaiser Nicolaus schrieb: „Ungarn liegt Ew. Majestät zu Füßen.“ Ueberhaupt trugen die Russen eine unerträgliche Hoffarth zur Schau und verleumdeten den tapferen Haynau, den bald darauf auch die Ungnade seines eigenen Herrn traf; weil er allzu eigenmächtig in Ungarn wirthschaftete und den Befehlen des Wiener Ministeriums nicht pünktlich genug gehorchte, ward er abberufen, verließ den Dienst, machte eine Rundreise durch Deutschland nach England, und wurde hier von einem fanatischen Pöbel insultirt, ohne Genugthuung zu erhalten.*)

Die ungarischen Flüchtlinge hielten sich anfangs in Belgrad auf, wurden aber nachher nach Schumla geschickt. Oesterreich und Rußland verlangten ihre Auslieferung, aber Palmerston beschützte

*) Der russische Oberst Tolstoy beschrieb den Krieg in Ungarn und machte Haynau den ungerechten Vorwurf, er habe nach der Schlacht von Komorn, indem er sich südwestlich wandte, Paskiewitsch im Stich gelassen, als ob es nicht dringend nöthig gewesen wäre, den Ban zu unterstützen, und als ob Paskiewitsch mit 130,000 Mann nicht stark genug gewesen wäre, mit den 24,000 des Görgey allein fertig zu werden. Auch die Wiener Juden erhoben ein Zetergeschrei gegen Haynau, weil er die ungarischen Juden besteuert hatte. Der alte Feldherr konnte seinen Zorn über die ungerechte Anfeindung und Verleumdung nicht mäßigen. Als er vollends so arglos unvorsichtig war, nach London zu gehen, überfiel ihn dort der aufgehetzte radikale Pöbel in einem großen Brauhause, das er eben besichtigte, mißhandelte ihn und riß ihn bei seinem berühmten Schnurrbart herum. Die englische Regierung that nichts, die Schuldigen zu bestrafen. Kaiser Franz Joseph aber bezeugte dem tiefgekränkten Greise in einem Schreiben seine achtungsvolle Theilnahme. Die deutsche Presse entehrte sich, mit in das radikale Geheul gegen „die Hyäne von Brescia“ einzustimmen.

Kossuth und duldete nicht, daß die Pforte sich in diesem Punkte schwach zeigte. Eine zahlreiche englische Flotte unter Admiral Parker schien eigens gekommen zu seyn, um Kossuth zu beschützen. Nach langen Unterhandlungen verstand sich im Vertrage vom 31. Dezember die Pforte dazu, Kossuth und den größten Theil der Flüchtlinge nach England frei zu entlassen, dagegen Bem, Kmety, Stein rc., die sich zum Islam bekehrt hatten und Paschas geworden waren, zwar zu behalten, jedoch nicht an der Grenze und auch nicht in Constantinopel. Dagegen gingen im folgenden Jahr auch die Russen aus den Donaufürstenthümern wieder über den Pruth zurück.

Ungarn verlor seine bisherige nationale Selbstständigkeit, seine Verfassung, seinen Reichstag. Es war unmöglich, dem empörten Volke die verfassungsmäßigen Waffen zurückzugeben, welche es so eben erst gegen seinen rechtmäßigen König so schlimm mißbraucht hatte. Mit der alten Verfassung aber fielen auch die Zollschranken und viele alten Mißbräuche und es wurde jetzt erst möglich, die natürlichen Reichthümer Ungarns zu erschließen. Im Allgemeinen muß der Haß der Ungarn gegen die Deutschen und der blutige Kampf, der eben sein Ende erreicht hatte, als unvernünftig bezeichnet werden. Die ungarische Nationalität, an sich zu schwach, um sich gegenüber der numerisch ihr so weit überlegenen slavischen Nationalität behaupten zu können, muß sich auf die deutsche stützen. Hier, im alten freundschaftlichen Verbande mit Deutschland, findet Ungarn mehr Achtung seiner Nationalität, mehr Bildung und mehr Freiheit, als es je zu erwarten hätte, wenn es, von den Deutschen verlassen, dem alten Hasse der Slaven und der alles gleichmachenden Herrschaft Rußlands überliefert wäre.

Nach den großen Doppelsiegen in der Lombardei und in Ungarn unterließ Oesterreich nicht, die Revolution nach Mittelitalien hin zu verfolgen, um sich von dieser Seite her endlich volle Ruhe zu verschaffen.

In Rom mußte seit dem Frühling 1848 der Papst das welt-

liche und liberale Ministerium Mamiani walten lassen. Erst nach der Schlacht bei Custozza konnte er einen Schritt wagen, um seine Autorität im Kirchenstaate wiederherzustellen. Der vormärzliche französische Gesandte, ein geborener Italiener und ehemaliger politischer Flüchtling, aber durch sein Talent in Frankreich zu großen Ehren gelangt, Graf Rossi, wurde sein Rathgeber, nicht ohne Zuthun der französischen Regierung, die dem h. Vater für extreme Fälle schon frühzeitig ihren Schutz zugesichert zu haben scheint. Aus diesem Verhältniß erklärt sich auch, warum der Papst damals die Unterstützung österreichischer Waffen ablehnte und den Marsch Weldens nach Bologna hintertrieb. Als aber Rossi endlich vom Papst zum ersten Minister ernannt wurde und mit großer Zuversicht verkündete, er werde die Ordnung und das Ansehen des Papstes herzustellen wissen, traf ihn am 15. November, indem er eben in das Sitzungsgebäude der neueröffneten Nationalversammlung treten wollte, ein tödtlicher Dolchstich. Hierauf stürmte der Pöbel das Quirinal, wo der Papst von der Diplomatie umgeben und von seinen treuen Schweizern geschützt wurde. Aber das Volk drang ein, ermordete seinen Privatsecretair Palma und ertrotzte, geleitet von Galetti, die Entlassung der Schweizer und die Ernennung eines dem Volk genehmen Ministeriums. Da flohen alle conservativen Abgeordneten und der Papst selbst, der sich unmöglich länger den Insulten des Pöbels blosstellen konnte, den aber die Aufwiegler als Pfand behalten wollten und bewachten, wurde in der Nacht des 25. durch den bayrischen Gesandten, Grafen Spaur, unvermerkt in seinen Wagen gebracht und entkam glücklich nach der neapolitanischen Festung Gaëta. Die dringende Einladung, nach Frankreich zu kommen, wies er ab, um nicht von dieser Macht allzu abhängig zu werden und um Oesterreich nicht zu beleidigen. Der König von Neapel aber mit seiner ganzen Familie kam zu ihm und empfing seinen Segen. Auch die gesammte Diplomatie folgte ihm aus Rom nach Gaëta. Das radikale Parlament in Rom forderte ihn vergeblich zur Rückkehr auf und bestä-

tigte sodann ohne weiteres das vom Papst verworfene Ministerium Galetti und Sterbini, welches jedoch bald einer förmlichen provisorischen Regierung, dem Triumvirate Galetti, Corsini, Camerata Platz machte.

Unterdeß herrschte Anarchie im Kirchenstaate. Schon im August hatte sich ein päpstliches Schweizerregiment zu Rimini empört und seine Offiziere ermordet. Im Dezember zog Garibaldi an der Spitze einer großen demokratischen Freischaar in Rom ein. Die bewaffnete Macht war in den Händen des Aufruhrs. In Toskana hatte sich der Großherzog das demokratische Ministerium Guerazzi müssen aufdringen lassen, welches offen auf Republik ausging. Das Volk wurde für die Einheit Italiens und für die republikanische Form zugleich fanatisirt. In diesem Sinn erhob es im September einen blutigen Aufstand in Livorno und einen noch blutigeren am 13. und 14. Dezember in Genua. Die Anhänger Mazzini's hofften nämlich, nach der Demüthigung Karl Alberts werde derselbe nicht mehr stark genug seyn, die republikanische Partei zu besiegen. Deswegen versuchte man seine eigenen Unterthanen aufzuwiegeln. Dieser Haß der Mazzinisten gegen Karl Albert hat der Sache der italienischen Freiheit am meisten geschadet, obgleich sie, auch wenn sie einig gewesen wären, gegen die vereinigte Macht Oesterreichs und Frankreichs nichts würden ausgerichtet haben. Montanelli in Florenz mahnte damals in einer patriotischen Rede seine Landsleute, nicht Revolutionen gegen einander selbst zu machen, nicht Reden zu halten und giftige Zeitungsartikel zu schreiben, sondern alle vereint in Waffen zu stehen. Aber man hörte ihn nicht. Die Republikaner eröffneten am 5. Februar 1849 zu Rom eine allgemeine Constituente Italiana, die für Italien werden sollte, was das Frankfurter Parlament für Deutschland. Der Präsident Armellini hielt eine schwärmerische Rede im Hymnenstyl. Mazzini selbst befand sich in Rom, die Dinge zu leiten, und neben ihm spielte der Prinz Karl von Canino, Sohn Lucian Bonaparte's, die größte Rolle, in der Hoffnung, Italien

werde am Ende ihm zufallen. Die Constituente setzte sofort den Papst ab und proklamirte die römische Republik. Nun war auch Toskana nicht mehr zu halten. Der Großherzog entfloh am 17. Februar nach dem kleinen Hafen im Süden der toskanischen Küste, St. Stefano. Guerazzi aber rief in Florenz die Republik aus und wurde zum Dictator ernannt. Man bemerkte bei den neuen republikanischen Herren in Rom vorherrschend eine antikirchliche Leidenschaft. „Ausrottung des klerikalen Systems ist unser Programm," verkündeten sie öffentlich und decretirten die Einziehung alles Kirchenguts zu Handen des Staats.

Aber sie regierten nicht lange. Die Oesterreicher wollten einschreiten. Karl Albert protestirte und wagte den letzten, bereits oben geschilderten Kampf, in dem er von den italienischen Republikanern in keiner Weise unterstützt wurde und unterlag. Nun rückten nicht nur die Oesterreicher in Mittelitalien ein, und schickten zugleich die Franzosen und Spanier, um die Oesterreicher nicht allein machen zu lassen, Hülfstruppen für den Papst nach dem Kirchenstaate, sondern auch Victor Emanuel, der neue König von Sardinien, sandte ein Heer, um dem republikanischen Unfug in Genua ein Ende zu machen. Der Vereinigung so vieler Feinde konnte die junge italienische Republik nicht widerstehen.

Am 4. April rückte der piemontesische General la Marmora vor Genua und erzwang am folgenden Tage die Capitulation. Am 5. zogen die Oesterreicher unter d'Aspre in Parma ein. Am 11. brach eine Contrerevolution in Florenz aus und Guerazzi mußte flüchten. Dieser Mensch und seine bewaffneten Banden hatten die wohlhabende und hochgebildete Stadt aufs abscheulichste tyrannisirt, so daß kein ehrlicher Mann mehr auf der Straße gehen konnte, ohne ihren Insulten ausgesetzt zu werden. Dieselbe Zuchtlosigkeit herrschte in ganz Mittelitalien; jedes elende Nest hatte seinen circulo, dessen Schreier die ruhigen Bürger und Bauern mißhandelten, chikanirten und hauptsächlich plünderten. Die Republik hatte in Italien eine noch weit gemeinere und banditenmäßigere

Physiognomie als diesseits der Alpen. Trotz jener Contrerevolution in der Hauptstadt von Toskana behaupteten sich die Wühler noch in Livorno, welches die Österreicher unter d'Aspre erst am 11. Mai mit Sturm erobern mußten. Eine andre österreichische Colonne unter Wimpfen zog ostwärts, zwang am 16. Mai Bologna durch ein Bombardement zur Uebergabe und setzte sich am 18. Juni durch Capitulation auch in den Besitz der päpstlichen Festung Ancona.

Was aber Rom selbst betrifft, so kamen die Franzosen den Oesterreichern zuvor, denn schon am 25. April landeten sie unter General Oudinot in Civitavecchia, und drei Tage später landeten auch einige tausend Spanier, die dem Papst helfen sollten, zu Terracina und der König von Neapel rückte gleichfalls gegen Rom vor. Oudinot nahm seine Aufgabe aber etwas zu leicht, rückte mit zu wenig Mannschaft unvorsichtig gegen Rom vor und wurde am 30. April von Garibaldi's Freischaaren vor den Mauern Roms nicht ohne empfindlichen Verlust zurückgeschlagen. Das bewog den König von Neapel, auch seine Truppen ohne ernsten Kampf wieder zurückzuziehen. Oudinot ging einen Waffenstillstand ein, um sich unterdeß zu verstärken, während der französische Gesandte, von Lesseps, in Rom unterhandelte und den Republikanern weiß machte, es sey nicht und könne gar nicht die Absicht der französischen Republik seyn, ihnen das Joch des Papstthums wieder aufzulegen. Als aber Oudinot stark genug war, wurde Lesseps desavouirt und der Angriff auf Rom begann mit solcher Energie, daß sich die Stadt, trotz Garibaldi's heldenmüthiger Vertheidigung, am 4. Juli an Oudinot ergab. Er hatte den Angriff hauptsächlich von der Villa Pamphili aus begonnen. Von den Vertheidigern war die schöne Villa Borghese zerstört worden. Garibaldi zog mit seiner tapfern Schaar von Rom ab und entkam den Oesterreichern glücklich über St. Marino, in dessen Nähe er sich nach Genua einschiffte. Mazzini entkam ebenfalls. Derselbe hatte in der letzten Noth der Stadt seine Regierungsgewalt niederlegen und einem neuen Triumvirat: Salicetti, Mariani und Calandretti abtreten

müssen, welche die Capitulation schloßen. Sobald Oudinot einmarschirt war, setzte er eine Verwaltung im Namen des Papstes ein, machte also der Republik faktisch ein Ende, weshalb ihm die wüthenden Demokraten auf den Straßen entgegenriefen: morte al cardinale Oudinot! Die Spanier durften sich in Rom nicht blicken lassen und spielten eine sehr überflüssige Rolle, so lange sie an der Küste stehen blieben. Der Papst selbst blieb aber in Gaëta und bezeugte keine Lust, seine erhabene Person dem Schutz der französischen Bajonette zu unterstellen. Frankreich forderte zum Dank für die Wiederherstellung seines Ansehens in Rom einige liberale Concessionen, um die Expedition nach Rom, die bei allen Liberalen und Demokraten in Frankreich selbst höchst unpopulär war, weniger gehässig erscheinen zu lassen. Aber der Papst glaubte sich eben so sehr hüten zu müssen, von Frankreich Befehle anzunehmen oder sich einen Zwang anthun zu lassen. Besonders heikel war desfalls seine Stellung zu Oesterreich. Diese Macht hielt Bologna und Ancona besetzt und konnte die Anwesenheit der Franzosen in Rom nur unter der Bedingung zugeben, daß der Papst durch sie keinerlei Zwang erleide. Da nun so Manches auch in Wien und Paris noch erst im Werden war, so dauerte es lange, bis sich ein festes Uebereinkommen treffen ließ, welches, alle Theile wenigstens zur Noth befriedigend, dem Papst die endliche Rückkehr nach Rom gestattete. Der Großherzog von Toskana kehrte schon am 29. Juli in seine Residenz zurück.

Venedig hatte sich, durch seine Lage im Meere begünstigt, äußerst hartnäckig gegen die Angriffe der Oesterreicher seit dem Sommer 1848 vertheidigt. Eine Zeitlang wurde es von der See her durch die sardinische Flotte unterstützt, welche zu vertreiben die österreichische Marine zu schwach war. Venedig war durch eine eben erst gebaute prachtvolle Eisenbahnbrücke mit dem Festland verbunden, aber durch den starkbefestigten Brückenkopf, das Fort Malghera, geschützt. Die Belagerung wurde durch die sumpfigen Lagunen und ihre ungesunde Ausdünstung ungemein erschwert, so

daß es erst am 27. Mai 1849 gelang, Malghera zu erobern, indem man es in einen Schutthaufen verwandelte. Von hier aus aber bedurfte es noch unsäglicher Mühe, um dem Brückendamm entlang einige Fortschritte zu machen und mit kunstreich verstärkten Projectilen endlich die Stadt zu erobern, die nun durch das Bombardement und zugleich durch Hunger zur Uebergabe gezwungen wurde, am 22. August. Im Innern hatte während der langen Belagerung der Advokat Manin inmitten einer gemeinen Demokratie geherrscht. Nur wenige Tage lang hatte sich Venedig bequemt, gleich Mailand dem Könige von Sardinien zu huldigen. Als dieser geschlagen war, stellte Manin augenblicklich die Republik wieder her. Die Capitulation war von Seiten Oesterreichs großmüthig. Die fremden Freischaaren, namentlich Schweizer, erhielten freien Abzug, so wie auch Manin und mit ihm 40 der am meisten Compromittirten. So kehrte denn die alte schöne Venetia nach einem kurzen und wüsten republikanischen Traume, in dem die würdigen Gestalten der alten Dogen sehr unwürdigen Neulingen gewichen waren, unter die Herrschaft des Doppeladlers zurück. Aber Oesterreich hatte diese von Zichy so leichtsinnig dahingegebene Stadt mit den schwersten Opfern wieder erkaufen müssen. Man rechnete, daß es 20,000 Mann bei der Belagerung, hauptsächlich durch die Sumpffieber, verloren habe.

Der König von Neapel hatte (vgl. S. 238) mit Hülfe seiner tapfern Schweizer die rebellische Hauptstadt unterworfen, noch aber trotzte ihm Sicilien. England arbeitete durch Lord Minto aus allen Kräften an einer gänzlichen Trennung Siciliens von Neapel und deutete den Rebellen an, die Unabhängigkeit der Insel ließe sich bei den andern europäischen Mächten wohl durchsetzen, wenn sie der Republik entsagten und einen König wählten. Minto schlug ihnen den jüngeren Sohn Karl Alberts, den jungen Herzog Ferdinand von Genua vor, der auch wirklich vom Parlament in Palermo am 11. Juli 1848 zum König gewählt wurde. Admiral Parker, der auch Griechenland und Portugal maaßregelte, und

den Palmerston wie einen Bulldog*) gegen alle schwachen Staaten, wenn sie nicht pariren wollten, losließ, mußte sich mit seiner Flotte vor Neapel legen, um den König daselbst von jeder Expedition gegen Sicilien abzuschrecken. Da sich derselbe aber nicht abschrecken ließ, sondern im August eine kleine Armee unter General Filangieri, bei der sich auch die beiden tapfern Schweizerregimenter Brunner und Muralt befanden, nach Sicilien schickte, wurde er von Parker nicht gehindert, weil derselbe keine Ordre hatte, wirklich Gewalt zu brauchen, wie es scheint aus Rücksicht auf Frankreich. Die Armee landete vor Messina, wo sich die ganze Revolution über General Pronio mit wenigen königlichen Truppen in der Citadelle gegen die empörte Stadt behauptet hatte, und eroberte diese Stadt nach einem heftigen Bombardement und blutigen Kampfe, 7. September. Auch jetzt noch mischten sich die Engländer ein und verlangten einen Waffenstillstand, den der König auch einging und während dessen unterhandelt wurde. Da aber das Parlament in Palermo mit den Concessionen des Königs nicht zufrieden war, so wurde der Waffenstillstand am 19. März 1849 wieder aufgekündigt. Die Sicilianer hatten sich Mieroslawski kommen lassen und bildeten sich ein, unter ihm würden sie siegen. Als Filangieri vor Catanea zog und seine Neapolitaner beim ersten Angriff zurückgeworfen wurden, schrien dieselben nach den Schweizern. Nun rückten 900 Schweizer unter Muralt mit dem Donnerruf „Hurrah Bern“ heran, und der bloße Schrecken ihres Namens reichte hin, die Mauern von allen Vertheidigern zu säubern. Die 24,000 Mann starke Besatzung Catanea's floh zu den hintern Thoren der Stadt hinaus und nach der Erstürmung nur einiger noch vertheidigten Batterien zogen die tapfern Schweizer in die Stadt ein. Ein Versuch Mieroslawski's, die Sicilianer bei Castro-Giovanni wieder zu sammeln, mißlang und er schiffte sich

*) Ein englisches Schiff, welches vorzugsweise an der sicilianischen Küste diente, geflüchtete Insurgenten zu retten und den neapolitanischen Feldherrn zu geniren, führte wirklich den Namen Bulldog.

ein. In Palermo selbst machten sich die compromittirtesten Regierungs- und Parlamentsmitglieder, gegen 300, bereits heimlich aus dem Staube und schifften sich nach England ein. Nur der fanatisirte Pöbel lermte noch, aber nach einem Gefecht bei Mezzagno hörte aller Widerstand auf und am 15. Mai zog Filangieri in Palermo ein, um die alte Ordnung herzustellen.

Ich habe die Ereignisse in Ungarn und Italien mit Absicht vorangestellt und gehe jetzt erst zum Bericht über den weitern Verlauf der Frankfurter Parlamentsverhandlungen, der constitutionellen Bewegung für Preußen und der demokratischen Revolution in Deutschland über, weil auf sie jene entscheidenden Siege Oesterreichs den größten Einfluß geübt, ihren Fortschritt wesentlich gehemmt, ihr Mißlingen vorzugsweise bedingt haben.

Elftes Buch.

Der deutsche Reichsverfassungszank.

Die Paulskirche arbeitete fort, als ob nichts vorgefallen wäre. Sie ließ sich in der Voraussetzung nicht beirren, daß ihr die volle Souveränetät der deutschen Nation inwohne, daß die von ihr berathene Reichsverfassung, wenn sie erst fertig seyn würde, auch endgültig wäre und daß selbst das wiedererstarkte Oesterreich und Preußen sich ihr einfach zu unterwerfen hätten. Diese Voraussetzung ging aber nur bei den wenigsten aus wirklicher Verblendung und Ueberschätzung der eigenen schwachen Kraft hervor, vielmehr diente sie nur verschiedenen Zwecken und Parteien als Mittel. Die Demokratie hielt an ihr fest, weil sie darin eine Legitimation zu neuen Wühlereien erkannte. Unter dem Vorwand, für die Nationalsouveränetät und Reichsverfassung zu kämpfen, konnte sie gegen die etwa renitenten Regierungen bequemer revolutioniren. Die geheimen und offenen Anhänger Preußens hielten an jener Voraussetzung nicht minder fest, weil sie für die Hülfe, die sie vom König

von Preußen erwarteten, mit der deutschen Kaiserkrone und mit dem Anspruch auf Gehorsam im übrigen Deutschland ein werthvolles Gegengeschenk zu machen hofften. Die Anhänger Oesterreichs aber ließen auch ihrerseits jene Voraussetzung noch nicht fahren, um Sitz und Stimme in der Paulskirche zu behalten, den preußischen Plan zu durchkreuzen und schließlich, wenn alle Reformversuche mißlungen seyn würden, zum status quo ante, d. h. zum alten Bundestag zurückzukommen.

Man thut deshalb Unrecht, wenn man die langweilige Berathung der Grundrechte im Herbst den vielen Professoren in der Paulskirche als unpraktische Ideologie vorwirft. Es sollte damit nur Zeit gewonnen werden. Die Grundrechte, schon im October berathen, aber erst am 21. Dezember allgemein verkündet, waren nach der bisherigen liberalen Schablone zugeschnitten und verbürgten: die Gleichheit aller Deutschen vor dem Gesetz, Abschaffung aller Standesvorrechte, gleiche Wehrpflicht, Freizügigkeit, persönliche Freiheit, Hausrecht, Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Gleichheit aller Culte, Trennung der Schule von der Kirche, Vereinsrecht, Versammlungsrecht, Schwurgerichte, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, Abschaffung aller bäuerlichen Lasten, alles Lehensverbandes, der Fideicommisse, der Todesstrafe ꝛc. In den glänzenden Reden bei der Berathung dieser Sätze wiederholte sich meist das schon hundertmal Gesagte. Nur in den Kirchenfragen erhob sich gegen die liberale Schablone die geistvolle Opposition berühmter katholischer Lehrer, wie Ketteler (jetzt Bischof in Mainz), Philipps, Döllinger, Lasaulx, Dieringer, Gfrörer ꝛc. Die Katholiken wollten, wo so eine reiche Saat von Freiheiten aller Art ausgestreut wurde, vor allem ihrer Kirche die lange verlorene Freiheit wiedergewinnen. Daher die Versammlung deutscher Bischöfe zu Würzburg, die am 22. October unter dem Vorsitz des Erzbischof Geissel begann, dann vom später ankommenden Kardinal Erzbischof von Salzburg, Fürsten Schwarzenberg, präsidirt wurde und deren Ergebniß eine am 14. November veröffentlichte Denkschrift

war, welche von 5 Erzbischöfen und 13 Bischöfen persönlich und von noch mehreren durch Stellvertreter unterzeichnet wurde. In derselben reclamirten sie als altes unveräußerliches Recht der Kirche vornehmlich den Besitz und die Verwaltung des Kirchenguts, die Leitung der Priestererziehung und des Volksunterrichts, das Recht geistlicher Genossenschaften und den freien Verkehr mit Rom. Ein ähnlicher Congreß evangelischer Geistlichen wurde damals auch zu Wittenberg und ein anderer der strengen Lutheraner zu Leipzig abgehalten; die Deutschkatholiken spielten merkwürdiger Weise trotz der ihnen scheinbar günstigen Revolutionszeit gar keine Rolle mehr.

Die Grundrechte wurden von Oesterreich, Preußen, Hannover, Bayern und Sachsen nicht angenommen oder ihre Anerkennung verschoben, bis die Reichsverfassung fertig seyn würde. Nur in den kleinen Staaten wurden sie verkündet, um bald wieder vergessen zu werden. Am 20. October begannen in der Paulskirche die Debatten über die künftige deutsche Reichsverfassung und dauerten mit Unterbrechungen den ganzen Winter hindurch fort. Alles drehte sich dabei um die Oberhauptsfrage. Man ging von dem heißen Verlangen der Nation in den Märztagen aus und wollte die bisherige Bundesverfassung, in der zwei Großstaaten, vier Königreiche und eine weitere Abstufung von kleinen und kleinsten Staaten jeder selbstständig und alle uneins gewesen, nicht mehr haben, sondern ein einiges und untheilbares großes, die ganze Nation umfassendes Reich. Die Demokraten dachten an eine Republik mit einem nur auf kurze Zeit gewählten Präsidenten, wie in Frankreich. Allein die deutschen Republikaner hatten schon so viele Beweise ihrer Schwäche abgelegt, daß vollends nach den Siegen der Monarchie in Wien und Berlin ihre Sache verloren war. Zum h. römischen Reiche deutscher Nation mit einem habsburgischen Kaiser zurückzukehren, wurde nicht einmal ernstlich vorgeschlagen, weil die alte Reichsverfassung sich als unhaltbar erwiesen und weil sich das mächtige Preußen keinem Habsburger würde unterworfen haben. Eben so wenig durfte man erwarten, daß

Oesterreich etwa dem König von Preußen gehorchen würde, wenn man ihn zum Kaiser machte. Es blieben also nur zwei Auswege, entweder mit Ausnahme Oesterreichs das ganze übrige Deutschland unter einem preußischen Kaiser zu vereinigen, oder aber zur alten Bundesverfassung zurückzukehren. Das erstere war die alte Idee Paul Pfizers, zu der sich die meisten Preußen und Norddeutschen, namentlich Holsteiner, bisher schon heimlich bekannt hatten. Das zweite war der sehnlichste Wunsch der meisten Fürsten und unzähliger Männer, die sich in der vormärzlichen Zeit wohl befunden hatten, welche die ganze Revolution verwünschten und so bald als möglich wieder Ruhe haben wollten. Weil aber der alte Bundestag doch gar zu verhaßt geworden war und man sich noch in der revolutionären Strömung befand, so wurde damals die bittere Pille des Bundestags noch versüßt durch das allgemeine Zugeständniß, es müsse demselben wenigstens ein Volkshaus, ein deutsches Parlament, zur Seite stehen. Die mannigfachen Vorschläge, die man gemacht hat, die Oberleitung des deutschen Bundes zu concentriren in ein Directorium, in welchem nur die mächtigsten 7, oder 5, oder gar nur 3 deutsche Fürsten die Oberleitung übernehmen sollten, liefen doch alle nur auf eine Maskirung des alten Bundestags hinaus und das dem Directorium nebengeordnete Volkshaus allein blieb etwas Neues, die Nation über den Mangel an einheitlicher Spitze Tröstendes, aber etwas Illusorisches, weil eine Vertretung in einem allgemeinen Parlamente für eine Nation nicht paßt, welche in fest abgeschlossene und mächtige Staaten getheilt ist.

Während Welcker und Mosle als Vermittler in Wien nur eine klägliche Rolle spielten, wurde Raveaux als Reichsgesandter in der Schweiz, indem er der Eidgenossenschaft wegen Duldung der wiederholten Struve'schen Freischaarenzurüstung nur zu gerechte Vorwürfe machte, von derselben auf die hoffärtigste und höhnendste Art abgefertigt. Dennoch ließ sich die Paulskirche verleiten, nach Blums Hinrichtung deswegen in Wien eine gänzlich fruchtlose Beschwerde zu führen und sogar einen Tadel des Königs von Preußen

wegen Verlegung der constituirenden Versammlung nach Brandenburg zu beschließen. So sehr liebte sie noch, sich über ihre Unmacht zu täuschen, oder wurde irre geführt.

Allen Einsichtigen war aber bald klar, daß es nur noch auf Preußen ankam mit einem engern, von Oesterreich getrennten Bunde, oder auf Oesterreich mit dem alten Bundestage. Von Tag zu Tage nahm die Agitation für Preußen und die Reaction dagegen zu.

Preußen hatte bereits in Schleswig der deutschen Sache seine Waffen geliehen, es stellte sie am 23. October abermals der Reichsgewalt zur Verfügung, während Oesterreich noch mit der Wiener Revolution nicht fertig geworden war. In demselben Monat gab Bunsen, der preußische Gesandte in London, eine Flugschrift heraus, worin er den Pfizer'schen Gedanken ausbeutete und eine Theilung Deutschlands in der Art vorschlug, daß Oesterreich das Seine behalten, das übrige Deutschland aber unter Preußen vereinigt werden sollte, beide dergestalt durch eine Union verbunden, daß Oesterreich die diplomatische Verbindung für die Union im Orient, Preußen im Occident leiten sollte. Derselben Idee hatte sich Prinz Albert in London mit solcher Vorliebe zugewandt, daß er sogar in einem deutschen Gedicht den König von Preußen dafür zu begeistern suchte. Ein Sohn Bunsens in Frankfurt vermittelte desfalls die englischen Sympathien der Partei Gagerns in der Paulskirche. Palmerston aber, auf den es ankam, theilte diese Sympathien nur bedingt, so weit er Preußen gegen Oesterreich, dessen Wiedererstarkung ihm sehr zuwider war, brauchen zu können glaubte. Im November begab sich Heinrich von Gagern selbst nach Berlin, kam aber von seinen Unterredungen mit dem Könige mißgestimmt zurück. Der König hatte die Annahme der Kaiserkrone bestimmt abgelehnt. Auch sein Gesandter in Frankfurt, der frühere Minister Camphausen, blieb stets zurückhaltend. Es ist notorisch, daß der Anreiz zum preußischen Erbkaiserthum von außen kam und nicht in Berlin selbst gesucht werden darf. Der König war seinem ganzen

Charakter nach weit entfernt von verwegenen Usurpationsgedanken, ja von bloßen Gelüsten nach einer Rolle, die ihm endlose Unruhe und Gefahr hätte bringen müssen. Eben so sein treuer Bruder, der Prinz von Preußen, den man im Ausland sich nicht entblödete, als das Werkzeug zu bezeichnen, durch welches man den Plan durchsetzen würde, wenn der König selbst versagte.*) Kaum war dieser erlauchte Prinz noch als Erzreactionär verleumdet worden, als man ihm schon wieder die grade entgegengesetzte revolutionäre Rolle zudachte.

Die österreichische Concession, die scheinbar darin lag, daß Erzherzog Johann am 16. Dezember Gagern an Schmerlings Stelle zum Reichsminister ernannte, worauf die Paulskirche den Preußen Simson zu ihrem Präsidenten wählte, gereichte der preußischen Partei doch nicht zu ihrem wahren Vortheil, denn je preußischer sich das Reichsministerium und Parlament färbte, um so mehr rief es alle natürlichen Gegner und Neider Preußens gegen sich in die Waffen und Oesterreich konnte in gesicherter Stellung dem Mißlingen des preußischen Erbkaiserplans zusehen. Gagerns Programm vom 18. proklamirte den alten Pfizer'schen Gedanken eines engeren deutschen Bundesstaats (versteht sich unter Preußen) in Union mit Oesterreich. Von diesem Augenblick an veränderte sich die Front aller bisherigen Parteien in der Paulskirche und man sah nur noch zwei Lager einander gegenüber, das preußische

---

*) Der damalige bayrische Minister v. Beisler äußerte öffentlich in der Kammer: „man sage zwar, der König von Preußen werde die Kaiserkrone nicht annehmen; aber das werde sich machen. Sind einmal die Vertreter Oesterreichs aus der Paulskirche verdrängt, dann wird man sehen, daß allenfalls das Haus Hohenzollern mehrere Prinzen habe.“ Er erklärte nachher, er habe damit keine persönliche Anspielung machen wollen. Beisler sagte nicht lange vorher in der Paulskirche von Papst Pius IX., derselbe habe den Marsch seiner Truppen gegen die Oesterreicher nur zum Schein mißbilligt, „er habe sich gesträubt, wie eine Braut,“ wegen welcher eben so unwahren als unwürdigen Worte ihn Döllinger zurecht wies. Aus solchen Zügen erkennt man, wie zügellos damals überhaupt das Wort war.

oder kleindeutsche, und das österreichische oder großdeutsche. Kleindeutsch nannte man nämlich den engern Bund unter Preußen, weil Deutschösterreich von ihm abgerissen werden sollte. Daß ein alter Patriot und Liberaler, wie Welcker, Gagern gegenüber auf die großdeutsche Seite trat, bewies, wie wenig der preußische Plan dem mächtigen nationalen Einheitsbedürfniß der Märztage genügte, wie er an die Stelle der wahren und allgemeinen Einheit doch nur ein Surrogat setzte. Als auch der alte Arndt sich auf die kleindeutsche Seite stellte, hielt man ihm mit gutem Fug sein überall gesungenes Lied entgegen: nicht Preußen, nicht Sachsen — das ganze Deutschland soll es seyn! Indessen war dieser großherzige Patriotismus keineswegs bei allen denen vorherrschend, die gegen den preußischen Plan stimmten. Viele, die meisten nannten sich Großdeutsche, die es nicht waren, die nur an das Sonderinteresse des Einzelstaats dachten, dem sie angehörten, oder die als Katholiken keinen protestantischen Oberherrn wollten. Wogegen gerade auf der kleindeutschen Seite viel uneigennützigere Patrioten saßen, die nicht Deutschland in Preußen, sondern Preußen in Deutschland aufgehen lassen wollten und die gern großdeutsch geworden wären, wenn sich Oesterreich nicht mit dem alten Bundestage identificirt hätte. Zu ihnen gesellten sich alle, die früher unter der Mißregierung in den Kleinstaaten gelitten hatten. Diesen war die Rückkehr des alten Bundestags, die Fortdauer der Duodezsouverainetäten, am meisten verhaßt und ihnen konnte nur durch den preußischen Plan, nicht durch den österreichischen geholfen werden. Daher der gute Wille, mit dem sich die Stände fast aller Kleinstaaten damals zur Agitation für den preußischen Plan hergaben. Vom Dezember bis Februar liefen nach einander Erklärungen in diesem Sinn von den Ständen in Cassel, Mecklenburg, Coburg, Braunschweig, Oldenburg, Darmstadt, Anhalt ein.

Aber Fürst Schwarzenberg setzte dem Gagern'schen Programm schon am 28. Dezember die Erklärung entgegen, Oesterreich werde nicht dulden weder, daß man es vom deutschen Bunde ausschließe,

noch daß man seine deutschen Provinzen vom österreichischen Einheitsstaate trenne, um sie dem neuen deutschen Bunde einzuverleiben. Der bayrische Gesandte in London glaubte sich in einem eigenen Schreiben an Palmerston gegen den preußischen Plan verwahren zu müssen. Mittlerweile trat Preußen in unmittelbare Verbindung mit Oesterreich, um sich über das zu verständigen, was sie, wenn sie einig wurden, stark genug waren, den Frankfurtern zu diktiren. Preußen kam auf die früheren schon vormärzlichen Vorschläge von Radowitz zurück. Allein man konnte sich nicht einigen. Oesterreich verlangte in einer Depesche vom 17. Januar 1849 ein Directorium der mächtigsten Bundesfürsten als Oberleitung, eine Eintheilung des gesammten deutschen Bundes in Kreise und gestand übrigens noch ein Volkshaus zu. Nun kam Bunsen von London nach Berlin, um den König für das zu gewinnen, was Gagern ihm nicht abgewonnen hatte, und am 19. Januar machte die Paulskirche insofern ein fait accompli, als die Mehrheit mit 258 gegen 211 Stimmen in der Oberhauptsfrage sich für einen regierenden Fürsten entschied. Da Jedermann wußte, daß darunter Niemand anders als Friedrich Wilhelm IV. gemeint war, lag in dieser Entscheidung ein vertrauensvolles Entgegenkommen und eine dringende Bitte. Unter solchen Einflüssen nun entstand das preußische Umlaufschreiben vom 23. Januar, worin unter den größten Lobsprüchen auf Oesterreich doch nachgewiesen wurde, daß dieser Großstaat als solcher nicht in den deutschen Bund passe, und demnach ein engerer Bund (im Sinne des Gagern'schen Programms) gutgeheißen und empfohlen wurde, mit dem auffallenden Zusatz, daß von diesem engeren Bunde außer Oesterreich auch Luxemburg und Holstein (mit Schleswig) sollte ausgeschlossen bleiben. Man betrachtete das letztere mit gutem Grund als eine Clausel Palmerstons. Was Rußland damals dachte und wollte, ist nicht bekannt geworden. Man darf aber annehmen, daß es, nachdem es so lange nach dem Protektorat der

deutschen Mittel- und Kleinstaaten gestrebt hatte, die Hegemonie Preußens nicht hat begünstigen wollen.

Am 25. Januar beschloß die Mehrheit in der Paulskirche, dem regierenden Fürsten, welcher das Oberhaupt des neuen Reichs werden sollte, den erblichen Kaisertitel zu ertheilen. Den Kaiser aber sollte ein Reichsrath von Bevollmächtigten der Einzelstaaten umgeben. Hierauf wiederholte Oesterreich am 4. Februar seine frühere Erklärung und verbat sich jede Unterordnung seines Kaisers unter einen Andern. Auch die Königreiche protestirten gegen den neuen Erbkaiser, Hannover unter besonderer Berufung darauf, daß der König von Preußen ja selbst diese Würde sich schon verbeten habe. In der Kammer der Reichsräthe zu München ging Fürst Wallerstein so weit, den Antrag zu stellen, der Reichsrath „folge dem Gebot der Pflicht und Ehre, indem er sich gegen das preußische Erbkaiserthum ausspreche," was er gegen eine Reclamation des preußischen Gesandten dadurch vertheidigte, daß er sagte, er würde sich eben so (?) gegen einen bayrischen Erbkaiser ausgesprochen haben. In der zweiten Kammer wies der Abgeordnete Müller ein Aufgehen Bayerns in Preußen mit Entrüstung ab. Die ganze Kammer erhob sich und an demselben Abend (9. Februar) brachte man dem König Max einen großartigen Fackelzug. Philipps und Lasaulx, die bisher immer noch nicht wiederangestellten Münchner Professoren, erhielten jetzt erst, und zwar nur wegen ihrer antipreußischen Haltung in der Paulskirche, ihre Aemter zurück, etwas später auch Döllinger. Graf Rechberg, als österreichischer Botschafter, reiste von Olmütz über München und Stuttgart nach Frankfurt, um nachdrücklich dem preußischen Plan entgegenzuwirken. Fürst Schwarzenberg beharrte in einer Note vom 27. Februar auf einem Directorium von 7 Fürsten mit 9 Stimmen (sofern Oesterreich und Preußen je 2 Stimmen führen sollten), ein Vorschlag, der nichts anderes wollte, als einen etwas verengerten Bundestag.

Drei Tage vorher (am 24.) hatte Gagern in Frankfurt die

Botschafter der Einzelstaaten versammelt und 26 derselben, versteht sich die kleinsten, erklärten sich für den preußischen Plan. Einige schwache Nachbarn Preußens, die immer mit ihm gingen, die meisten andern nur aus Furcht vor den Ständen und vor dem Volk, in dem große Agitation war. Dieser erste Schritt zu einer Vereinbarung der Regierungen mit Preußen veranlaßte Oesterreich zu einer entscheidenden That. Fürst Schwarzenberg löste den Reichstag zu Kremsier auf, ließ die compromittirtesten Wühler, wie Fischhof, Kudlich 2c. verhaften und octroyirte am 4. März eine neue Verfassung, worin die Einheit und Untheilbarkeit der Monarchie ausgesprochen und dem Sonderthum aller seiner bisherigen nationalen Glieder ein Ende gemacht wurde. Zwar sollte die Monarchie fortan eine constitutionelle seyn und sich mit zwei Kammern umgeben, aber die Mitglieder derselben sollten aus allen Ländern Oesterreichs gleichmäßig gewählt werden und deren Einzellandtage aufhören. Diese Verfassung wurde bald abermals aufgehoben und hatte nur damals eine große Bedeutung, sofern darin die Untrennbarkeit aller österreichischen Länder ausgesprochen war. Wenn je in Frankfurt oder Berlin darauf Anspruch gemacht werden sollte, daß Deutschösterreich allein beim deutschen Bunde zu verbleiben habe, getrennt von den nichtdeutschen Provinzen Oesterreichs, so wurde dem durch das neue Schwarzenberg'sche Statut vorgebeugt. Aber die preußische Partei beutete diesen Schritt Oesterreichs aus und meinte, nachdem Oesterreich sich als großer Einheitsstaat proclamirt, habe es sich von selbst aus dem deutschen Bunde ausgeschieden und der Rest Deutschlands werde sich nun um so williger unter Preußen fügen. Gerade damals hatten sich Deputirte der großdeutschen Partei aus Frankfurt nach Olmütz begeben, Heckscher, Somaruga und Hermann, um sich von dort eine Stärkung ihrer Partei zu holen. Aber sie erfuhren, Oesterreich wolle Frankfurt nicht stärken und dort keine Macht begründen helfen, von der es irgend abhängig werden könnte. Am besten drückte Palacky den österreichischen Gedanken aus: wenn Deutschösterreich

von Frankfurt aus geleitet werden sollte, so müßte sich die Lombardei mit demselben Recht von dem revolutionären italienischen Nationalcongreß leiten lassen und an eine Einheit des österreichischen Kaiserstaats wäre nicht mehr zu denken. Oesterreich aber sey stark genug, um seinen Willen in Frankfurt, wie in Italien durchzusetzen.

Und doch kam damals Oesterreich in neue Bedrängniß. Seine Waffen waren in Ungarn nichts weniger als siegreich, ganz Mittelitalien war in wildester Aufregung und Karl Albert erklärte aufs neue den Krieg. Da diese neuen schweren Kämpfe Oesterreichs gerade in das Ende des März fielen, so begreift man, daß die gleichzeitigen Ereignisse in Dänemark und Frankfurt zum Theil durch sie motivirt waren. Oesterreich sah sich gezwungen, russische Hülfe gegen die Ungarn, wenn nicht zu suchen, doch zuzulassen. Die Dänen, einem russischen Impulse folgend, hoben plötzlich ihren Waffenstillstand auf und begannen aufs neue den Krieg wider Deutschland, der die ganze Aufmerksamkeit Frankfurts und Berlins in Anspruch nahm, also eine Diversion zu Gunsten Oesterreichs war. Man darf sich nicht wundern, warum Oesterreich seinen Gesandten von Copenhagen nicht abberief und zur deutschen Flotte keinen Heller beitrug.

Dänemark bezeichnete den 26. März als den Termin, an welchem der Krieg wieder beginnen sollte. Palmerston zog sich kalt zurück und sagte blos, seine Vermittlungsversuche seyen gescheitert. Da man nun wußte, Preußen werde den Krieg nicht wiederaufnehmen, lag die ganze Last desselben dem Reichsminister Gagern auf, dessen Stellung mehr und mehr unhaltbar wurde, wenn es ihm nicht gelang, Preußen zu gewinnen. Die Agitation im Volk, in den Ständeversammlungen und in der Presse dauerte fort und es gelang damals, den badischen Bundestagsgesandten Welcker, der bisher eifrig großdeutsch gewesen, auf die preußische Seite hinüberzuziehen, nicht sowohl, weil man Baden damals mit einer Mediatisirung von österreichischer Seite gedroht haben sollte, als

weil der alte Patriot endlich begriff, daß die großdeutschen Pläne sämmtlich nur zum alten Bundestag zurückführten. Welcker selbst trug am 12. März in der Paulskirche feierlich darauf an, daß der König von Preußen zum Erbkaiser der Deutschen gewählt werde. Von da an drängte die Gagern'sche Partei zur förmlichen Kaiserwahl hin, ohne ferner auf die Mahnungen zur vorherigen Vereinbarung mit den Regierungen zu achten. Diese Eile erklärt sich einfach aus der Hoffnung, der König von Preußen werde dem Drängen der Nation nicht widerstehen können und die Kaiserkrone schließlich annehmen, in einem Augenblick, in welchem Oesterreich in Ungarn und Italien *) schwer bedrängt war. Zudem gab es immer noch Einige, die für möglich hielten, der König werde vielleicht abdanken und die ihm zugedachte Rolle seinem Bruder abtreten.

Da die Gagern'sche Partei im Ganzen nichts andres wollte, als was von Preußen schon zugegeben worden war, eine Constituirung Deutschlands unter Preußen mit Ausschluß von Oesterreich, so hätte sie auch die Art und Weise, wie der König von Preußen die Sache auszuführen gedachte, williger anerkennen und befolgen sollen. Sie hatte den König nöthiger, als er sie, folglich war es an ihr, dem König nachzugeben, nicht ihm vorschreiben zu wollen. Sie beging aber den Mißgriff, sich mit der linken Seite, den Demokraten, zu verständigen, um deren Stimmen zur eifrig betriebenen und nahe bevorstehenden Kaiserwahl zu erkaufen. Sie brauchte diese Stimmen, sonst kam die Kaiserwahl nicht zu Stande, sie konnte sie aber nur unter der Bedingung gewinnen, daß sie mit der Linken für ein rein demokratisches Wahlgesetz und gegen das absolute Veto des künftigen Kaisers stimmte und schließlich sich verpflichtete, an der Reichsverfassung nachträglich nichts ändern zu

*) Am 29. März langte in Berlin die Kunde von der Schlacht bei Novara und die von der Wahl des Königs von Preußen zum Erbkaiser zugleich an. Dieses Datum erklärt vieles von dem, was ihm zwei Wochen vorherging.

lassen. Diesen Pact schloß sie am 26. März mit Simon und Genossen ab und 114 Erbkaiserliche verflichteten sich dafür mit ihrer Unterschrift. Zwei Tage später wurde die Kaiserwahl in der Paulskirche vorgenommen und Friedrich Wilhelm IV. von 290 gegen 248 Stimmen zum Erbkaiser der Deutschen ausgerufen. Diese Wahl wäre nicht möglich gewesen ohne die Linke, deren Bedingung aber wieder ihre Annahme in Berlin unmöglich machte. Die preußische Partei in der Paulskirche hatte sich in allzu großer Begier, mit dem Erbkaiser zum Ziele zu gelangen, unvermerkt von der Linken die Schlinge umlegen lassen, die sie weiter als je von ihrem Ziele zurückzerrte. Ein großer Theil der Mitstimmenden scheint von dem geheimen Uebereinkommen mit der Linken nichts gewußt oder doch dieselbe absichtlich ignorirt zu haben, denn sehr viele, Radowitz an der Spitze, knüpften ihr Ja für den Erbkaiser an die gerade entgegengesetzte Bedingung, indem sie auch nach der Kaiserwahl noch eine Vereinbarung mit den Fürsten in Betreff der Reichsverfassung voraussetzten und verlangten.

In Berlin waren gemäß der neuen octroyirten preußischen Verfassung vom 26. Februar beide Kammern zusammengetreten. Alle Führer der Linken, Waldeck, Temme, Behrends, Rodbertus, Jacoby rc. waren wieder gewählt worden und opponirten aufs neue. Auch in den Provinzen dauerte die Gährung fort. Die Feier des Jahrestags der Märzrevolution führte zu Tumulten, wie in Berlin, so in Breslau, Stettin, Danzig. Die Kaiserfrage in Frankfurt beschäftigte auch die zweite Kammer in Berlin aufs lebhafteste und am 2. April ging sie in einer Adresse den König dringend an, die Kaiserwürde anzunehmen.

Eine große Deputation war eben von Frankfurt angelangt, um dem König die deutsche Krone anzutragen. Sie wurde aufs ehrenvollste empfangen, am 3. April, aber die Antwort des Königs war ablehnend. Er dankte zwar für das in ihn gesetzte Vertrauen und erklärte sich bereit, dem gemeinsamen deutschen Vaterlande seine Hingebung und Treue zu beweisen, glaubte aber, es sey un-

möglich, Deutschlands Einheit aufzurichten mit Verletzung der Rechte Anderer, ohne die freie Zustimmung der Fürsten und freien Städte. Ihnen komme es zu, erst die Reichsverfassung zu prüfen, und von dem Ergebniß dieser Prüfung allein werde es abhängen, ob ihm Rechte zuerkannt werden würden, die ihn in den Stand setzten, mit starker Hand die Geschicke des Vaterlandes zu leiten. In Uebereinstimmung mit dieser Erklärung erließ der König noch an demselben Tage ein Circular an alle deutsche Regierungen mit der Bitte, sie möchten sich äußern, ob und unter welchen Bedingungen sie einem neuen Bundesstaat beitreten und in welchem Verhältniß sie zu den nicht beitretenden Staaten zu stehen wünschten? Der König hatte mithin mit der preußischen Partei in Frankfurt nicht gänzlich gebrochen, er wollte den von ihr verlangten deutschen Bundesstaat mit Ausschluß Oesterreichs in der That verwirklichen, nur unter der Bedingung einer freien Zustimmung der betreffenden Regierungen, die sich ihm in dem neuen Bunde würden unterzuordnen haben. Die Frankfurter Deputation konnte aber die vom König verlangte Vereinbarung, welche die Endgültigkeit der Reichsverfassung noch in Frage stellte, nicht anerkennen, gab in diesem Sinne sogleich eine Erklärung ab und reiste unverrichteter Dinge nach Frankfurt zurück.

Der Reichsverweser wollte gleich nach der Kaiserwahl abdanken, ließ sich aber bewegen, noch auszuharren und empfing von der österreichischen Regierung die Weisung, auf dem Platze zu bleiben, den er nur einer neuen Bundesgewalt abzutreten habe, bei welcher Oesterreich vertreten sey. Oesterreich rief zwar alle seine Abgeordneten aus der Paulskirche zurück (5. April) und erklärte die Fortdauer des deutschen Parlaments für ungesetzlich, nachdem es durch mehrere Beschlüsse seine Befugniß überschritten habe, ließ aber den Reichsverweser unter dem Schutz der österreichischen Besatzung der nahen Festung Mainz in Frankfurt, um seine Ansprüche auf die Leitung der deutschen Verhältnisse zu wahren, beziehungsweise nach dem Mißlingen aller Bundesreformversuche seine alte Stellung

am Bundestage wieder geltend zu machen. Der Reichsverweser war von nun an nur noch ein österreichischer Vorposten gegen Preußen, wie die Mehrheit der Paulskirche ein preußischer Vorposten gegen Oesterreich gewesen war.

Aber das Band zwischen dieser Mehrheit und Preußen war seit der ablehnenden Antwort des Königs zerrissen. Die Partei Gagern hatte der Linken ihr Wort verpfändet und konnte nicht mehr zurückgehen. Es war ihr moralisch unmöglich geworden, jetzt noch auf eine Umänderung der Reichsverfassung nach den preußischen Vorschlägen einzutreten. Auf der andern Seite konnte sie aber auch, wenn sie sich ganz der Linken hingab, zu keinem gedeihlichen Ziele zu gelangen hoffen, weil die Linke nur auf Anarchie hinarbeitete, wie früher Hecker und Struve. Die Oesterreicher und viele andere Großdeutsche verließen schaarenweise das Parlament. Die Kleindeutschen und die Linke bildeten somit die überwiegende Mehrheit und hielten anfangs noch zusammen; jene brauchten die Linke, um das Volk auf ihre Seite zu bekommen und eine neue Märzbegeisterung zu erwecken, diese brauchte die Partei Gagern, um für ihre anarchischen Zwecke einen gesetzlichen Aushängeschild zu haben. Beide setzten schon am 10. April den s. g. Dreißigerausschuß ein, der zu gleichen Theilen aus der kleindeutschen Partei und aus der Linken gewählt wurde und für die Durchführung der Reichsverfassung Sorge tragen sollte, vorbehältlich der Oberhauptfrage, die eine offene blieb.

Die Gagern'sche Partei nahm keinen Anstand, durch ihre zahlreichen Freunde in den Ständeversammlungen der Einzelstaaten und in den Märzministerien einen sanften Druck auf diejenigen Fürsten wirken zu lassen, die sich dem preußischen Plan noch nicht gefügt hatten oder die jetzt, nachdem der König abgelehnt hatte, sich ihres früheren Wortes entbunden glaubten. Wenn es gelang, die Fürsten der Mittel- und Kleinstaaten für die Reichsverfassung zu stimmen, so blieb immer noch die Aussicht einer Verständigung mit Preußen. Man hoffte, Radowitz, der am 23. April nach

Berlin berufen wurde, werde dieselbe anbahnen. Am 26. setzte die Gagern'sche Partei in der Paulskirche durch, daß man bis zum 3. Mai auf die Erklärungen der Einzelregierungen warten wolle. Die Linke nahm das sehr übel, erklärte es für Feigheit, forderte zu raschem Handeln auf und bediente sich des drastischen Mittels der Volksversammlungen, der Sturmpetitionen, des offenen Aufruhrs außerhalb der Paulskirche, in derselben aber legte sie es darauf an, ihre neuen kleindeutschen Bundesgenossen durch die gröbsten Ausfälle gegen Preußen zu compromittiren.

Die Kleinstaaten hatten sich schon für die Reichsverfassung erklären müssen, es kam nun darauf an, die Königreiche zu gewinnen. Der erste Sturm wurde auf den König von Württemberg unternommen. Man verlangte von ihm Anerkennung der Reichsverfassung mit Einschluß des Oberhauptsparagraphen. Vergebens entgegnete er, es sey unvernünftig, von ihm die Anerkennung des Königs von Preußen als Kaiser zu verlangen, da gedachter König gar nicht Kaiser werden wolle, und fügte stolz hinzu: „dem Hause Hohenzollern unterwerfe ich mich nicht." Ueber hundert Deputationen vom Lande füllten Stuttgart an, Stände und Ministerium drangen in ihn und um eine Katastrophe zu vermeiden, gab er am 24. April eine entsprechende Erklärung in Ludwigsburg, wohin er sich entfernt hatte. Ein mächtiger Adressensturm bedrohte auch den König von Hannover, der aber am 26. rasch seine Stände auflöste. Sachsen befolgte dieses Beispiel, lief aber viel größere Gefahr. Hier waren in die im Januar eröffnete Kammer unter dem Einfluß der Blum'schen Todtenfeier fast nichts als mittelmäßige Köpfe und gemeine Lermer*) gewählt worden, die ganz offen für eine deutsche Republik stimmten. Ein neues Ministerium, an dessen Spitze Held trat, konnte sie eben so wenig zähmen, wie das frühere. Sie votirten Abschaf-

*) Der Abgeordnete Kell sagte einmal: ich kenne die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie.

fung des Adels, eine progressive Einkommensteuer, allgemeine Volksbewaffnung und gänzliche Abschaffung des Heeres, Wahl aller Beamten durch das Volk ꝛc. Am 28. April löste der König diese wilde Kammer auf und ernannte v. Beust, Rabenhaupt und Friesen zu Ministern. Der bisherige Minister von der Pforten trat ins bayrische Ministerium ein. In Bayern hielt das katholische Volk zum König, nur in Franken und noch mehr in der Pfalz wurde ein Sturm vorbereitet. In Preußen selbst erklärte sich die zweite Kammer am 21. für die Durchführung der deutschen Reichsverfassung mit allen ihren Folgerungen. Das veranlaßte den König, sie am 27. aufzulösen, am folgenden Tage die Kaiserkrone definitiv abzulehnen und ein Circular an die Regierungen, die sich bisher dem engeren Bunde zugeneigt hatten, zu erlassen, worin er sie aufforderte, direkt in Berlin mit ihm zu verkehren. Damals schon tauchte der Gedanke eines Sonderparlaments in Gotha auf, in welchem wieder gut gemacht werden sollte, was in Frankfurt durch die unglückliche Coalition mit der Linken verdorben worden war. *) Bassermann gab sich als Reichscommissär damals in Berlin noch alle Mühe, das gestörte Verhältniß zwischen Frankfurt und dem König von Preußen herzustellen, aber vergeblich, da man in der Paulskirche dessen wohlgemeinten Ermahnungen und Bedingungen kein Gehör geschenkt hatte. Sofern man ohne den König nichts erreichen konnte, hätte man auch nie versuchen sollen, ihn zu zwingen, sondern sich seiner Führung gleich anfangs anvertrauen sollen. Im Uebrigen gab es der König noch am 3. Mai in einer Erklärung an Bassermann der Paulskirche anheim, ob sie nicht jetzt noch sich seinen Bedingungen fügen wolle.

Sie that es nicht. Sie beharrte in der Illusion der Nationalsouveränetät und beschloß am 4. Mai: alle Regierungen, Stände und Gemeinden der Einzelstaaten sollen aufgefordert werden, die Reichsverfassung durchführen zu helfen; will der König von Preußen

*) Vgl. die Allgemeine Zeitung vom 20. April.

nicht das Oberhaupt seyn, so soll es der mächtigste Fürst nach ihm werden; gemäß der neuen Reichsverfassung soll der erste Reichstag gewählt werden und am 15. August in Frankfurt zusammentreten. Diese Beschlüsse liehen der Linken den Vorwand zu angeblich reichsverfassungsmäßigen Maaßregeln gegen die „revolutionären" Regierungen. Nur sie, behauptete sie, stehe auf dem Boden des Rechts, alle Regierungen, welche der endgültig beschlossenen Reichsverfassung Hindernisse in den Weg legten, seyen rebellisch und man dürfe mit Gewalt gegen sie vorgehen. In Erinnerung der vorjährigen ersten Begeisterung nannten sich die von der Linken geleiteten demokratischen Vereine jetzt Märzvereine und Deputirte aller dieser Vereine hielten einen Congreß in Frankfurt, neben dem Parlament, und erließen am 6. Mai einen Aufruf an das deutsche Volk, worin sie „zu den Waffen" riefen. Unterzeichnet von Fröbel, als Präsidenten, und Raveaux, als Vicepräsidenten des Congresses. Am folgenden Tage hatte Gagern in der Paulskirche einen furchtbaren Sturm zu bestehen, weil er der eben in Sachsen ausgebrochenen Revolution die Reichshülfe zu leisten versagte.*) Da

*) Gagern: Die ganze Politik, die die Mehrheit dieses Hauses bisher befolgt hat, ging von der Anerkennung dieses Verhältnisses aus, daß Staaten im deutschen Bunde seyen, deren Unterordnung unter eine Centralgewalt, die außer ihnen steht, nur schwer zu bewerkstelligen seyn würde, und darum der Stärkste an die Spitze berufen werden müsse, um eine Macht zu gründen. Gegen die Anerkennung solcher Wahrheiten sich sträuben oder sie ignoriren zu wollen, das kann nur der Phantasie oder dem Leichtsinn erlaubt seyn. (Stimmen auf der Linken: Hört!) Meine Herren! Die Centralgewalt wird thun, was bei der kritischen Lage, in der Sachsen sich jetzt befindet, ihre Stellung erfordert, ihre Mittel erlauben. Ich habe vorhin geäußert, daß ich das Bestreben, die größeren Staaten zur Anerkennung der Verfassung zu bringen, noch nicht als aufgegeben zu betrachten bitte, daß ein günstiges Resultat noch möglich ist. (Widerspruch auf der Linken.) Ja, meine Herren, wenn man einem auswärtigen Feinde gegenübersteht, der uns beleidigt oder Uebles uns zugefügt hat, dann sey das erste Gefühl auch das entscheidende, die erste Bewegung an das Schwerdt, und man werfe die Scheide weit weg; aber das ist nicht

er nun weder der Revolution dienen, noch sie verhindern konnte, dankte er am 9. als Reichsminister ab. Am folgenden Tage aber erklärte die Paulskirche auf Redens Antrag die Hülfe, die preußische Truppen dem König von Sachsen gegen die Revolution leisteten, für einen schweren Reichsfriedensbruch und zwei Tage später befahl sie, alle deutschen Truppen seyen auf die Reichsverfassung zu beeidigen. Auch schickte man Reichscommissäre in alle von der Revolution schon ergriffene Länder, auf die man aber nicht achtete, oder die mitrevolutionirten.

Die Geißel der Gagern'schen Partei in der Paulskirche war damals Karl Vogt, bekannter Materialist, durchaus verneinender Geist, satyrartiger Schwelger und Humorist, (lustiger Teufel wie Druey in der Schweiz). Mit eben so viel Witz als gründlicher

---

das Gefühl einem Bruderstamm gegenüber, dessen Regierung uns Uebles zugefügt hat; da müssen alle Mittel erschöpft werden, den Frieden zu erhalten, und wenn die Waffen gezogen würden, ich würde mich im letzten Augenblicke noch dazwischen werfen. (Bravo auf der Rechten; Lachen auf der Linken.) Buben lachen darüber. (Ungeheure Aufregung und Tumult auf der Linken. Viele Stimmen von der Linken: Zur Ordnung! Herunter!)

Antrag des Abgeordneten Würth von Sigmaringen in derselben Sitzung: „In Erwägung, daß die rebellischen Fürsten bereits zu den Waffen gegriffen und den Reichsfrieden gebrochen haben; in Erwägung, daß mit diesen Fürsten nicht mehr unterhandelt werden kann, beantrage ich, die Nationalversammlung beschließe: das deutsche Volk sey zu den Waffen zu rufen und aufzufordern, die rebellischen Fürsten zu vertilgen."

Dietsch von Annaberg: Versäumen Sie jetzt den Augenblick, lassen Sie jetzt das sächsische Volk, welches für die deutsche Verfassung, wie sie von Ihnen beschlossen worden, in die Schranken getreten ist, im Stich, so wird Sie das Volk auch im Stich lassen und das mit Recht. Denn wollen Sie die Erhebung des Volkes für Ihre Verfassung selbst verderben und verrathen, dann wird man Ihnen von allen Seiten bald den Rath recht thätlich ertheilen: „Machen Sie, daß Sie fortkommen!" (Stürmisches Bravo von der Gallerie. — Ruf von der Rechten: Gallerie räumen!)

Erbe: Damals warteten Sie, bis in Wien Blum erschossen war, jetzt wollen Sie wohl warten, bis von der provisorischen Regierung in Dresden einer nach dem andern erschossen ist? Wenn Sie sagen, wir sind

Bosheit die Mißgriffe der Erbkaiserlichen verfolgend brachte er sie vollends um den Rest von Volksgunst, den sie hatten.*)

Der König von Preußen ließ inzwischen (durch Radowitz) eine Unionsacte entwerfen und den Entwurf am 9. publiciren. Mit einem Wort, Radowitz hoffte in Gotha (s. oben) den engeren preußischen Bund durchzusetzen, dessen Verwirklichung in Frankfurt Gagern mißlungen war. Es kam lediglich darauf an, die Linke und die revolutionären Elemente auszuscheiden. Am 14. rief der König alle preußischen Abgeordneten aus der Paulskirche zurück, weil dieselbe den Reden'schen Antrag angenommen und überhaupt ihre Befugnisse überschritten hätten. Die Oesterreicher waren schon abberufen, wurden es auch die Preußen, so hatte die Paulskirche alle Bedeutung verloren. Weil Oesterreich damals noch tief in den ungarischen Krieg verwickelt war und die in der Nähe von Frankfurt selbst ausgebrochenen Revolutionen nur durch preußische Truppen unterdrückt werden konnten, lag es für den König nahe, vom gänzlich ohnmächtigen Reichsverweser zu verlangen, er möge sein Amt in seine Hände niederlegen. Aber Erzherzog Johann

---

zu schwach, um zu handeln, nun, meine Herren, eine schwache Executivgewalt brauchen wir nicht. Wollen Sie bleiben, dann handeln Sie, wollen Sie aber nicht handeln, dann gehen Sie. Die entschiedene Minderheit dieser Versammlung wird dann allein handeln und allein gehen. (Bravo auf der Linken.) Die Nationalversammlung hat nur zwei Wege, sie muß endlich handeln und zwar, um zu siegen oder um zu sterben. Wenn sie in ihrer unthätigen Ruhe verbleibt, so wird sie, wie schon bisher, zum Hohn und zum Gespötte und zum Fluch von Deutschland werden. Wenn sie entschieden den Fürsten gegenüber auftritt, so ist es möglich, daß sie unterliegt; aber mag sie dann auch untergehen. Sie hat es nicht verstanden, gut und heilsam zu leben und zu wirken, so soll sie es wenigstens verstehen, ehrenvoll im Kampfe zu sterben. Und ein solches Ende derselben wird auch ein Gewinn für das Volk seyn. (Lebhafter Beifall auf der Linken und der Gallerie.) Aus dem stenographischen Bericht vom 7. Mai.

*) Einen Nachtrag dazu gab später Heinrich Leo, der die Gagern'sche Partei in ihrer damaligen Lage mit dem Herrn von Münchhausen verglich, welcher, im Sumpfe versunken, sich an dem eigenen Zopfe herausziehen will.

war weit entfernt, Preußen einen Platz einzuräumen, den er vielmehr Oesterreich vorbehalten wollte. Im Einverständniß mit Schwarzenberg erachtete er es als seine einzige Aufgabe, den Präsidentenstuhl des alten Bundestags für Oesterreich zu reserviren und von keinem Nichtösterreicher einnehmen zu lassen.

Dies war die Stellung der Reichsgewalt und des Parlaments zu den zahlreichen und drohend anwachsenden Mairevolutionen, die überall von den demokratischen Märzvereinen angefacht wurden und deren Führer sich auf das Recht und die Gesetzlichkeit kraft der Reichsverfassung und der letzten Parlamentsbeschlüsse beriefen. Ihr Programm war ein Wort von Vogt: „nur durch Freiheit werdet ihr zur Einheit gelangen.“

Zwölftes Buch.

Die Mairevolutionen.

Die Entschlossenheit, mit welcher der König von Sachsen die radikale Kammer aufgelöst und ein energisches Ministerium ernannt hatte, imponirte den aufs heftigste aufgeregten Volksmassen nicht, sondern rief einen furchtbaren Widerstand hervor. In Dresden erklärte Minkwitz im Namen des Vaterlandsvereins und Grille im Namen des Arbeitervereins, das Volk müsse jetzt durch die That beweisen, daß es ein freies und einiges deutsches Volk seyn wolle. Die Reichsverfassung müsse in Kraft treten und der König sich ihr beugen. Auch der Verein der Turner waffnete sich und vom Lande her wurden Communalgarden, Freischaaren und sonderlich die Bergleute des Erzgebirges, armes, verbittertes, zähes und zum Barrikadenbau und Miniren am besten taugliches Volk einberufen. Der neue Kriegsminister v. Rabenhaupt ließ dagegen schleunig einige Truppen aus Leipzig kommen und Hülfe von Preußen requiriren. Aber es kostete Mühe, ein Bataillon aus Leipzig, wo

man es zurückzuhalten suchte, loszumachen und von Preußen konnten erst fast eine Woche später ein Paar Bataillone ankommen, weil Wrangel seine Truppen in Berlin selbst brauchte und auch von Breslau keine abgegeben werden konnten, da hier in den ersten beiden Wochen des Mai für Durchführung der Reichsverfassung vom Volk gleichfalls blutig gekämpft wurde und die Stadt in Belagerungsstand erklärt werden mußte.

Das bewaffnete Volk hatte daher in Dresden anfangs die Uebermacht über das Militär. Der Kampf begann am 3. Mai, nachdem der König alle Forderungen abgeschlagen hatte, vor dem Zeughause, welches das Volk stürmen wollte. Es gelang mit Mühe, dieses Haus zu schützen. Aber die königliche Familie floh über Nacht nach der Feste Königstein und am 4. constituirte sich bereits das Triumvirat Tschirner, Heubner, Todt als provisorische Regierung. Die Truppen unter General von Schirding behaupteten die Neustadt auf dem rechten Elbeufer, die Elbebrücke und die auf dem linken Ufer zunächst liegenden Punkte, die Brühl'sche Terrasse und das Schloß, wogegen die innere Altstadt in der Gewalt des Volkes blieb und bis zum 5. mit nicht weniger als 108 Barrikaden stark verrammelt war. Die Oberleitung des bewaffneten Aufruhrs übernahm der Russe Bakunin. Am 6. wurde vom Volk das schöne Opernhaus in Brand gesteckt und man fürchtete, das Schloß selbst werde unterminirt werden. Indessen hielten die sächsischen Soldaten unter immerwährendem Feuer (meist gegenseitig aus den Fenstern) rühmlich aus, bis am 7. ein und am 8. noch ein preußisches Bataillon ankamen. Dieselben hatten nicht mehr ganz freie Eisenbahn gefunden und waren durch die feindliche Stimmung des Volks unterwegs mehrmals aufgehalten worden, wie denn auch der sächsische Major von Zeschau, der eine Sendung nach Berlin übernommen hatte, in Bautzen vom Volk gefangen genommen und zurückgehalten wurde. Sobald die Verstärkungen in Dresden eingerückt waren, drangen die Truppen vor und indem sie die Wände der Häuser durchbrachen, um hinter die Barrikaden

zu kommen, gelang es ihnen nach und nach, die Insurgenten in die Enge zu treiben.*) Am 9. wurde der Sieg entschieden. Trotz der langen Dauer und Hartnäckigkeit dieses Straßenkampfes hatten die Truppen, der gedeckten Stellungen wegen, nur wenig Todte, die Sachsen 23, darunter General Homilius und zwei Offiziere, die Preußen 8, darunter 2 Offiziere. Todte Insurgenten fand man 178. Bakunin**) und Heubner wurden in Chemnitz gefangen, der ganze Aufstand war auf sächsischem Boden niedergeschlagen.

Der Kampf in Dresden erweckt trübe Betrachtungen. Wenn Fürsten in ihrem Sonderinteresse und Diplomaten aus der alten Metternich'schen Schule dem heiligsten Recht der Nation entgegentraten und die Erfüllung der nationalen Sehnsucht zu vereiteln trachteten, durften wohl ehrliche deutsche Herzen im Zorn erglühen. Wenn jene seit Jahrhunderten im tiefsten Elend schmachtende Bevölkerung des Erzgebirgs einmal vom alten Kaiser träumte und auf ihn, als den deutschen Volksheiland hoffend, der auch ihren Kummer stillen würde, sich bewaffnet zu seinem Banner schaarte, so kann man ihr tiefes Gefühl nicht verurtheilen wollen. Aber die Jugend und das arme Volk wurde doch nur mißleitet von Demagogen, die keine Kenntniß deutscher Geschichte und kein Herz für deutsches Volk hatten, sondern in fremdartige, unmöglich ausführbare republikanische und communistische Theorieen verrannt oder verdächtige Ausländer waren. Was ging die Russen Struve und Bakunin die deutsche Volkssache an? Welche Unnatur, daß der eine in Baden, der andre in Sachsen die Leitung des Volks an sich reißen konnte!

In Leipzig war während des Dresdner Kampfes von Ruge

---

*) Ein Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt, als Augenkranker in seinem Zimmer, wurde von eindringenden Soldaten, die ihn nicht kannten, erschossen. Aus der berühmten Bildergallerie feuerte das Militär auf die Straßen, doch wurden nur wenige Bilder beschädigt.

**) Diesen lieferte Sachsen an Oesterreich, Oesterreich an Rußland aus, wo er einige Jahre später begnadigt wurde.

ein vergeblicher Revolutionsversuch gemacht worden, die guten Bürger hatten ihn unterdrückt. Auch der blutige Kampf in Breslau wurde besiegt. Berlin rührte sich nicht mehr. Dagegen fand der Aufruf des Frankfurter Parlaments an die Gemeinden, die Reichsverfassung durchzuführen, Anklang an den beiden Enden der preußischen Monarchie. In Köln versammelten sich am 8. Mai die Abgeordneten von 303 rheinländischen Gemeinden, um sich für die Reichsverfassung zu erklären. In Königsberg in Preußen geschah dasselbe am 19., jedoch nur von 22. Gemeinden. Ein westphälischer Städtetag, nach Münster angesagt, kam nicht zu Stande. Diese Demonstrationen hatten zur Folge, daß sich an vielen Orten die Landwehr empörte, als sie zum Kampf gegen die Insurrectionen einberufen wurde. Die Kämpfer für die Reichsverfassung schienen ihr im Recht zu seyn, weshalb sie nicht gegen sie geführt werden wollte. Daher die Aufstände seit dem 6. Mai in Elberfeld, Crefeld, Neuß, Hagen, Düsseldorf, Iserlohn. Auch von Köln aus zog eine Freischaar unter dem Dichter Kinkel, kam aber nicht weit. Der ganze Aufstand wurde durch preußische Truppen unter General Hannecken unterdrückt. In Elberfeld ließen sich die Insurgenten durch 6000 Thaler, die ihr Anführer Mirbach empfing, zum Abzuge bewegen; in Iserlohn wurde blutig gekämpft, wobei der preußische Oberstlieutenant Schrötter fiel.

Ein Versuch, das bayrische Frankenland zu insurgiren, scheiterte noch vor dem Ausbruch. Eine große Volksversammlung zu Nürnberg am 13. erklärte sich zwar energisch für die Reichsverfassung, wobei Karl Vogt, vom Frankfurter Parlament entsendet, als Redner glänzte. Aber man scheint hier absichtlich noch zurückgehalten zu haben, um erst die bayrische Armee zu verführen, die ein Beobachtungslager bei Donauwörth bezogen hatte. Wirklich gelang es durch Geld, Bier und Dirnen, die Disciplin in diesem Lager aufzulockern, sonderlich im 11. bayrischen Infanterieregiment, welches wiederholt im Laufe des Mai arge Excesse beging. Dadurch wurde die bayrische Streitmacht wirklich wochenlang gehin-

dert, nach der Pfalz zu ziehen, wo sie zur Dämpfung der dort ausgebrochenen Revolution sehr nöthig gewesen wäre.

Die sonst harmlos lebenslustige Bevölkerung der bayrischen Rheinpfalz war in den Rausch des Hambacher Festes zurückgefallen. In der frivolsten Weise, ohne irgend tiefen Ernst und Opferfähigkeit, berietete sie sich zur Revolution, wie zu einer Fastnachtslust. Nicht einmal ein genialer Kopf that sich hervor. Die gemeinste Mittelmäßigkeit maßte sich an, hier großes Spiel zu spielen. Am 1. Mai erklärte eine zahlreiche Volksversammlung zu Kaiserslautern die bayrische Regierung für rebellisch gegen die Reichsverfassung und verweigerte die Steuern. Am folgenden Tage proclamirte sich der s. g. Landesausschuß der demokratischen Vereine (Schüler, Culmann, Schmidt, Greiner, Hepp ꝛc.) als provisorische Regierung und fand keinen Widerstand, denn die längst bearbeiteten Soldaten in Ludwigshafen verließen ihre Fahnen und auch aus der Festung Landau liefen die Soldaten schaarenweise weg und gingen mit Sack und Pack zu den Insurgenten über. Auch aus der Nachbarschaft, aus der Schweiz und Frankreich sammelten sich hier die alten Hecker-Struve'schen Freischaaren, von denen Fenner von Fennenberg, trotz seines elenden Debuts in Wien, zum Obergeneral gewählt wurde, aber sich gänzlich unfähig erwies, nur wenige Tage commandirte und sich wieder aus dem Staube machte. Der Abgeordnete Eisenstuck wurde aus Frankfurt als Reichscommissär nach der Pfalz geschickt, überschritt aber seine Vollmacht und sanktionirte die provisorische Regierung, weshalb ihn das Reichsministerium wieder zurückrufen mußte. Der Freischärler Blencker (ursprünglich ein Weinreisender aus Worms) bemächtigte sich Ludwigshafens und erhielt einstweilen den Oberbefehl statt Fenners. General von Jeetze behauptete Landau mit dem treu gebliebenen Rest bayrischer Truppen; auch Germersheim hielt sich. Ein Versuch, das Moselland zu insurgiren durch eine am 13. Mai bei Trier abgehaltene Volksversammlung, bei welcher ein Literat Grün Reden hielt, mißlang.

Die Revolution verbreitete sich aber aus der Pfalz bald über Baden. Hier waren die Soldaten vorlängst verführt. Junge Leute, ohne militärischen Geist, nur sehr kurze Zeit unter den Fahnen, angesteckt von dem politischen Schwindel, der das ganze Land seit so vielen Jahren durchzog, verlockt durch Freihalten in den Wirthshäusern, durch Mädchen und Versprechungen, abgestoßen von den Offizieren, die damals im übelsten Rufe hoffärtigen Junkerthums standen, besaßen sie die sittliche Kraft nicht, um dem Versucher zu widerstehen. Die Unteroffiziere waren durch Aufhebung des für sie einträglichen Einstehersystems verletzt und grollten damals, also fand die Regierung auch an ihnen keine Stütze mehr. In der Bundesfestung Rastadt lagen, eine kleine österreichische Artillerieabtheilung ausgenommen, nur badische Truppen von sehr zweideutiger Disciplin*) und unter diesen brach am 9. Mai die erste Meuterei aus. Unteroffiziere und gemeine Soldaten, mit den Demokraten in einer großen Versammlung vereinigt, handelten von ihren Rechten und von den Mitteln, dieselben zur Geltung zu bringen. Damals schon wurde das Haus des verhafteten Oberst Pierron demolirt. Am folgenden Tage wurde der Tumult noch ärger, verhaftete Soldaten wurden befreit und der Kriegsminister, General Hoffmann, welcher herbeigekommen war, konnte die Ordnung nicht mehr herstellen und mußte flüchten. Ganz ähnliche Meutereien brachen am 11. in Freiburg aus, von wo die Offiziere fliehen mußten, und in Lörrach, wo Oberst von Rotberg von seinen eignen Leuten schwer verwundet wurde. Wenn die Franzosen

*) Der Gouverneur der Festung, Cloßmann, hatte vergeblich gewarnt. Minister Beck nahm keinen Anstand, den Demokraten in Rastadt schon im Spätherbst einen Fackelzug zur Todtenfeier Robert Blums in der Bundesfestung zu gestatten. Cloßmann selbst aber ließ nun alles gehen, wie es wollte, duldete den Verkehr der Soldaten mit der gefangenen Frau Struve, und ließ sich sogar einmal, indem er einen Streit zwischen den Badenern und Oesterreichern schlichten wollte, von seinen eigenen unbotmäßigen Soldaten ungestraft mit Schneeballen werfen. Vgl. die treffliche kleine Schrift von Fickler (dem Bruder des Demagogen) über Rastadt.

damals Lust bezeugt hätten, würden sie Rastadt haben wegnehmen können. Der badische Militäraufruhr hat klar bewiesen, wie gefährlich die Kleinstaaterei an einer der wichtigsten Grenzen des deutschen Bundes ist, aber man hat doch nichts daran geändert, noch gebessert.

Am 13. Mai war eine große Volksversammlung zu Offenburg angesagt. Es war das herrlichste Wetter. In unzählbaren Zügen kam das Landvolk geputzt und fröhlich daher, wie zu einer Lustbarkeit. Aber vom Wein erhitzt stimmte die Menge den hier gefaßten Beschlüssen des badischen Landesausschusses, in dem die demokratischen Vereine sich concentrirten, jubelnd zu. Man beschloß die Union Badens mit der Pfalz, die Zurückberufung Heckers, die Einberufung einer constituirenden Versammlung, die Entfernung der Minister, allgemeine Volksbewaffnung ꝛc. Neu war unter diesen Beschlüssen nur die Gründung eines colossalen Pensionsfonds für verarmte Bürger, ein socialistischer Gedanke. Während das in Offenburg vorging, rebellirte die Garnison in der Hauptstadt Karlsruhe selbst, demolirte eine Kaserne und die Wohnung des Obersten von Holtz, tödtete den Rittmeister v. Laroche und jagte nicht nur alle Offiziere fort, sondern trieb es so weit, daß selbst der Großherzog mit seiner Familie sammt dem Ministerium noch in der Nacht eiligst die Flucht ergriff und auf Umwegen nach Frankfurt gelangte. Nur die Bürgerwehr verlor den Muth nicht und behauptete das Zeughaus gegen wiederholte Angriffe. Aber auch in Bruchsal hatten die Soldaten sich der Revolution angeschlossen und war Struve befreit worden und schon am 14. kam der Abgeordnete Brentano mit dem Landesausschuß und einem Regiment insurgirter Soldaten aus Rastadt nach Karlsruhe und trat hier an die Spitze einer provisorischen Regierung, einstweilen noch „im Namen des abwesenden Großherzogs", aber ohne dessen Vollmacht und trotz dessen Protestationen.

Die Dinge in Baden hatten ihren natürlichen Verlauf genommen. Seit vielen Jahrzehnten war durch die Schuld der Re-

gierung selbst die Revolution vorbereitet worden. Das Ansehen der Kirche war tief gesunken, eine gottlose Schule hatte Volk und Jugend verderbt. Die Regierung hatte der Kammer, die Kammer der s. g. öffentlichen Meinung, dem Zeitbewußtseyn nachgegeben, dem Volk immer eingeredet, es sey souverän, in seinem jeweiligen Willen liege die höchste Vernunft, wie Autorität. Jetzt machte das Volk zum erstenmal von seiner angeblichen Souveränetät Gebrauch, jetzt gingen die Saaten auf, welche Welcker und Rotteck gesäet und die Minister Winter und Beck gepflegt hatten. Schrecklicher Undank strafte die alte Verblendung. Der bürgerfreundliche Großherzog mußte Nachts im finstern Wald, auf dem Protzkasten einer Kanone sitzend, vor seinem eigenen Volke fliehen. Eben so Beck, von allen seinen Schmeichlern verlassen. Der ehrliche alte Welcker wurde in Heidelberg vom Pöbel insultirt, kein Schiffer wollte ihn über den Neckar fahren, kein Kutscher ihn in seinen Wagen aufnehmen.

Die badischen Offiziere traf ein trauriges Loos. Die meisten retteten sich in Verkleidungen, aber General Hoffmann und Gefolge nebst der Artillerie, die den Großherzog in der Nacht der Flucht durch den Park begleitet hatten, wurden, indem sie nicht über den Neckar gelangen konnten, von den bewaffneten Bauern unter Sturmläuten in allen Dörfern verfolgt und wie das Wild gehetzt. Ganz erschöpft und mit Koth bedeckt kamen sie endlich an der württembergischen Grenze an, wo ihnen Bürgerwehr und demokratische Freischaaren von Heilbronn aus entgegentraten, während der badische Landsturm sie von hinten drängte. Da es nicht mehr möglich war, seine 16 Kanonen zu retten, erschoß sich der badische Artilleriehauptmann von Großmann auf der Laffette. Hoffmann und die übrigen Offiziere schwebten lange in Todesgefahr, da die Heilbronner ihnen so feindlich waren wie das badische Landvolk. Endlich gelang es dem Buchdrucker Ruof, Vorstand des Heilbronner demokratischen Vereins, das Leben der Offi-

ziere zu retten, indem er sie für seine Gefangenen erklärte und dem badischen Volk die Kanonen überließ.

In Karlsruhe regierte nun der Advokat Brentano und neben ihm als Mitglieder der provisorischen Regierung Gögg (Zollbeamter), Eichfeld (Lieutenant), Peter (Regierungsdirector in Constanz). Später trat noch Fickler ein. Großen Einfluß übten auch der Mannheimer Buchhändler Hoff und der radikale Schulmeister Stay, der es sich besonders angelegen seyn ließ, fromme Pfarrer zu verhaften und zu ängstigen. Ein unfähiger Lieutenant Sigel (früher Heckers Adjudant) wurde Kriegsminister und Chef der vereinigten Pfälzer und Badener Armee. Die Allianz mit der Pfalz wurde schon am 18. Mai beschlossen. Drei Abgeordnete aus der Paulskirche, Raveaux, Trütschler und Erbe, erschienen eigenmächtig, um das badische Volk zu den Waffen zu rufen gegen die Feinde der Reichsverfassung, am 19. Raveaux hatte der Offenburger Versammlung angewohnt und bei derselben große Mäßigung bewiesen. Jetzt aber ergriff auch ihn der Wahn, die Mittel Badens und der Pfalz seyen ausreichend, um die Revolution durch ganz Deutschland siegen zu machen. Er rieth daher aufs dringendste, sogleich vorwärts zu gehen und Württemberg, Hessen, den Odenwald und Franken rasch zu insurgiren, ehe die Fürsten gerüstet seyen. Der württembergische General von Miller, der noch vom zweiten Struve'schen Einfall her mit etwa 3000 Mann im Seekreise stand, zog sich zurück. Die württembergischen Truppen selbst waren damals noch nicht ganz taktfest. Ebenso die bayrischen im großen Lager bei Donauwörth, wo man Hecker hoch leben ließ. Wenn, nach Raveaux's Plan, geschlossene badische Regimenter rasch vorgerückt wären, hätten sie allerdings damals durchdringen und weit kommen können. Aber Sigel war kein Führer und die badische Armee in voller Auflösung. Die gemeinen Soldaten wählten sich neue Offiziere aus ihrer Mitte, denen sie aber nicht gehorchten. Die Freischaarenführer schloßen sich an Struve und wollten erst die Republik ausrufen, ehe sie in den Kampf gingen.

Brentano dagegen spielte seine quasilegitime Rolle fort, als ob er Baden möglichst intact seinem Großherzog zurückzugeben gedächte. Da verzweifelte Raveaux und drückte seinen ganzen Unwillen über diese unfähigen Menschen in Briefen aus. Am 24. Mai rückten einige Schwadronen badischer Dragoner unter Rittmeister v. Glaubitz, die sich in Freiburg unabhängig erhalten hatten, in Karlsruhe ein und erregten großen Schrecken, aber die Dragoner ließen sich bald verführen und die braven Offiziere wurden gefangen nach Rastadt gebracht.

Da es so gut mit Offenburg geglückt war, veranstaltete man ähnliche große Volksversammlungen im Darmstädtischen und Württembergischen, um dort die Revolution zur Reife zu bringen, ehe die badisch-pfälzische Armee einrückte. Man wollte es sich bequem machen, versäumte die beste Zeit und sah alles fehlschlagen.

Im Großherzogthum Hessen-Darmstadt hatte man schon lange nach Möglichkeit gewühlt, als aber am 24. Mai in einer von Dr. von Löhr präsidirten Volksversammlung zu Unter-Laudenbach der Regierungsdirector Prinz, der die Aufgeregten beruhigen wollte, hinterrücks erschossen wurde, empörte diese Schandthat die drei in der Nähe stehenden von Oberst von Dingeldey befehligten hessischen Compagnien dergestalt, daß sie auf das Volk losstürmten, dasselbe ohne Mühe auseinanderjagten und 41 Aufrührer tödteten. Von diesem Augenblick an war das Militär fest und jeder Versuch, es zu verführen, vereitelt. Zwar rückte nun Sigel mit der badischen Armee gegen Laudenbach vor, während Blenker mit seinen Freischaaren in Worms eindrang, aber am 30. ließ sich Sigel von wenigen unter General von Schäfer vereinigten hessischen Truppen bei Heppenheim nach kurzem Kampfe in so wilde Flucht schlagen, daß seine Reiter das Fußvolk überritten, und nochmals am 5. Juni bei Nacht in Weinheim überfallen, worauf er sich nach Karlsruhe zurückzog. Desgleichen wurde Blenker aus Worms geworfen, und eine am 24. auch zu Alzey abgehaltene Volksversammlung unschädlich gemacht. Aber auch die Hessen gingen nicht

weiter vor, um erst Verstärkungen und die Befehle des Reichskriegsministeriums abzuwarten.

Im Württembergischen wurde am 27. Mai eine große Volksversammlung zu Reutlingen abgehalten, unter dem Vorsitz des jungen Advokaten Becher. Auch Fickler und Hoff aus Baden waren zugegen und feuerten an, das Beispiel Offenburgs nachzuahmen. Man beschloß, sich Baden und der Pfalz anzuschließen und durch eine allgemeine Volksbewaffnung die Reichsverfassung durchzuführen. Eine zahlreiche Deputation begab sich nach Stuttgart, diese Beschlüsse zur Geltung zu bringen, wurde aber abgewiesen, weil in der Hauptstadt der König, das Ministerium, die Kammern, die Bürgerwehr und das Landvolk umher fest zusammenhielten. Fickler schlich sich mit Geld in Stuttgart ein, um das allerdings wankende Militär zu verführen, wurde aber abgefaßt und auf den Asberg gefangen gesetzt, am 2. Juni. Die provisorische Regierung in Baden, die eben Fickler zu ihrem Mitglied ernannt hatte, erließ voll Zorn einen Aufruf zur Empörung an das württembergische Volk, der aber keinen Anklang fand. Eben so isolirt blieb die Agitation auf einer großen Volksversammlung in Gamertingen, wo die hohenzollern'schen Fürstenthümer unterwühlt wurden, am 3.

Der Reichsverweser verfehlte nicht, eine Reichsarmee aufzubieten, um den gefährlichen Aufstand in Baden und der Pfalz zu unterdrücken, aber er kam dabei in Collision mit Preußen. Der König von Preußen, der allein stark genug war, die Revolution zu bemeistern, wollte auch im eigenen Namen handeln und seine mächtigen Streitkräfte nicht unter den Befehl des Erzherzog Johann stellen. Dadurch wurde die bewaffnete Intervention verzögert und die Kriegsmacht blieb zuletzt getheilt zwischen der unter General von Peucker sich sammelnden Reichsarmee, und einem besonderen in den Rheinlanden gegen die Pfalz vorrückenden Heere unter dem Prinzen von Preußen. Endlich brach auch das bayrische Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis von Donauwörth auf, um die Pfalz zu besetzen, ließ jedoch dem Prinzen von Preußen den Vor-

tritt, wobei zu bemerken ist, daß der Einmarsch der Preußen in der Pfalz von der bayrischen Regierung in einer Note vom 4. Juni ausdrücklich gewünscht und gutgeheißen wurde.

Schon während der ersten Vorbereitungen zum großen Feldzug der Reichstruppen, Preußen und Bayern gegen Baden und die Pfalz wurde die Linke in der Paulskirche vollends isolirt. Der König von Preußen rief am 14. Mai alle Preußen aus dem deutschen Parlament zurück und versprach in einem Manifest vom 15., „das in Frankfurt begonnene Verfassungswerk mit den Bevollmächtigten der größern deutschen Staaten wieder aufzurichten," also auf dem von der Paulskirche so lange verschmähten Wege der Vereinbarung. An demselben Tage wagte noch die Linke in der Paulskirche, die Bewegung in der Pfalz unter ihren Schutz zu nehmen. Aber am 17. protestirte der neuernannte Reichsminister Grävell gegen jeden Versuch der Versammlung, eine Regierungsgewalt ausüben zu wollen, und erklärte, der Reichsverweser werde sein Mandat nur in die Hände der Regierungen, von denen er es empfangen, zurückgeben. Zum letztenmal versuchte Bassermann, die Versammlung noch auf den Vereinbarungsweg und zur preußischen Auffassungsweise hinüberzuführen, aber vergebens. Unterdeß waren Gagern und seine Partei durch die vielen Austritte, namentlich der Preußen, immer mehr in die Minderheit gefallen und konnten in der Paulskirche nichts mehr durchsetzen. Somit wollte er wenigstens mit den ihm getreuen Meinungsgenossen in das preußische Lager übertreten und legte mit Dahlmann, Bassermann, Beseler, Droysen, dem alten Arndt ꝛc., zusammen 90, sein Mandat nieder, am 21. Mai. Am gleichen Tage wurden auch die sächsischen Abgeordneten weggerufen. Am 23. traten noch 40 Mitglieder der Rechten, Raumer, Stahl, Rümelin, Fallati ꝛc. und am 26. Welcker, Biedermann ꝛc. aus, so daß nur noch ganz wenige Süddeutsche von der Rechten, mehr nur noch aus Neugierde, zurückblieben. Die so ganz verlassene Linke faßte noch allerlei tolle Beschlüsse, erklärte sich für vollzählig, wenn nur noch 100 Mitglieder anwesend wären,

und übersiedelte mitten im Kriegslermen, aus Angst, in Frankfurt auseinandergejagt oder gar verhaftet zu werden, nach Stuttgart, wo sie am 6. Juni unter dem (jüdischen) Präsidenten Löwe von Calbe ihre erste Sitzung hielt.

Man ließ sie hier gewähren, in der Hoffnung, sie werde ihre Ohnmacht einsehen und sich freiwillig auflösen. Als sie aber den Reichsverweser ab-, eine neue Reichsregentschaft von 5 Mitgliedern (Raveaux, Vogt, Simon von Breslau, Schüler und Becher) einsetzte, von der württembergischen Regierung Geld und Soldaten verlangte und endlich das Volk zu den Waffen rief, ließ das württembergische Märzministerium (Römer und Duvernoy) das Reithaus, in dem sie ihre letzten Versammlungen gehalten, absperren und seiner Tribunen und Sitze entkleiden. Die letzten Mitglieder des ersten deutschen Parlaments, etwa noch 100, zogen nun (am 18. Juni) feierlich paarweise durch die Straßen dem Reithause zu, voran der Präsident Löwe, dem der ehrwürdige Dichter Ludwig Uhland und der Altvater des württembergischen Liberalismus, Prokurator Schott, das Geleit gaben. Aber Soldaten sperrten ihnen den Weg und nöthigten sie zur Umkehr, worauf sie ihr letztes Protokoll niederschrieben und auseinandergingen. Hier legte ihnen Niemand weiter etwas in den Weg. Man theilte mit Uhland das Gefühl, eine Versammlung auch dann noch ehren zu müssen, wenn man sich in die traurige Nothwendigkeit gesetzt sah, ihrem fortan nur noch schädlichen Wirken ein Ende zu machen. Wie gelichtet, verkleint, heruntergekommen, in eigner Verblendung entartet und in mehreren ihrer Mitglieder sittlich verwildert, war sie doch immer noch der Rest unsrer großen Nationalvertretung, der letzte Träger eines dem Patrioten heiligen Namens.

So war nun das Parlament verschwunden, dessen Auflösung der Erzherzog, als Preußen ihn am 24. Mai dazu aufforderte, nicht hatte verfügen wollen. Sofern er durch das Parlament gewählt worden war, hätte er nach dem Verschwinden desselben auch selbst zurücktreten sollen. Aber er beharrte auf seinem Posten, in-

dem er erklärte, denselben nur der Gesammtheit der deutschen Bundesfürsten und nicht Preußen allein abtreten zu dürfen. „Er allein,“ schrieb er am 7. Juni, „wahre noch die einzige für ganz Deutschland gemeinsame Autorität; trete er ab, so gebe es keine deutsche Bundeseinheit mehr.“

Inzwischen hatte Preußen die, durch die ringsum auflodernden Revolutionen geängstigten Königreiche gewonnen und einen Fürstencongreß in Berlin eröffnet, am 17. Mai. Auch Oesterreich betheiligte sich dabei, trat aber bald protestirend zurück, als es wahrnahm, alles tendire hier nach einem engeren Bunde unter Preußen. Bayern folgte dem Beispiel Oesterreichs. Hannover aber und Sachsen hielten damals noch zu Preußen und schloßen mit ihm am 28. das Dreikönigsbündniß, jedoch nur als Provisorium zu dem Zweck, eine neue deutsche Verfassung zu vereinbaren. Am 3. Juni aber schrieben Gagern, Dahlmann und einige Freunde eine Versammlung der vormaligen Rechten der Paulskirche nach Gotha aus, als zu einem neuen Vorparlament für das künftige Parlament, welches aus dem Dreikönigsbunde hervorgehen sollte. Diese Partei, in der so viele berühmte und populäre Namen glänzten, wollte dem preußischen Plane jetzt (etwas zu spät) ihre moralische Unterstützung leihen. Der preußische Plan war ein engerer Bund ohne Oesterreich mit einem Reichsvorstande (Preußen), einem Fürstencollegium von 6 Stimmen, und einem Parlament in zwei Kammern. Auffallenderweise war Schleswig-Holsteins in diesem Entwurf nicht gedacht, was von der Pfordten scharf rügte und einer Rücksicht auf das Ausland zuschrieb. Dieser Minister begab sich nach Wien, um Bayern enge mit Oesterreich zu verbinden. In diesem Stadium erklärte Fürst Schwarzenberg zum erstenmal, ein deutsches Parlament nicht mehr aufkommen lassen zu wollen. Einfache Rückkehr zur früheren Bundesverfassung unter dem Präsidium Oesterreichs war von nun an hier die Parole. Der österreichische Correspondent bemerkte stolz: „Oesterreich steht noch immer an der Spitze Deutschlands, mit wohlbegründetem Recht und wohlgegrün-

deter Macht.“ Gerade damals hatte es in Italien gesiegt und siegte in Ungarn, eng verbündet mit Rußland. Daher seine stolze Sprache gegen Preußen und die Gothaer.

Während bereits die politischen Schwerkräfte in Wien und Berlin gegen einander gravitirten, war die Besiegung des badischen Aufruhrs eigentlich nur noch Nebensache.

Eingeschüchtert durch die ersten Niederlagen hatten die Leiter der Revolution die Nothwendigkeit erkannt, ihre Kräfte zu concentriren. Die provisorische Regierung wurde daher auf drei Männer beschränkt, in der Pfalz Fries, Schmitt, Hepp, in Baden Brentano, Gögg, Werner. Sodann wurden, um den unfähigen Sigel zu ersetzen, in der Eile auswärtige Generale verschrieben, für die Pfalz der angebliche Pole Sznayde (vulgo Schneider), für Baden der in Polen und Sicilien besiegte Mieroslawski, der sich für eine Geldsumme (140,000 oder 30,000 Gulden nach verschiedenen Angaben) gewinnen ließ und am 10. Juni eintrat. Aber Sznayde fand in der Pfalz nur undisciplinirte Freischaaren mit zuchtlosen bayrischen Deserteuren vermischt. Ein Haufen derselben, mit Sensen bewaffnet, unter Willich blokirte Landau, ein anderer unter Kuchenbeck (früher Messenhausers Adjutant in Wien) Germersheim, ohne daß sie Mittel oder nur den Muth gehabt hätten, diese Festungen ernstlich anzugreifen. Andre in der Pfalz standen unter Kinkel und Zitz. Dazu eine Pfälzer Studentenlegion unter Petersen. Mieroslawski fand in Baden zwar eine zahlreiche einexercirte Armee mit einer vortrefflichen Artillerie und auch guter Reiterei vor, aber die Reiterei war halb conservativ und machte den Krieg nicht gerne mit, und das Fußvolk gehorchte dem Commando seiner selbstgewählten Offiziere nicht, soff und schwärmte umher. Am 30. Mai zog eine Bande Soldaten von Rastadt nach Baden, um dort versteckt geglaubte Offiziere zu ermorden, und schoß unterwegs auf den Eisenbahnzug, wobei der Locomotivführer schwer verwundet wurde. Um diese tolle Soldateska zu befriedigen, hatte man jedem Mann täglich 4 Kreuzer Zulage gegeben; nun

glaubte sie, es sey immer Sonntag und wollte die Wirthshäuser nicht mehr verlassen. Wenn sie aber auch unter die Fahne trat, so herrschte keine Ordnung. Alles commandirte, schrie, raisonnirte, trommelte und pfiff durcheinander. Bald wurde da-, bald dorthin marschirt, ohne Einheit des Plans. Das bunte Gewühl der Soldaten wurde noch mannigfacher durch die Freischaaren in den verschiedenartigsten Trachten, die tapfern Hanauer Turner in ihren Leinwandkleidern, angeführt von Lautenschläger, die Schweizer Freischaar, angeführt von dem alten Philhellenen Bönning, dessen langer schneeweißer Bart imponirte. Unter diesen Schweizern war auch ein deutscher Flüchtling, Becker von Biel, der Struve noch zu überbieten suchte und Pamphlete in Marats Styl erließ, worin er den „Mord als Mittel der Humanität" bezeichnete.*) Wieder eine andere Freischaar führte der schon genannte Blencker, dessen hübsches Weib ihn als Amazone begleitete. Eine Mannheimer Arbeitercompagnie führte eine rothe Fahne mit der Inschrift: „Rache für Robert Blum." Die meisten Freischaaren trugen den Heckerhut mit rother Feder, die Arbeiter ihre blaue Blouse. Außerdem wurde ein erstes Aufgebot der Volkswehr unter die Waffen gezwungen, Bauern- und Bürgerssöhne, die gern daheim geblieben wären, einen Eckel vor dem demokratischen Treiben hatten und die heimlich in den Quartieren über den ihnen angethanen Zwang weinten. Mit solchen Leuten konnte man im Felde nichts ausrichten. Gleichwohl gefielen sich die Lenker der Revolution in stolzen Phrasen und sonderlich die Commissäre, die auf dem Lande die höchste Gewalt ausübten, wie ehemals die Commissäre des französischen Convents, taumelten in einer Art von Machtbesoffenheit. Es waren meist Nichtbadener, der Sachse Trütschler, der Schlesier Schlöffel rc.

Anstatt alle Nervenkraft zum einigen und tapferen Angriff

*) Aus dieser Region kam auch eine in Genf gedruckte Flugschrift, worin es unter anderem hieß: „Die Religion muß aus der Gesellschaft verdrängt werden. Wir wollen nicht die Freiheit des Glaubens, sondern die Nothwendigkeit des Unglaubens."

anzuspannen, wie einst die Hussiten und wie die Preußen 1813 gethan, versank der Revolutionspöbel wieder in die Lethargie wie im Bauernkriege von 1525. Jeder wollte befehlen, keiner gehorchen; jeder sichs wohl seyn lassen, sich betrinken, Reden halten und renommiren, aber wenn es zum Kampf kam, hielten nur wenige standhaft aus. Zudem stritten sie sich in ihrer Thorheit noch um Staatsformen. Struve wollte am 6. Juni in Karlsruhe die Republik ausrufen. Brentano, von der Bürgerwehr unterstützt, hinderte ihn und ließ ihn sogar verhaften. Bönning aber mit seinen Freischaaren nahm sich Struve's an und es wäre beinah zum offnen Kampf gekommen. Endlich wurde Struve frei gegeben, mußte aber mit den Schweizern abmarschiren. Am 10. Juni wurde die constituirende Versammlung in Karlsruhe eröffnet, eine Karikatur der früheren badischen Kammer. Ihr glänzendster Redner war der tolle Stay, wie überhaupt sehr viele Schulmeister hier ihren Aberwitz auskramten.

Einige späte Versuche, durch Volksversammlungen hinter dem Rücken der gegen Baden bestimmten Reichsarmee der Revolution Luft zu machen, mißlangen. So blieb der große Demokratencongreß zu Bamberg am 27. Mai, die Volksversammlung zu Idstein im Nassauischen am 10. Juni und ein abermaliger Demokratencongreß zu Marburg am 17. ohne Erfolg. Eben so die Volkstumulte in Ulm und Heilbronn am 13. und 17. In Heilbronn rückten treue württembergische Truppen ein und bewachten von hier aus die badische Grenze.

Mittlerweile hatte der Reichsverweser das Reichskriegsministerium dem Fürsten Wittgenstein und dagegen den Oberbefehl über die Reichsarmee dem bisherigen Reichskriegsminister, dem preußischen General Peucker übergeben und unter dieser Bedingung hatte sich Preußen dazu verstanden, ein bedeutendes Armeecorps unter General von der Gröben zu den Hessen, Mecklenburgern, Bayern, Württembergern 2c. stoßen zu lassen, welche die Reichsarmee bilden sollten. Dagegen behielt sich Preußen vor, ein besonderes Armeecorps

unabhängig von Peucker in der Pfalz operiren zu lassen. Um den Kriegsplan beider Armeen in Uebereinstimmung zu bringen, fuhr der Prinz von Preußen am 12. Juni nach Mainz. Ein Schuß, der auf ihn geschah bei Unter-Ingelheim, verwundete den Postillon. In Mainz hielt er mit Peucker und von der Gröben einen Kriegsrath ab, worin beschlossen wurde, die große Reichs- oder Neckararmee unter Peucker solle die badische Armee beschäftigen, dann links abschwenken und bei Durlach in ihren Rücken zu kommen suchen, während die preußische oder pfälzer Armee unter General Hirschfeld, deren Oberbefehl aber der Prinz selbst übernehmen wollte, auf mehreren Punkten in die Pfalz eindringen und bei Germersheim über den Rhein gehen sollte, um gleichfalls die badische Armee im Rücken zu fassen.

Bereits am 13. rückten Hirschfelds Truppen zwischen Kreuznach und Saarbrücken auf drei Straßen in die Pfalz ein und fanden beinahe gar keinen Widerstand. Von einem Vertheidigungsplan Sznayde's merkte man nichts. Wo sich die preußischen Helme nur von ferne blicken ließen, liefen die Freischaaren gleich davon, um den neuerfundenen und bei der preußischen Armee eingeführten ferntreffenden Spitzkugeln zu entrinnen. Nur wenige hielten Stand, um alsbald der großen Uebermacht zu erliegen. Die Zahl dieser wenigen, die sich opferten, war überall nicht nennenswerth. Bei Homburg flohen die ersten Freischaaren, dann bei Kirchheim-Bolanden. Hier war es Zitz, der die Seinigen feig im Stich ließ und mit einer Summe Geldes, angeblich um Waffen zu kaufen, in die Schweiz entwich. Wieder flohen sie bei Dürkheim und zum letztenmal bei Rinnthal im Anweiler Thal, wo Willich einige tausend Mann zusammengebracht hatte, die aber nach kurzem Kampfe wieder ausrissen. Das ganze pfälzische Volksheer retirirte bei Knielingen über den Rhein. Die Preußen besetzten schon am 15. Ludwigshafen. Das aber benutzten die auf den bayrischen Handel eifersüchtigen Mannheimer, um sogleich das reiche Lagerhaus in Ludwigshafen über den Rhein hinüber in Brand zu schießen. Auch

Germersheim und Landau wurden entsetzt, in letzterer Festung der Gouverneur von Jeetze vom Prinzen von Preußen belobt. Erst am 19. ging das bayrische Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis bei Worms über den Rhein und besetzte die von den Preußen verlassenen Punkte der Pfalz, denn am 20. vollzog der Prinz von Preußen bereits bei Germersheim seinen Uebergang über den Rhein nach Baden. Die Reiterei der Vorhut ging zu weit vor und erlitt bei Philippsburg eine kleine Schlappe, wobei der junge Prinz Friedrich Karl von Preußen, Sohn des Prinzen Karl und Neffe des Königs, verwundet wurde.

Die Reichsarmee unter Peucker rückte auf der Bergstraße langsam gegen den Neckar vor. Die Mecklenburger unter Oberst Witzleben bildeten den äußersten linken Flügel und überraschten die Freischaaren am 12. bei Waldmichelbach im Odenwalde. Es waren die Hanauer Turner, die Mannheimer Arbeiter, Becker ꝛc., die nach kurzem Kampfe davonflohen. Im Centrum machte sich ein bedeutendes Zögern bemerklich und wurden auch keine Lorbeeren errungen. Sowohl Peucker, als Mieroslawski hatten ihre Armee in langer Linie am Neckar ausgedehnt und die vereinzelten Angriffe der vorgeschobenen Peucker'schen Corps hatten keinen Erfolg. Bei Käferthal siegten zwar die Preußen unter Oberstlieutenant von Bernstorff, konnten aber die Fliehenden wegen ungünstigen Terrains nicht verfolgen. Bei Ladenburg erlitt der zu unvorsichtig vorgedrungene Witzleben durch den als Major in die badische Armee eingetretenen Württemberger Mögling eine tüchtige Schlappe, wobei Major Hindersin, Chef des Generalstabs, in Gefangenschaft gerieth. Bei Hirschhorn bestand Oberst Weiß mit Kurhessen, Darmstädtern, Bayern und Mecklenburgern ein blutiges Gefecht mit den Hanauer Turnern, die sich lange hier im alten Schlosse vertheidigten. Alle diese Gefechte wurden am 15. Juni geliefert. Am folgenden Tage ergriff ein Theil der badischen Armee unter dem Polen Oborski die Offensive, schlug den Oberst von Wintershausen bei Groß-Sachsen, verfolgte ihn gegen Weinheim und wurde zwar von

Witzleben, der sich ihr rasch in den Rücken warf, wieder zur Umkehr bewogen, aber Peucker befahl den Rückzug aller seiner Corps und so feierten die badischen Insurgenten, mit Eichenlaub bekränzt, in Heidelberg ihren angeblichen Sieg mit lautem Jubel.

In Peuckers Lager wurde am 19. Kriegsrath gehalten und beschlossen, den Neckar aufwärts und bei Zwingenberg über den Fluß zu gehen, um sich mit dem Prinzen von Preußen zu vereinigen, gegen den sich unterdeß Mieroslawski wenden mußte. Peucker setzte voraus, der Prinz werde erst am 21. über den Rhein gehen und er selbst wollte am gleichen Tage den Neckar passiren. Aber der Prinz kam schon am 20. und Peucker vollzog seinen Uebergang erst am 22. Dieses Verfehlen in der Zeit brachte den Prinzen in große Gefahr, weil er, den Rhein im Rücken, mit geringen Streitkräften der ganzen Uebermacht der Insurrectionsarmee blosgestellt war. Seine Vorhut, die Division Hannecken von 5000 Mann, war am 21. bis Waghäusel vorgeschoben, als sie von Mieroslawski mit doppelter Uebermacht angegriffen und mit empfindlichem Verlust geworfen wurde. Aber als sie von der Division Brun aufgenommen und unterstützt war und ein neuer Kampf bei Wiesenthal entbrannte, kehrten die badischen Dragoner, die den Feldzug überhaupt nicht gern mitmachten, plötzlich um und ließen Fußvolk und Artillerie im Stich. Ihr Oberst Beckert commandirte selbst zur Flucht ohne alle Veranlassung unter dem Rufe: „wir sind umgangen.“ Nun drangen die Preußen wieder vor und die schöne Gelegenheit, ein preußisches Armeecorps durch Uebermacht zu erdrücken, ging für Mieroslawski verloren. Am folgenden Tage schon wurde durch eine Contrerevolution in Mannheim, bei der sich drei von Wiesenthal hieher geflüchtete Schwadronen Dragoner unter Thomann betheiligten, der Civilcommissär Trütschler verhaftet, als er sich mit einer großen Summe eben flüchtig machen wollte, und den Preußen die Thore geöffnet.

An demselben Tage (22.) forcirte von der Gröben, der den rechten Flügel des Neckarcorps bildete, den Uebergang über den

Neckar bei Ladenburg und ließ noch an demselben Abend Heidelberg besetzen, während das Peucker'sche Hülfscorps ungehindert bei Zwingenberg übersetzte. Hätten diese Corps schneller und energischer gegen Mieroslawski operirt, so würde derselbe, zwischen ihnen und dem Prinzen von Preußen eingeschlossen, mit seiner ganzen Armee haben capituliren müssen; aber bei der Langsamkeit Peuckers entkam er durch einen Gewaltmarsch und bei Sinsheim wurde nur sein Nachtrab mit Peuckers Vortrab engagirt, während auch der Prinz vorrückte, die Insurgenten bei Ubstadt schlug, Bruchsal nahm, am 25. Mieroslawski bei Durlach packte und schlug und noch an demselben Tage in Karlsruhe einzog, von wo Regierung, Kammer, Soldaten und Freischaaren, desgleichen die Reste des in Stuttgart aufgelösten Rumpfparlaments davonflohen. Ihre Confusion war grenzenlos. Am erbärmlichsten stand es um die Pfälzer Armee, die in Baden so wenig leistete, als in der Pfalz, und großentheils noch den ersten Schuß in der Flinte hatte, und deren größte Heldenthat darin bestand, daß sie bei Sinsheim über ihren Führer, den armen alten Sznayde herfiel, ihm jetzt auf einmal vorwarf, er sey ein preußischer Deserteur und heiße eigentlich Schneider, und ihn körperlich arg mißhandelte. Zu derselben Zeit zerarbeiteten sich die Barbiere in Sinsheim und Karlsruhe Tag und Nacht, um den liberalen Philistern die dicken Heckerbärte abzunehmen, damit sie wieder als loyale Unterthanen des bürgerfreundlichen Leopold erscheinen konnten. Ein gewisser Dietz raubte auf der Flucht als Commissär viel Geld zusammen. Eben so Blencker und sein Weib. Eine bedeutende Geldsumme, welche Gögg damals aus der badischen Staatskasse mitnahm, wurde später in Paris auf Befehl der französischen Regierung mit Beschlag belegt und dem Großherzog zurückgestellt.

Mieroslawski setzte sich noch einmal zur Wehre und nahm eine Stellung hinter der Murg, indem er sich auf Rastadt stützte. Am 29. und 30. entbrannte daher noch einmal der Kampf in einer langen Linie, wie früher am Neckar, von Kuppenheim bis Gerns-

bach. Ein Theil des letztgenannten Städtchens brannte ab, die Insurgenten wehrten sich auf einigen Punkten noch ziemlich gut, liefen aber dann doch wieder davon und retteten sich in langen Zügen nach der Schweiz, denn von nun an war kein Halten mehr. Brentano wurde unterwegs in Freiburg angeklagt und abgesetzt. Blencker plünderte noch in der Geschwindigkeit auf der Flucht das schöne Schloß des Großherzog von Baden, Neu-Eberstein im Murgthal, und später das Schloß des Fürsten von Fürstenberg, Donaueschingen. Mit großem Raube, einer noch zahlreichen Artillerie und vielen Pferden suchten und fanden die Insurgenten eine Zuflucht in der Schweiz, wohin sie theils über Basel, theils über Constanz gingen, ohne noch einmal von den Preußen, welche langsam nachrückten, eingeholt zu werden. Die ganze Schweizergrenze wurde sofort von den Preußen besetzt, von Constanz bis Basel, und die Auslieferung des badischen Kriegszeugs verlangt. Der Schweizer Bundesrath lieferte Kanonen, Pferde und was badisches Staatseigenthum war, sofort aus, ließ sich aber für gehabte Kosten eine Entschädigung zahlen. Ferner wies er durch Beschluß vom 16. Juli sämmtliche Chefs der Insurrection aus der Schweiz hinaus. Von den gemeinen badischen Soldaten kehrten die meisten freiwillig zurück. Sofern eine preußische Compagnie eine badische Enclave (Büsingen) besetzte und Schweizerboden bewaffnet überschritt, machte man großen Lerm in der Schweiz und stellte 24,000 Mann auf; der eigentliche Grund war die Besorgniß, es könne dem Prinzen von Preußen einfallen, einen Besuch in Neuenburg zu machen. Auch Oesterreich sah die Preußen nicht gern am Bodensee. Der Reichskriegsminister, Fürst Wittgenstein, wünschte von Bregenz aus Oesterreicher in den badischen Seekreis einrücken zu lassen, aber der Prinz von Preußen verbat sich das (Note vom 3. Juli), sofern der Großherzog von Baden wohl preußische, nicht aber österreichische Hülfe nachgesucht habe. Der Reichsminister begnügte sich, seine Berechtigung, auch österreichische Truppen einrücken zu lassen, zu verwahren.

Von der Gröben war vor Rastadt zurückgeblieben und schloß diese Festung ein, die er schonte, weil sie Bundeseigenthum war, und von der er überzeugt war, sie müsse sich doch bald ergeben. In der Festung commandirte Major Tiedemann, ein früherer Philhellene, Sohn des berühmten Physiologen in Heidelberg, den sein Vater vergebens in einem rührenden Briefe zur Vernunft mahnte. Die Soldateska in Rastadt verwilderte immer mehr, überließ sich dem viehischesten Sinnengenuß und verschoß von den Wällen das Pulver nur wie zur Lust. Ein Jude wurde, als angeblicher Spion, ermordet, der gefangene Major Hindersin mit dem Tode bedroht. Als aber kein Entsatz mehr zu hoffen war, neigte man sich zur Uebergabe auf Gnade und Ungnade, weil von der Gröben keine bessere Capitulation zuließ. Sie wurde am 23. Juli vollzogen und hierauf der Commandant Tiedemann, der vormalige badische Major von Biedenfeldt, der alte Bönning, der Pole Mniewski und einige Andere kriegsrechtlich erschossen. Dasselbe Loos litten Trütschler, der radicale Schulmeister Höfer 2c. Mögling, bei Waghäusel an beiden Beinen schwer verwundet, benahm sich im Verhör ritterlich und wurde nur zum Zuchthause verurtheilt. Kinkel, der sich hatte fangen lassen, wurde den Preußen ausgeliefert und ins Spandauer Zuchthaus gesteckt, aus dem er nach einiger Zeit nach Amerika entfloh. Von dorther langte Hecker am 16. Juli in Straßburg an, wohin er voll Hoffnung gekommen war und von wo er gleich wieder zurückreiste. Rösler, der Reichscanarienvogel, der toll genug gewesen war, im Schwarzwald noch einmal einen Aufruhr anzetteln zu wollen, um den Preußen, seinen Landsleuten, in den Rücken zu fallen, wurde gefangen und auf den Asberg geführt, von wo ihn nach einiger Zeit die List seiner Frau rettete. Eben daselbst befand sich noch Fickler, aber auch nicht lange mehr, denn nachdem er in einer geheimen Unterredung dem König von Württemberg gebeichtet hatte, was derselbe zu wissen wünschte, entließ man ihn frei nach Amerika.

Am 18. August führte der Prinz von Preußen den Großherzog

von Baden im Triumph wieder in seine Hauptstadt ein. Wie durch einen Zauberschlag war alles wieder auf den alten Fuß gestellt und die Revolution wie ein böser Traum vergangen.

Damit hörten alle revolutionären Bewegungen in Deutschland auf und da nichts Neues gegründet worden war, befand man sich unvermerkt wieder in dem alten Zustande wie vor der Revolution. Die bisher geängstigten Cabinette, sonderlich der Mittel- und Kleinstaaten, kamen wieder zu ihrem früheren Selbstgefühl. Die s. g. Märzministerien wurden im Verlauf des Herbstes und Winters ohne Dank entlassen, als Ueberlästige, die man sich ungern hatte aufdringen lassen. Die Presse wurde wieder strenger beaufsichtigt, das Clubwesen unterdrückt, die Gültigkeit der Grundrechte nicht mehr anerkannt 2c. Sofern aber eine Menge Gesetze auf verfassungsmäßigem Wege zu Stande gekommen waren, die man in der Geschwindigkeit nicht abändern konnte, machte sich der revolutionäre Geist immer noch in den neueingeführten Schwurgerichten geltend, von denen die politischen Angeklagten in der Regel freigesprochen wurden. So Waldek, Temme, Jakoby, Uhlich, Grün im Preußischen, Duay im Altenburgischen, die meisten Angeklagten im Würtembergischen. Nach und nach wurde von den neuen Ministerien und Ständen auch wieder auf dem verfassungsmäßigen Wege an den Gesetzen geändert, was zu sehr an die Ausnahmszeit der Revolutionsjahre erinnerte und zu den gewöhnlichen Zuständen nicht paßte.

In demselben Frühjahr war auch wieder der Krieg in Schleswig-Holstein entbrannt. Nach dem Waffenstillstand von Malmoe war ein Provisorium beliebt worden, welches den deutschen Herzogthümern noch eine gemeinschaftliche Verwaltung unter dem Vorsitz des Grafen von Rewentlow gewährte, womit aber Dänemark nicht zufrieden war. Auch England und Rußland wollten nicht dulden, daß Schleswig als deutsches Bundesland behandelt und seinem rechtmäßigen Herrn, dem Könige von Dänemark, entfremdet werde. Es gab eine Partei in Dänemark, Schweden und Norwegen, welche

eine innige Vereinigung dieser drei nordischen stammverwandten Reiche wünschte und dafür gern die deutschen Herzogthümer an der Schley und Eider dem deutschen Bunde hingegeben hätte. Unter dieser Bedingung hätte das neue skandinavische und das neue deutsche Gesammtreich zufrieden und sogar allirt seyn können; aber eine solche Lösung der Frage würde Deutschland und Skandinavien eine Macht verliehen haben, die für Rußland und England bedrohlich gewesen wäre; deswegen thaten die letztgenannten Mächte alles, um den skandinavischen Einheitsplan im Keime zu ersticken und dagegen die unnatürliche Schöpfung des dänischen Einheitsstaates, in welchem die beiden deutschen Herzogthümer mit Jütland und den dänischen Inseln zu einem homogenen Ganzen sollten verschmolzen werden, zu Stande zu bringen.

Sofern sich Deutschland damals noch nicht fügen wollte, kündigte Dänemark, sobald das Meer den Operationen seiner Flotte offen war, den Waffenstillstand auf, am 26. April, und ließ bald darauf einige seiner Kriegsschiffe in die Bucht von **Eckernförde** einlaufen, wo sie aber durch widrige Winde zurückgehalten und von einer Strandbatterie beschossen wurde. Das prächtige Linienschiff Christian VIII. strandete und wurde mit glühenden Kugeln in Brand geschossen. Als es die Flagge strich, eilten die Holsteiner herbei, die Mannschaft auf dem brennenden Schiffe zu retten und der holsteinische Oberfeuerwerker Preuß, der die Batterie commandirte, verspätete sich bei dieser menschenfreundlichen Handlung und flog mit dem Schiff, das er erobert hatte, in die Luft. Das zweite große Schiff, die Fregatte Géfyon, wurde erhalten und blieb seitdem die Zierde der „deutschen Flotte". Die dänischen Schiffscapitäne Paludon und Meyer geriethen mit 800 Mann in Gefangenschaft. Mit diesem glänzenden Siege am 5. April wurde der Feldzug eröffnet. Die deutsche Bundesarmee in Schleswig zählte 45,000 Mann und wurde vom preußischen General Bonin befehligt. Ihr erster Angriff galt den Schanzen von **Düppel**, die den Brückenkopf der nahe gelegenen Insel Alsen (auf welcher die

Dänen die Güter des Herzog von Augustenburg schonunglos verheert hatten) bildeten. Sie wurden am 15. April von den Bayern und Sachsen erstürmt. Hierauf siegte Bonin selbst mit der Hauptarmee in einem blutigen Gefecht bei Kolding, wo unter andern Orla Lehmann, der Hauptagitator gegen die Deutschen in Dänemark, gefangen, aber milde behandelt und bald wieder frei gegeben wurde. Aber Bonin drang nicht in Jütland vor, bestimmte Befehle hielten ihn zurück und ein neuankommendes preußisches Heer unter General von Prittwitz, welches unabhängig agirte, schien nur da, um die Kriegslust der Schleswig-Holsteiner und der süddeutschen Bundesgenossen zu mäßigen. Man erfuhr, Rußland habe das Ueberschreiten der jütischen Grenze als casus belli bezeichnet. Nur um die vorgeschriebene Unabhängigkeit zu maskiren, wurde eine langweilige Belagerung Friedericia's angefangen. Eine kleine Heldenthat übte noch am 7. Juni die deutsche Flotte unter Capitän Brommy aus, indem sie das dänische Blokadegeschwader aus den Mündungen der Elbe jagte. Aber einen Monat später wurde Bonin vor Friedericia in der Nacht des 5. Juli durch eine von General Rye geführte überlegene dänische Armee überfallen und nach einem verzweiflungsvollen Kampfe unter großem Verluste (28—2900 Mann und 28 Kanonen) geschlagen. Man beschuldigte einen General, er habe die Ankunft Rye's wissen und Bonin warnen können. Indem man aber noch über die geheimen Motive oder begangenen Fehler dieses Unglückstages stritt, trat die Diplomatie mit einer entscheidenden That dazwischen und verkündete am 10. Juli einen neuen Waffenstillstand. Derselbe war von Rußland und England dictirt. Nachdem die Schleswig-Holsteiner durch den Schlag vor Friedericia betäubt und geschwächt waren, wurde ohne weiteres die Trennung der beiden Herzogthümer von einander als Basis des Waffenstillstandes angenommen. Schleswig sollte von den deutschen Truppen völlig geräumt werden, mit Ausnahme von 6000 Preußen, und eine von der holsteinischen getrennte dänische Verwaltung bekommen. Die Landesverwaltung in Schleswig protestirte

vergebens; die Insulten, welche sich der Hamburger Pöbel gegen durchziehende preußische Soldaten erlaubte, wurden streng bestraft und schadeten der Schleswig-Holsteiner Sache ungleich mehr, als sie ihr nützten. Der Waffenstillstand wurde pünktlich vollzogen. Um die Gewalt, die an Schleswig begangen wurde, zu entschuldigen, machten die reactionären Blätter damals viel Geschrei von einer nordalbingischen Republik, die im Werk gewesen sey, und gegen welche die Mächte hätten einschreiten müssen. Es hätte dieser Vorspiegelung nicht bedurft, um die Maßregeln zu rechtfertigen. Schleswig hatte in der That keinen anderen rechtmäßigen Herrn, als den König von Dänemark. Das brauchte nur einfach geltend gemacht zu werden.

Wenn man nicht einseitig und verblendet seyn will, muß man anerkennen, daß England damals Recht hatte, indem Palmerston (in einer Note vom 13. März 1850) erklärte, England stehe zu Schleswig in keiner Beziehung als durch den König von Dänemark, Schleswig könne rechtmäßig keine andere Regierung haben, als die des Königs von Dänemark, und keinen andern Krieg führen, als für den König von Dänemark, niemals gegen ihn. Und daß Rußland eben so Recht hatte, wenn es damals, wie im Lauf des Winters die öffentlichen Blätter meldeten, den Grundsatz aufstellte, wenn die Deutschen an den Verträgen von 1815 ihrerseits nicht mehr festhalten wollen, so könne der König von Dänemark auch ohne Anstand das Verhältniß Holsteins zum deutschen Bunde als gelöst betrachten und dieses Herzogthum auf dieselbe Weise behandeln, wie Schleswig. Am 6. Februar 1850 gab Rußland in einer sehr energischen Note seine Absicht kund, die Rechte des Königs von Dänemark gegen Deutschland zu wahren.

Die neue Regierungsgewalt in Schleswig erhielt Herr von Tillich im Namen Dänemarks, dem Graf Eulenburg im Namen Preußens zur Seite trat. Tillich handelte als echter Däne, setzte ab, verurtheilte, zwang zur Auswanderung und drangsalirte kläglich alle, die sich während der Revolution als Beamte, Geistliche oder

Lehrer compromittirt hatten. Diese Behandlung ihrer Brüder in Schleswig feuerte die Holsteiner zu verzweifeltem Muth an. Als Bonin nach Berlin abberufen wurde, wählten sie den preußischen General von Willisen zu ihrem Feldherrn, den der König von Preußen aber desavouirte und aus der preußischen Armeeliste streichen ließ. Auch wurden alle preußischen Offiziere zurückberufen. Da sich Dänemark verpflichtet hatte, seinerseits nicht in Holstein einzudringen und ein Eindringen der Holsteiner in Schleswig durch die Preußen verhindert wurde, schleppte sich das Provisorium bis in den Sommer hin. Am 2. Juli 1850 wurde endlich von Preußen und Dänemark ein definitiver Frieden unterzeichnet, der Schleswig den Dänen aushändigte, in Holstein aber noch die Rechte des deutschen Bundes wahrte. Die bisherige Regierung in Holstein (Reventlow, Beseler, Boysen, Francke, Krahn, Rehhoff) protestirte und als die Preußen Schleswig verließen, rückte Willisen ein, um das Herzogthum den Dänen streitig zu machen. Aber die Holsteiner waren im Kampf nicht glücklich. Ihr Schraubendampfer „von der Tann“ mußte, weil er gestrandet war, am 21. Juli von seinem Capitän Lange in die Luft gesprengt werden. Willisen selbst erlitt am 25. bei Idstedt unfern von Schleswig eine blutige Niederlage. Hierauf unterzeichneten England, Rußland, Frankreich, Schweden und Dänemark am 2. August zu London ein Protokoll, worin sie den dänischen Einheitsstaat gut hießen. Auch Oesterreich unterzeichnete dieses Actenstück „unter Vorbehalt der Rechte des deutschen Bundes“, der am 30. September den Frieden ratificirte. Die Holsteiner ließen indeß den Muth noch nicht sinken.

Dreizehntes Buch.

Die Union und Schwarzenberg.

Preußen kam vorzugsweise der Ruhm zu, die Revolution in der Pfalz und Baden besiegt zu haben. Es stützte sich zudem auf das Dreikönigsbündniß und auf die früher schon ihm zugewandten Kleinstaaten und wurde unterstützt von der Partei Gagern, die am 26. Juni das Nachparlament zu Gotha eröffnete, aber nur ein Paar Tage versammelt blieb, um ihre volle Zustimmung zu dem preußischen Unionsplane zu geben. Auch erklärte Preußen (Note des Grafen von Brandenburg vom 22. Juni), es erkenne den Reichsverweser nicht mehr an, weil er mit der Nationalversammlung, die ihn gewählt, wegfallen müsse, und sofern der alte Bund nicht mehr, eine neue Einigung noch nicht bestehe, sey Preußen berechtigt, eine solche Einigung ganz oder theilweise zu versuchen und sich mit jedem deutschen Staate, der es wolle, enger zu verbinden.

Der Erzherzog Reichsverweser entfernte sich zwar aus dem

Bereich der preußischen Heerlager und ging am 30. Juni nach dem Bade Gastein, ließ aber das Reichsministerium in Frankfurt zurück, versprach wiederzukommen und hielt an seinem Rechte fest, sein Amt nur in die Hände sämmtlicher deutschen Regierungen, sobald sie sich desfalls geeinigt haben würden, niederzulegen. Er stützte sich dabei auf Oesterreich, Bayern und Württemberg. Oesterreich protestirte gegen das längere Verweilen der Preußen in Baden, gegen dessen Militärconventionen, gegen den engeren Bund und gegen ein neues deutsches Parlament und erklärte, der alte Bund bestehe noch zu Recht, sofern der Versuch, ihn durch eine andere Einheitsform zu ersetzen, mißlungen sey.

Zwischen beiden Mächten suchte Bayern zu vermitteln. Der Minister von der Pfordten entwarf einen Plan, wonach Oesterreich und Preußen im Präsidium des deutschen Bundes abwechseln und die Kleinstaaten mediatisirt, aber je nach ihrer geographischen Lage an die fünf Königreiche vertheilt werden sollten, so daß Preußen nicht allein alle verschlänge. Das war ganz geeignet, das Dreikönigsbündniß zu sprengen und Hannover und Sachsen von Preußen abzuziehen. Begreiflicherweise mißfiel dieser Plan in Berlin und es begann eine unliebsame Polemik in den preußischen und bayrischen Blättern.*) Am 30. August reiste der König von Württemberg nach Linz, wohin ihm Fürst Schwarzenberg entgegenkam, gleichfalls in einem antipreußischen Interesse.

Aber man wollte einen offenen Kampf vermeiden, wenigstens hinausschieben. Oesterreich schlug ein Interim vor, der Art, daß der Reichsverweser provisorisch sein Amt in die Hände einer ausschließlich von Oesterreich und Preußen bestellten Commission

*) Die letzteren meinten, die Preußen hätten gar kein Recht gehabt, in die Pfalz einzurücken (obgleich sie von Bayern ausdrücklich dazu aufgefordert worden waren). Oberst von Jeetze, Gouverneur von Landau, wurde ohne Dank entlassen, weil er das Entweichen so vieler Soldaten nicht verhindert habe, oder, wie man glaubte, weil der Prinz von Preußen ihn seiner Treue wegen belobt hatte.

niederlegen sollte, welche die Bundesgeschäfte zu leiten haben würde bis zum 1. Mai 1850 unter der Voraussetzung, daß die übrigen Bundesregierungen zustimmten. Der König von Preußen ging darauf ein und kam mit dem jungen österreichischen Kaiser am 7. September in Töplitz zusammen, von wo sie nach Dresden reisten. Auch der Prinz von Preußen besuchte den am 3. September nach Frankfurt zurückgekehrten Erzherzog. Am 30. kam der Vertrag zu Stande, am 6. October gab der Erzherzog seine Zustimmung und nachdem auch die übrigen Regierungen eingewilligt hatten, legte der Erzherzog am 20. September seine Gewalt in die Hände zweier Bevollmächtigten nieder, des General Schönhals von österreichischer, des General Radowitz von preußischer Seite, und das Interim trat in Kraft.

Das war nun ein factischer Dualismus. Oesterreich und Preußen allein hatten das Heft in der Hand. Von dem bayrischen Plan war nur die Spitze angenommen worden. Um so eifriger bemühten sich von nun an die vier Königreiche, sich mit ihren Ansprüchen zwischen Oesterreich und Preußen zu schieben, und wenn der bayrische Plan der Gruppirung nicht durchzuführen sey, wenigstens die Stellung wiederzugewinnen, die sie im alten Bunde inne gehabt hatten. Hierin wurden sie wesentlich von Rußland unterstützt, das weder Oesterreich noch Preußen mächtiger als bisher werden lassen wollte, und deshalb von jeher die deutschen Mittelstaaten protegirt hatte. General Bennigsens Reise nach Hannover am Ende des Jahres wurde in diesem Sinne gedeutet. Durch die Reise des Minister von Beust nach Wien in demselben Winter leitete Sachsen seinen Abfall vom Dreikönigsbunde ein. Es handelte sich dabei auch sehr um das von Preußen immer noch festgehaltene künftige deutsche Parlament, auf welches die Kleinstaaten und die Gothaer ihre größte Hoffnung setzten. In dem Maaße, in welchem sich Preußen dabei auf die öffentliche Meinung, auf die immer noch regen nationalen Hoffnungen stützte, machten sich Rußland und Oesterreich zur Aufgabe, wenigstens die Mittelstaaten

gegen die Wiederkehr eines deutschen Parlaments einzunehmen und ihnen die Gefährlichkeit eines solchen vorzustellen. Nach den Erfahrungen, die man eben gemacht hatte, war das nicht schwer. Als nun Preußen die Genossen seines engeren Bundes zu Wahlen eines neuen Parlaments aufforderte, welches im nächsten Jahre zu Erfurt sich versammeln sollte, wurde alsbald nicht nur von Oesterreich, sondern auch von den Königreichen protestirt. Dagegen erfolgte die letzte reichs- und parlamentsfreundliche Demonstration in Württemberg. Hier war das Märzministerium, das in der Zeit der Noth so treue und erfolgreiche Dienste geleistet, im October entlassen und der vormärzliche Minister Schlayer reactivirt worden. Am 12. Januar 1850 erklärte sich eine große, besonders aus den gebildeten Klassen, Kaufleuten, Beamten und evangelischen Geistlichen zusammengesetzte Versammlung zu Plochingen unter dem Vorsitz des vormaligen Märzministers Duvernoy für den engeren Bund hauptsächlich in der Hoffnung auf das Erfurter Parlament. Natürlicherweise erfolglos.*)

Oesterreich wünschte seinen Eintritt in den Zollverein und motivirte seinen Wunsch durch eine ausführliche Staatsschrift vom 30. Dezember. Dagegen protestirte nun wieder Preußen aufs entschiedenste. Im Grunde genommen war das von Preußen begünstigte deutsche Parlament und der von Oesterreich bevorwortete allgemeine deutsche Zollverband eins wie das andere den Bedürfnissen und Wünschen der deutschen Nation angemessen, nur nicht dem Sonderinteresse der einen und andern deutschen Großmacht, und deshalb stieß der eine, wie der andere Plan anstatt auf allgemeines Entgegenkommen, auf unbesieglichen Widerstand.

Das eigenmächtige Vorgehen Preußens in den Militärconventionen, die es im Frühjahr mit Mecklenburg, Anhalt, Braunschweig und Baden abschloß und wodurch es die Contingente dieser

---

*) In diesen Zeitpunkt fällt ein merkwürdiges Ereigniß. Am 16. Januar flog die erste telegraphische Depeche dem Draht entlang durch Deutschland.

Bundesstaaten gewissermaßen seiner eigenen Armee einverleibte, steigerte das Mißtrauen und die Vorwürfe Oesterreichs, welches unmerklich bedeutende Streitkräfte in Böhmen zusammenzog, um seinen Willen nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Damals traten auch die beiden Fürsten von Hohenzollern, Friedrich Wilhelm Anton von Hechingen und Karl Anton von Sigmaringen, ihr kleines schwäbisches Erbe unter vortheilhaften Bedingungen dem König von Preußen ab (12. März 1850), was besonders Württemberg mißfällig seyn mußte, da es nun schien, Preußen wolle sich festen Fuß im südwestlichen Deutschland gründen.

Der König von Preußen verpflichtete sich die ganze constitutionelle Partei in Deutschland nicht bloß durch die Verheißung des Erfurter Parlaments, sondern auch durch die am 6. Februar von ihm in Berlin feierlich beschworene neue preußische Verfassung. Er sagte zwar halb scherzend, das Regieren sey ihm nun wieder möglich geworden, nachdem die nothwendigsten Prärogative der Krone in dem neuen Statut gesichert seyen, allein es war doch klar, daß er, sofern Oesterreich das constitutionelle System aufgab, sich alle constitutionellen Sympathien in Deutschland aneignete. Während nun auch die Wahlen zum Parlament in Erfurt vorgenommen wurden, erfolgte der Abfall aller der Staaten, die bisher zu Preußen gehalten hatten, jetzt aber zu Oesterreich übergingen. Nicht nur Hannover und Sachsen sagten sich vom Dreikönigsbunde los, sondern auch Oldenburg zog sich zurück und Kurhessen wankte. Hier wurde am 23. Februar Hassenpflug wieder zum Minister ernannt, der entschiedenste Reactionär, von dem nichts anderes zu erwarten war, als Kampf auf Leben und Tod mit den Ständen. Nun trat zwar das Parlament in Erfurt am 20. März zusammen, in zwei Kammern gewählt von Preußen und seinen engern Bundesgenossen, eröffnet von Radowitz, präsidirt von Simson, und berieth den ihm vorgelegten neuen Bundesverfassungsentwurf, um ihn nach einigen Amendements anzunehmen; aber die Begeisterung, das Vertrauen, wie es das Par-

lament in Frankfurt im Frühling von 1848 begrüßt hatte, fehlte. Gagern erschien, aber nur wie zur Leichenfeier des Parlaments. Radowitz sprach warme Worte der Hoffnung und der Liebe, aber der Glaube fehlte. Am 29. April wurde dieses Parlament vertagt, um nie wieder zusammenzutreten. Während seines kurzen Daseyns besaß es nicht einmal Selbstständigkeit, es mußte jedem Wink von Berlin lauschen und obgleich hier am 8. Mai die zu Preußen stehenden Unionsfürsten von beiden Hessen, Oldenburg, Baden, Weimar persönlich zusammentraten, um das neue Werk zu sanctioniren, war man in diesen höheren Regionen doch selbst seiner Sache nicht ganz gewiß. Das Erfurter Parlament war es gerade, was den heftigsten und entschlossensten Widerstand Oesterreichs und der Königreiche hervorrief. Die Sorgen häuften sich und wurden nahe, drohende Gefahren.

Rußland hatte sich aufs bestimmteste gegen das Erfurter, wie gegen jedes deutsche Parlament erklärt, aber eben so bestimmt auch gegen den allgemeinen deutschen Zollverein und gegen den Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund. In diesem Sinne war die kleine Schrift „Gedenkblätter" schon im März von Herrn von Meyendorff, russischem Gesandten in Berlin, später in Wien, geschrieben worden. Rußland wollte nämlich Preußen weder durch die constitutionellen Sympathien, noch Oesterreich durch seine materielle Macht zur Hegemonie gelangen lassen. Die russische Politik verlangte, daß die Macht zwischen Oesterreich und Preußen getheilt bleibe und daß ihre Zwietracht sich verewige. Deswegen verlangte Rußland auch einfach die Wiederherstellung des alten Bundestags, der auch allein noch zu Recht bestehe. Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg schloßen am 27. Februar zu München eine Uebereinkunft, worin sie sich für ein Bundesdirectorium von 7 Stimmen erklärten (Oesterreich, Preußen, die vier Königreiche und beide Hessen vereint als eine Stimme). Kurhessen sollte durch diese Vergünstigung von Preußen abgezogen werden. Oesterreich sprach am 13. März seine volle Billigung dieses Ver-

trages aus und am 15. eröffnete der König von Württemberg die constituirende Landesversammlung in Stuttgart mit einer Rede, worin er die preußische Union „einen künstlichen Sonderbundsversuch auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit berechnet" nannte und zum Schlusse noch sagte: „wir wollen weder Oesterreicher, noch Preußen, sondern durch und mit Württemberg ganz allein Deutsche seyn und bleiben." Der preußische Gesandte in Stuttgart, Herr von Sydow, wurde augenblicklich abgerufen und der württembergische in Berlin, von Hügel, empfing seine Pässe.

Oesterreich faßte im April seinen bestimmten Entschluß. Seine Lage war von der Art, daß es zur absolut monarchischen Gewalt zurückkehren mußte. Es hatte bereits die Einheit seines Gebietes proklamirt. Es wollte sich aber von nun an, wie auf sein tapferes Heer, so auf die Kirche stützen. Die unter Metternich so lange versäumte Kirche bot sich dem Einheitsstaate als die natürlichste Bundesgenossin dar. Schon im Mai 1849 hatten sich die österreichischen Bischöfe in Wien versammelt und, in Uebereinstimmung mit den Beschlüssen der Würzburger Versammlung von 1848, in der Wiederbelebung des kirchlichen Geistes ein Mittel erkannt, wodurch auch der österreichische Kaiserstaat seine Kräfte würde verjüngen können. Die damals schon von der Kirche dargebotene Hand wurde vom jungen Kaiserthum dankbar angenommen und am 18. April 1850 erließ Franz Joseph ein Decret, worin er den Bischöfen den freien Verkehr mit Rom, die Aufhebung des placet, unabhängige Verwaltung des Kirchenguts und eine große Erweiterung des kirchlichen Strafrechts gewährte.*) Sodann that Fürst Schwarzenberg in der deutschen Sache den kühnen Schritt, indem er, sofern das Interim am 1. Mai ablief, am 26. April das Plenum des Bundestages nach Frankfurt einberief, „nicht, um sofort die alte Bundesverfassung wiederherzustellen, sondern nur,

*) In diese bischöfliche Bewegung griff auch die Wahl des Freiherrn von Ketteler, Propst in Berlin, zum Bischof von Mainz ein, am 15. März.

um durch dieses allein berechtigte Organ berathen und beschließen zu lassen, was ferner zu thun sey.“ Die Absicht Oesterreichs war damals noch, als Gesammtstaat, also auch mit seinen nichtdeutschen Bestandtheilen, in den deutschen Bund einzutreten und darin das natürliche Uebergewicht zu behaupten. Die vier Königreiche, Hessen, der König der Niederlande für Luxemburg, und der König von Dänemark für Holstein beschickten das Plenum. Preußen und seine Bundesgenossen protestirten, Kurhessen schickte seine Vertreter nach Berlin und Frankfurt zugleich. Das Plenum aber wurde wirklich am 10. Mai unter österreichischem Vorsitz eröffnet und war der factisch reactivirte Bundestag, wenn auch noch nicht vollständig beschickt.

Im Kampfe gegen diese Reactivirung eines verhaßten Alten, die man nicht mehr für möglich gehalten hätte, erschöpften sich vollends die landständischen Oppositionen. Die Kammern wurden wiederholt in den meisten Bundesstaaten aufgelöst, weil sie sich der Reaction nicht bald genug fügten. Am häufigsten in Württemberg, wo die constituirende Versammlung unter dem Präsidium Schoders im Verlauf eines Jahres dreimal aufgelöst werden mußte, weil sie noch an den Errungenschaften von 1848 festhalten wollte. Nächst dieser Versammlung benahm sich die darmstädtische und kurhessische am trotzigsten. Die letztere, unter dem Vorsitz Bayrhoffers, wurde von Hassenpflug am 12. Juni aufgelöst, um rücksichtsloser Ministerialwillkühr Platz zu machen.

Mehr Energie lag in der preußischen Protestation, indem zugleich die Militärconventionen vollzogen und derjenigen zufolge, welche Preußen mit Baden abgeschlossen hatte, die ganze wiederhergestellte badische Armee nach Preußen verlegt wurde und im Lauf des Sommers wirklich dahin abmarschirte, während preußische Truppen ganz Baden besetzt hielten. Dagegen protestirte nun wieder Oesterreich aufs bestimmteste. Aber in Preußen selbst war nach und nach eine Partei herangewachsen, welche den bisherigen Gang der preußischen Politik, die Union und alles, was seit dem

März 1848 geschehen war, principiell verwarf und die alten Zustände zurückverlangte. Sie wollte keine deutsche, sondern ausschließlich eine preußische Politik. Sie wollte „mit der Revolution brechen". Sie stellte sich den liberalen Westmächten gegenüber auf die Seite Rußlands und Oesterreichs, als den absolutistischen Mächten, von denen sich niemals zu trennen Friedrich Wilhelm III. in seinem Testamente dem Sohn gerathen hatte. Sie trachtete nach Wiederherstellung wie der monarchischen Alleingewalt, so auch der aristokratischen Vorrechte und nach Wiederabschaffung aller letzten Errungenschaften der Demokratie. Diese Partei hatte zu Häuptern die Herren von Gerlach, Kleist-Retzow, Bismark-Schönhausen, den Staatsrechtslehrer Stahl, den Geschichtschreiber Leo in Halle 2c. und zu Organen den s. g. Treubund, eine den alten Tugendbund nachahmende Gesellschaft, und die neue preußische oder Kreuzzeitung, von Wagener talentvoll redigirt. Indem diese Herren offen gegen den engeren Bund (die Union) und Radowitz Opposition machten, hatten sie den Vortheil, auch in der Kammer die erste Rolle spielen zu können, sofern die gesammte demokratische Partei in Preußen damals nur passiven Widerstand zu leisten beschlossen und kein einziges ihrer Talente in die Kammer gewählt hatte. Am 22. Mai wurde der König im Wagen von einem irrsinnigen Menschen, Namens Sefeloge, durch einen Schuß in den Arm verwundet, in Folge dessen, zur Steuer der Volksaufreizung und Verführung, die Presse unter strengere Aufsicht als bisher genommen wurde.

Da sich die beiden Großmächte allein nicht zu einigen vermochten, wandten sie sich wieder an das unvermeidliche Rußland. Kaiser Nicolaus kam nach Warschau, gab der Gerlach'schen Partei seinen Segen und nahm huldvoll als oberster Richter die klagbaren Parteien an, in der zweiten Hälfte des Juni. Von Wien kam Fürst Schwarzenberg, von Berlin der Prinz von Preußen dahin. Was dort verhandelt wurde, ist nicht bekannt geworden. Der Erfolg aber hat bewiesen, daß die russische Ansicht damals der österreichischen

zugeneigter gewesen ist, als der preußischen, weil sonst Fürst Schwarzenberg von diesem Zeitpunkt an so energisch, wie er that, vorzugehen nicht würde haben wagen dürfen. Am 2. September ließ Oesterreich ohne weiteres Zaudern in Frankfurt den engeren Bundesrath, also den echten alten Bundestag, wieder eröffnen unter Vorbehalt des Zutritts der renitenten, noch dem engeren preußischen Bunde zugewandten Staaten. Es ließ also Preußen keine Wahl mehr, als Nachgeben oder Kampf, einen Kampf, in dem Rußland sich auf österreichische Seite stellen würde.

Hatte noch zwei Jahre vorher alles für die Einheit Deutschlands geschwärmt, so war jetzt die Zwietracht wieder ärger als je vorher. Die kleindeutsche und großdeutsche Ansicht hatte sich immer schroffer einander gegenübergestellt, eine Ausgleichung schien nicht mehr möglich. Schon rüttelte man die Schwerter in der Scheide, da gaben eigenthümliche Vorfälle in Kurhessen den Ausschlag. Die Hessen sollten durch den vom Kurfürsten rehabilitirten Minister Hassenpflug gründlich gemaßregelt und alles in das vormärzliche Geleise zurückgebracht werden. Da sie nun mehr, als alle andern deutschen Volksstämme, unter den alten und immer wieder sich erneuernden Mißregierungen gelitten hatten, hielten sie an den Hoffnungen des Jahres 1848 fest und wollten sie nicht lassen. Aber Hassenpflug griff keck durch und ließ am 4. September 1850 die Steuern ausschreiben, ohne die ständische Verwilligung, gemäß der Verfassung, einzuholen. Der ständische Ausschuß (Schwarzenberg, Bayrhoffer, Gräfe, Kellner, Henckel) protestirte sogleich. Hierauf wurde am 7. das ganze Land in den Kriegszustand erklärt und der alte General Bauer sollte die Dictatur ausüben. Allein sämmtliche Organe der Gewalt versagten sich ihm, die Gerichte erkannten, der Ausschuß sey in seinem Recht. Die gesammte Staatsdienerschaft bis zur Polizei herunter leistete, wie verabredet, einen passiven Widerstand und lehnte die Vollziehung jedes verfassungswidrigen Befehls des Herrn Hassenpflug ab. Draußen wurden Volksversammlungen abgehalten und die Stim-

mung des Volks schien dem Kurfürsten so drohend, daß er in der Nacht des 12. September aus Kassel entfloh und sich, um nicht durch sein eigenes Land reisen zu müssen, auf einem weiten Umweg über Hannover und Köln nach Frankfurt a. M. begab, wohin ihm Hassenpflug nacheilte. In Kassel ließ er den General Haynau (Bruder des berühmten österreichischen Feldzeugmeisters) mit unbedingter Vollmacht zur Handhabung des außerordentlichen Kriegsstandes zurück, aber nicht nur der Oberbürgermeister Hartwig, der Commandant der Bürgerwehr Siedler, der ständische Ausschuß und die Gerichte versagten ihm den Gehorsam, sondern auch das Offizierscorps. Eine Deputation des letzteren wurde vom Kurfürsten mit den Worten heimgeschickt: „wollt ihr nicht gehorchen, so zieht euern Rock aus." Und das thaten sie wirklich, über 200 Offiziere nahmen ihre Entlassung; die Unteroffiziere aber erklärten: „ein Hundsfott, wer von uns sich zum Offizier machen läßt." Aber der Kurfürst pochte auf auswärtige Hülfe und donnerte vom Wilhelmsbad aus, wo er Residenz genommen, in seinen Decreten den Unzufriedenen die schreckliche Wahrheit zu, daß man sich nicht mehr im Jahr 1848 befinde, daß der alte Bundestag zu Recht bestehe, daß nach der Wiener Schlußacte und den Bundesbeschlüssen von 1832 die Regierungen durch landständische Verfassungen in der Erfüllung ihrer Bundespflichten nicht verhindert werden dürfen, und daß mithin die Steuern gezahlt werden müßten.

Indem nun der Kurfürst vom einseitig durch Oesterreich rehabilitirten Bundestage Schutz seiner Herrenrechte verlangte, sagte ihm dieselbe der Bundestag am 21. September zu. Preußen aber, zu dessen Unionsstaat oder engerem Bunde Kurhessen immer noch gehörte, war dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, entweder sich dem neuen Bundestag zu unterwerfen, oder dessen Intervention in Kurhessen mit Gewalt entgegenzutreten. Der König protestirte in einer Note vom 23. und ernannte am 26. Radowitz zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Zugleich wurde ein preußisches Truppencorps in Westphalen zusammengezogen. Aber auch Oester-

reich machte große Rüstungen in Böhmen und Kaiser Franz Joseph ging nach Bregenz, wo er am 11. Oktober mit den Königen von Bayern und Württemberg zusammenkam und mit denselben die Durchführung des Bundesbeschlusses verabredete. Der König von Württemberg brachte in österreichischer Husarenuniform einen Trinkspruch aus: „ein alter Soldat macht nicht viel Worte, aber er folgt dem Rufe seines Kaisers, wohin es auch sey.“ Ein bayrisches Heer unter dem Fürsten von Thurn und Taxis sollte in Kurhessen einrücken, wodurch zugleich die preußische Aufstellung in Baden gefährdet wurde.

Allein ehe man zur Ausführung schritt, mußte erst Rußland gehört werden. Kaiser Nicolaus kam am 15. Oktober wieder nach Warschau, um die streitenden Parteien abermals zu vernehmen, und Kaiser Franz Joseph mit dem Fürsten Schwarzenberg eilten zu ihm, während von preußischer Seite Minister Graf von Brandenburg die schwierige Mission übernahm, eine Politik zu vertheidigen, welche Preußen dahin gebracht hatte, mit Bayrhoffer in Kurhessen gemeine Sache zu machen und in der deutschen Frage mit Radowitz stehen oder fallen zu sollen. Man kann sich denken, wie dem Kaiser Nicolaus die neue Wendung der Dinge in Preußen zuwider seyn mußte, wie wenig er, mit Oesterreich im Bunde, Rücksicht gegen das jedenfalls viel schwächere Preußen zu nehmen brauchte, und welchen Erfolg er sich von ernsten Drohungen versprechen durfte, sofern er den Treubund, die Kreuzzeitung und das Testament Friedrich Wilhelms III. auf seiner Seite hatte. Oeffentliche Blätter erzählten damals, Kaiser Nicolaus habe mit Thränen in den Augen geklagt, daß er vielleicht gezwungen werden könne, gegen das ihm so innig verwandte Königshaus in Preußen das Schwert zu ziehen. Gewiß ist, daß Rußland am 26. October es als einen casus belli erklärte, wenn Preußen der vom Bundestag verfügten Execution in Kurhessen ein Hinderniß in den Weg lege, und daß Graf Brandenburg am 30. October in tiefster Entrüstung

über das, was er hatte hören müssen, und bis zum Tode erschöpft nach Berlin zurückkehrte.

Mittlerweile hatte Radowitz durch ein preußisches Armeecorps unter General von der Gröben die preußischen Etappenstraßen in Kurhessen besetzen lassen und die eilige Rückkehr der noch in Baden stationirten preußischen Truppen verfügt, weil sie im Fall eines Krieges durch die Bayern, Württemberger und Oesterreicher hätten abgeschnitten werden können. Kaum aber brachen diese tapfern Truppen auf, so kam die Regierung in Karlsruhe schon schweres Bedenken gegen die Politik von Radowitz an und wurde man hier unmerklich zur russisch-österreichischen Meinung hingezogen. Die Bayern aber unter Thurn und Taxis rückten am 1. November bereits in Hanau ein, 10,000 Mann stark, und drangen keck gegen Kassel vor, wo die Preußen standen. Ein blutiger Zusammenstoß war unvermeidlich, wenn die Diplomatie nicht noch in der letzten Stunde ein Meisterstück machte, oder eine bessere Besinnung vor dem Abgrund warnte, in den man das Vaterland zu stürzen im Begriffe stand. Man darf nicht zweifeln, daß der einmal zwischen Oesterreich und Preußen entbrannte Kampf, wer auch anfangs gesiegt hätte, von beiden Seiten mit allen Kräften bis zur gänzlichen Erschöpfung würde fortgeführt worden seyn, denn der Stolz der Volksstämme und der Confessionshaß hätten sich eingemischt und wie im 30jährigen Kriege würde das Ausland zuletzt entschieden und die beste Beute davongetragen haben. Wir dürfen sehr froh seyn, daß sich das Ausland damals nicht eifriger um den wirklichen Ausbruch des Krieges bemüht hat. Er wurde zu unserem Glück dadurch vermieden, daß sich der König von Preußen am 2. November bewogen fand, Radowitz abzudanken und von der Gröben einen Rückzugsbefehl zugehen zu lassen. Wie hoch auch dem König dieses Opfer zu stehen kam, der Preis war des Opfers werth. Die Vermeidung des Bruderkriegs kann nie zu theuer erkauft werden. Dem ritterlichen Grafen Brandenburg brach das Herz, als der junge Niebuhr ihn noch mitten in der Nacht von seinem Krankenlager

aufschreckte und ihm aus dem Geheimen Kabinet den Befehl brachte, an von der Gröben die verhängnißvolle Contreordre zu ertheilen. Er that es, sank wieder auf das Lager zurück und starb nach wenigen Tagen. Man thut unrecht, diesen düstern Novembertagen zu fluchen, weil in ihnen die russische Partei über deutsche Ehre hohnlachte. Die Schicksale dieser Tage wurden von einer höheren Hand gelenkt und wahrhaft zum Heile Deutschlands.

Herr von Manteuffel trat sofort an die Spitze des preußischen Ministeriums und verfügte am 6. November eine allgemeine Mobilisirung der preußischen Armee, obgleich oder gerade weil er Frieden machen wollte. Er mußte, um mit Anstand unterhandeln zu können, gerüstet dastehen. Zudem galt es, sich nicht überraschen zu lassen, denn eine furchtbare österreichische Armee stand an der böhmischen Grenze und am 7. kam Radetzki in Wien an mit der Bestimmung, die böhmische Armee gegen Preußen zu führen. Indem von der Gröben sich langsam aus Kurhessen zurückzog, kam die äußerste Spitze seiner Nachhut mit der äußersten der feindlichen Vorhut in Berührung. Es war eine Compagnie österreichischer Jäger, die den Bayern voranzog, und einige Mann derselben fielen von preußischen Kugeln bei Bronzell am 8. November, ohne daß ein zweites Zusammentreffen erfolgt wäre. Ganz Kurhessen, wie Baden, wurde von den Preußen geräumt. Der Kriegsfall war vermieden, es wurde unterhandelt, und um die Sache möglichst kurz und schnell abzumachen, begab sich Herr von Manteuffel nach Olmütz, wo er am 29. mit Fürst Schwarzenberg tagte. Auch Herr von Meyendorff war von Wien mitgekommen, um die Versöhnung zu besiegeln. Preußen entsagte der Union, dem deutschen Parlament, dem Schutz der kurhessischen Verfassung, erkannte den Bundestag an, fügte sich in eine von demselben anzuordnende „Pacificirung“ Holsteins und behielt sich vor, auf einer demnächst von allen Bundesfürsten zu beschickenden Conferenz in Dresden vollends alle, die deutschen Angelegenheiten betreffenden Meinungsverschiedenheiten auszugleichen.

Diese Conferenz in Dresden wurde am 23. Dezember unter Vorsitz des Fürsten Schwarzenberg eröffnet. Die ersten Besprechungen betrafen die brennende Frage Kurhessens und Holsteins, und schon am 28. ertheilte der Bundestag in Frankfurt, in Folge der Dresdner Verabredungen, dem Feldmarschalllieutenant von Legeditsch die Vollmacht, mit einem österreichischen Armeecorps durch Kurhessen nach Holstein zu marschiren. Sodann reiste Schwarzenberg mit Manteuffel nach Berlin, den König zu begrüßen und eine dualistische Politik zu verabreden, welcher gemäß Oesterreich und Preußen im neuen Bunde die Entscheidung über Krieg und Frieden sich ausschließlich vorbehalten wollten. Das war aber nicht im Sinne der Mittelstaaten, noch weniger Rußlands, weshalb das Project in Dresden auf einen entschlossenen Widerstand stieß. Aus diesem Grunde zog sich die Conferenz auch sehr in die Länge. Eben so wenig wie die beiden deutschen Großstaaten die dualistische Spitze des Bundestages durchsetzen konnten, vermochte auch Oesterreich den Eintritt seines Gesammtstaates in den deutschen Bund zu erzwingen. In dieser Frage stellte sich nämlich Rußland ganz auf Seite Preußens und sühnte damit gleichsam den Tod Brandenburgs aus. Kaiser Nicolaus verehrte dem König von Preußen eine Brillantkette zum Andreasorden im Werth von mehr als einer Million. Auch England und Frankreich gaben Noten ein, worin sie sich aufs bestimmteste gegen den Eintritt von Gesammtösterreich in den neuen deutschen Bund erklärten. Bayern reclamirte noch einmal die Trias, der König von Württemberg sogar das deutsche Parlament, indem er in einem Brief an den Fürsten Schwarzenberg vom 18. Februar daran erinnerte, wie tief das Bedürfniß darnach der Nation inwohne. Allein nachdem sich die Conferenz in Dresden monatelang hingezogen, konnte weder durchgesetzt werden, was Oesterreich, noch was Preußen, noch was die andern deutschen Staaten, noch was das deutsche Volk, sondern ausschließlich was Rußland wollte. Der Kaiser von Rußland war gegen das Parlament und die preußische Union, gegen den Eintritt Gesammt-

österreichs, gegen die dualistische Spitze, gegen die Trias und neue Staatengruppirung des bayrischen Plans und verlangte einfach die Wiederherstellung des alten Bundes. Und weil er es wollte, geschah es. Denn durch Oesterreich und die Mittelstaaten überstimmte er Preußen, durch Preußen und die Mittelstaaten Oesterreich und durch Oesterreich und Preußen die Mittelstaaten. Es blieb lediglich nichts übrig, als einfache Rückkehr zum alten Bundestage, und die Dinge hatten sich so gewendet, daß es der Vortheil Preußens war, die Reactivirung des alten Bundes zu vollenden, um dadurch den Eintritt von Gesammtösterreich in den Bund zu verhindern. Am 27. März lud Preußen seine bisherigen engeren Bundesgenossen ein, sämmtlich den Frankfurter Bundestag zu beschicken, und in Dresden vereinigte man sich am Ende dahin, keinen Beschluß zu fassen, sondern das gesammte „werthvolle" Material der bisherigen Verhandlungen dem faktisch wiederhergestellten Bundestag in Frankfurt zu überweisen. So umging man eine ausdrückliche Abweisung der österreichischen Forderung, als Gesammtstaat in den Bund einzutreten, und kehrte einfach zum Alten zurück, als ob es nie unterbrochen worden wäre. Am 15. Mai schloß die Conferenz in Dresden ihre Sitzungen und am gleichen Tage wurde der neue preußische Bevollmächtigte, Herr von Rochow (bisher Gesandter in Petersburg) feierlich am Bundestage eingeführt und die Botschafter der kleinen Unionsstaaten folgten bald nach. Der alte Bundestag wurde am 30. Mai reconstituirt. Ein unterdeß in Wiesbaden berathschlagender deutscher Zollcongreß endete ungefähr in gleicher Weise. Die Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein kam nicht zu Stande, nur ein Anschluß Deutschlands an den österreichischen Postvertrag.

Also endete die ganze ungeheure Bewegung in Deutschland damit, daß man einfach zum alten Bestande zurückkehrte. Nachdem den Demokraten die eine und untheilbare deutsche Republik und den Gothaern das neue Kaiserthum mißglückt war, sollten auch die Fürsten, obgleich jeder von ihnen Aenderungsvorschläge machte,

nichts Neues und Besseres zu Stande bringen. Die Meisten waren froh, daß wenigstens Ruhe eintrat, aber Niemand traute dem Wiederaufbau des schon einmal Eingefallenen und man konnte sich kaum verhehlen, dieselben Ursachen würden immer wieder dieselben Wirkungen hervorbringen, d. h. auch die Revolution werde wiederkehren.

Indem sich nun sowohl Oesterreich, als Preußen der einfachen Reactivirung des Bundestags nach dem russischen Gedanken gefügt hatten, kam Kaiser Nicolaus wieder nach Warschau, empfing hier am 17. Mai den Besuch des Königs von Preußen und kam sodann auch in Olmütz mit dem Kaiser von Oesterreich zusammen. Der alte Bund der drei nordischen Mächte schien hergestellt zu seyn. Am 20. August aber proklamirte Franz Joseph, daß die Verfassung Oesterreichs in ihre Quelle zurückgezogen werde, nämlich in den souveränen Willen des Kaisers. (Die definitive Aufhebung der Verfassung wurde erst am 1. Januar 1852 proklamirt.) Das war eine nothwendige Folge des Einheitsstaates. Als solcher konnte Oesterreich unmöglich einen Reichstag haben, den Deutsche, Slaven, Ungarn und Italiener zugleich hätten beschicken müssen. Der König von Preußen aber folgte diesem Beispiel nicht, sondern hielt die neue Verfassung fest. Derselbe begab sich nach seinem schwäbischen Besitzthum und empfing am 23. August auf seinem Stammschloß Hohenzollern unter einer Linde die Erbhuldigung dieser neuen Unterthanen. Bei diesem Anlaß hob er die Rechte gen Himmel und rief Gott zum Zeugen an, daß er nie nach unrechtmäßigem Besitze gestrebt habe. Eine indirekte Antwort auf die Thronrede des Königs von Württemberg. Nachher besuchte der König von Preußen die Gemahlin des letztern in Friedrichshafen und kam mit dem Kaiser von Oesterreich im Bade Ischl zusammen.

Aber am 7. September überraschte Preußen die Welt durch Bekanntmachung einer bisher insgeheim betriebenen Vereinbarung des Zollvereins mit dem Steuerverein (Hannover), wieder eine Sonderverbindung, direkt gegen das österreichische Projekt seines

Eintritts in den Zollverein gerichtet. Daher aufs neue große Erbitterung und Agitation. Oesterreich berief im September eine Zollconferenz nach Wien, um hier seinen Plan eines allgemeinen für Deutschland und Oesterreich gemeinsamen Zollvereins durchzusetzen, wobei ihm seine bisherigen süddeutschen Verbündeten auch beistanden. Preußen aber beschickte diese Conferenz nicht. Es hatte den bisherigen Zollverein kündigen müssen, um durch ein neues Uebereinkommen den Steuerverein mit ihm zu verschmelzen. Das wurde nun von den Bundesgenossen Oesterreichs, die bisher dem Zollverein angehört hatten, benutzt, um ihren Wiedereintritt in den Zollverein an die Bedingung zu knüpfen, daß zuvor Oesterreich in den Zollverein aufgenommen werde. In einer Conferenz der Bevollmächtigten von Bayern, Sachsen und Württemberg zu Bamberg am 25. März 1852 wurde das zum Beschluß erhoben und am 5. April von den kleinen südlichen Zollvereinsstaaten zu Darmstadt unterstützt. Als nun Preußen seinerseits eine Zollconferenz in Berlin eröffnete, legte der bayrische Bevollmächtigte (von Meixner) die Darmstädter Beschlüsse vor, am 26. Aber Preußen gab nicht nach. Es wurde in fast allen Gebieten des Zollvereins durch die laute Zustimmung des Gewerbestandes und der Kammern unterstützt. Gerade die am meisten Betheiligten wollten die Vortheile des alten Zollvereins mit Preußen nicht aufgeben und die Industriellen fürchteten vom Gesammteintritt Oesterreichs mehr eine stärkere Concurrenz in den Produkten, als sie auf einem erweiterten Markt in den zu Oesterreich gehörenden nichtdeutschen Ländern hofften. Am 7. Juni schlug Preußen alle Forderungen der Darmstädter ab. Nun versammelten sich die Minister der Darmstädter Coalition noch einmal im Bade Kissingen, im Juni.

Dort hatte sich wie zufällig der russische Minister Graf Nesselrode eingefunden. Es handelte sich nicht mehr um die Zollfrage allein. Noch andere wichtige Ereignisse nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Diplomaten in Anspruch. Am 2. Dezember

1851 hatte Ludwig Napoleon sich durch einen Staatsstreich zum Alleinherrn gemacht und war im Begriff, sich gleich seinem großen Oheim die Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, und am 3. April 1852 war Oesterreichs großer Minister, Fürst Schwarzenberg, plötzlich am Schlage gestorben. Dieser Minister hatte sich noch kurz vor seinem Tode in einer Circularnote vom 29. Januar dahin erklärt, Oesterreich wolle Frieden mit Frankreich behalten unter der Bedingung, daß Frankreich seinerseits die Verträge von 1814 achte. Als er aber starb, eilte der Kaiser von Rußland nach Oesterreich und Preußen, um sich mit diesen beiden Mächten dem neuen Napoleon gegenüber wieder eben so zu alliiren, wie sein Bruder früher gegen den alten Napoleon. Seine eigentliche Absicht war indeß keineswegs ein Krieg gegen die neue illegitime Dynastie in Frankreich; nur die Besorgniß der Oesterreicher vor etwaigen Uebergriffen Frankreichs in Italien und die altpreußischen Antipathien gegen die Franzosen sollten ihm zum Mittel dienen, Wien und Berlin auch diesmal seinem Willen zu unterwerfen. Trotz der Allianz von 1849 war Schwarzenberg nicht der Mann gewesen, sich unbedingt diesem Willen zu fügen. Die Herstellung seines Einflusses in Wien (Berlins war er sicherer) war für Nicolaus Hauptzweck der Reise. Schon am 8. Mai war er in Wien und schmeichelte besonders der österreichischen Armee. Dann reiste er nach Berlin, wo er noch weniger Umstände machte, die preußische Garde geradezu „Kameraden" anredete, sie aufforderte, wenn es nöthig sey, an seiner Seite zu kämpfen und in einem Kürassier „die ganze preußische Armee umarmte". Von dieser Zeit an diente ihm vorzüglich die einflußreiche Kreuzzeitungspartei.

In Oesterreich trat Graf Buol-Schauenstein, bisher Gesandter in London, an Schwarzenbergs Stelle und erklärte, nichts an dessen bisheriger Politik ändern zu wollen. Der junge Kaiser besuchte Italien und Ungarn, um die Bevölkerungen daselbst möglichst zu versöhnen. In der Zollangelegenheit begann Oesterreich zu resigniren. Die Darmstädter sperrten sich noch eine Weile und

tagten für sich im August in Stuttgart, im September in München, aber auch sie mußten nachgeben, da der norddeutsche Steuerverein (Hannover) fest zu Preußen hielt, und es Oesterreich im Hinblick auf die europäische Constellation damals gerathen fand, sich Preußen wieder zu nähern. Kaiser Franz Joseph machte am 13. Dezember 1853 einen freundschaftlichen Besuch in Berlin und am 19. Februar 1854 schloßen Oesterreich und Preußen für 20 Jahre einen Handelsvertrag ab, der die früher von Oesterreich und den Darmstädtern geforderte Zolleinigung zwar nicht für immer ausschloß, aber doch weit hinausschob. Hierauf fügten sich die Darmstädter am 4. April auch in die Wiederherstellung des bisherigen Zollvereins, der nur durch den Beitritt des Steuervereins eine Erweiterung erhielt. In dieser Frage trug also Preußen einen vollständigen Sieg davon. Auch erwarb es durch Kauf von Oldenburg im Jahr 1853 den Jahdebusen, also einen Hafen an der Nordsee, der ihm schon lange gefehlt hatte, nicht ohne die Protestation Hannovers. Baron Manteuffel blieb an der Spitze des Ministeriums; Radowitz, der allen Einfluß verloren, starb am Ende des Jahres 1853.

Das freundschaftliche Verhältniß Preußens zu Württemberg wurde am Ende des Jahres 1852 wiederhergestellt. Die drei constituirenden Versammlungen in Württemberg hatten nach einander aufgelöst werden müssen, weil sie übertriebene demokratische Forderungen stellten. Da nun keine neue Verfassung auf diesem Wege zu Stande kommen konnte, stellte der König im Beginn des Jahres 1851 die alte Verfassung her und berief gemäß derselben neue Stände ein. Dem Ausschuß der letzten constituirenden Versammlung wurden am 16. März gewaltsam die Schlüssel abgenommen.

In Kurhessen feierte die Reaction unter Hassenpflug ihren vollständigen Triumph. Eine Menge Beamte wurden abgesetzt und vor Gericht gezogen, oder mußten sich durch die Flucht retten. Im Jahr 1852 allein wanderten 20,000 Menschen aus dem Kurlande aus und sah man in der Gegend von Fulda einige Dörfer

ganz leer stehen. Die Stände wurden aufgelöst und Hassenpflug regierte allein auf dem Verordnungswege. Dieser Minister empfing jedoch am 4. November 1853 von dem jungen Prinzen von Isenburg, dem Schwiegersohn des Kurfürsten, dessen Wünschen er in Privatangelegenheiten sich widersetzt hatte, auf offener Straße derbe Stockschläge. Ein Skandal, den der Kurfürst dadurch bestrafte, daß sich der Prinz auf einige Zeit mußte in ein Irrenhaus bringen lassen. Erst 1855 wurde Hassenpflug entlassen. — In Hessendarmstadt machte sich die nahe Verwandtschaft des regierenden Hauses zum russischen dadurch bemerklich, daß sämmtliche Civilstaatsdiener nach russischer Sitte, selbst die Lehrer in den Schulen, Uniformen tragen mußten.

Im Sommer 1854 ahmte König Maximilian II. das Beispiel von London nach und eröffnete zu München unter einem großen Glaspalast eine Industrieausstellung, die aber durch heftiges Wiederauftreten der Cholera gestört wurde. Unter den Besuchenden befand sich auch König Friedrich August II. von Sachsen, der hierauf eine Gebirgsreise nach Tirol machte, aber am 9. August bei Imst, indem die Pferde durchgingen, aus dem Wagen geschleudert wurde und auf der Stelle starb. Ihm folgte sein hochgebildeter Bruder Johann. Im vorhergehenden Jahre waren auch die Großherzoge von Oldenburg und Weimar gestorben und war dem ersten Friedrich Peter, dem andern Karl Alexander nachgefolgt.

In Hannover starb der greise Ernst August am 18. November 1851. Ihm folgte sein blinder Sohn Georg V. Die Dinge gestalteten sich hier friedlich, bis die Ritterschaft alle ihre alten Rechte reclamirte, ihre Forderungen beim Bundestage durchsetzte und demnach (1855) die Landesverfassung wieder abgeändert werden mußte.

Die Holsteiner hatten den Londoner Frieden, der den Gesammtstaat Dänemarks sanktionirte, immer noch nicht anerkannt, waren unter Waffen geblieben und hatten nach dem Abzug der

Preußen aus Schleswig den daselbst eingerückten Dänen mehrfache, jedoch unentscheidende Gefechte geliefert, unter andern am 12. September 1850 bei Eckernförde. Es gelang ihnen aber nicht mehr, die Schley zu überschreiten und ein Sturm, den sie am 4. October auf Fridericia unternahmen, mißlang ihnen, obgleich sie schon bis in die Stadt eingedrungen waren. Nun erschien Graf Thun als Bundestagscommissär und forderte Einstellung aller Feindseligkeiten. Die Holsteiner baten, wenn man nichts für sie thun wolle, sollte man ihnen wenigstens die Selbsthülfe gestatten. Sie bekamen gerade im Herbst vielen Zuzug von Freiwilligen aus Deutschland, auch Heinrich von Gagern trat als Major bei ihnen ein. Aber in der wichtigen Conferenz zu Olmütz verständigten sich Oesterreich und Preußen dahin, Holstein müsse entwaffnet, der Friede mit Gewalt durchgesetzt werden. Nun blieb den Holsteinern nichts mehr übrig, als nachzugeben. Willisen trat ab. Am 28. Dezember bevollmächtigte der Bundestag das österreichische Armeecorps unter Feldmarschallieutenant von Legeditsch, durch Kurhessen nach Holstein zu marschiren. Die Landesversammlung von Schleswig-Holstein bat nur noch, die Festungen Rendsburg und Friedrichsort, als zu Holstein gehörig, beim deutschen Bunde zu behalten. Aber die Oesterreicher, die im Januar 1851 einrückten, überließen in Rendsburg das Kronwerk und Friedrichsort ganz den Dänen. Beseler, Reventlow, Olshausen flohen. Heinrich von Arnim (Exminister von 1848 her) machte vergebens am 15. Februar in der preußischen Kammer darauf aufmerksam, daß Rendsburg ganz Holstein und Friedrichsort den Kieler Hafen beherrsche, daß es also im Interesse des deutschen Bundes und zunächst Preußens liege, diese festen Punkte zu retten.

Der Widerstand der Herzogthümer war besiegt, eine starke österreichische Armee stand im Lande. Es handelte sich nun darum, auch den Dänen anständige Bedingungen abzugewinnen. Fürst Schwarzenberg führte damals überall das große Wort und so auch gegen Dänemark. Er warf den Dänen ihre demokratische Verfas-

sung vor,*) rühmte dagegen die aristokratischen Stände von Schleswig und Holstein und war keineswegs geneigt, diese dem dänischen Gesammtstaat zu opfern (Schreiben vom 9. September 1851). Er kam sogar auf den Gedanken einer Einverleibung von ganz Dänemark in den deutschen Bund, womit die Hauptschwierigkeit gelöst und zugleich der russischen Politik ein Damm gesetzt worden wäre. Aber dazu kam es nicht. Rußland, dem in dieser Frage England und Frankreich beistanden, setzte eine neue Combination durch, bei der es, scheinbar uneigennützig, doch am meisten gewann. Die Großmächte vereinigten sich nämlich dahin, daß sowohl der Herzog von Augustenburg seine Erbansprüche auf Schleswig-Holstein, als auch Landgraf Friedrich von Hessen die seinigen auf Dänemark (vgl. S. 91) verlieren und daß ganz Dänemark und Schleswig-Holstein auf Christian (den damals 7jährigen Sohn des Herzog Christian von Glücksburg und der Prinzeß Louise, einer Schwester des erbberechtigten Landgrafen von Hessen), der vom König von Dänemark sofort adoptirt wurde, übergeben sollte. Ein Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 brachte das definitiv zu Stande. Dem Herzog von Augustenburg, dem das nähere Erbrecht in den Herzogthümern zukam, geschah dabei offenes Unrecht. Rußland aber, dem durch die rechtmäßige Nachfolge des Augustenburgers Schleswig-Holstein für immer wäre entzogen worden, hielt sie nun durch den jungen Glücksburger fest. Der (durch des Landgrafen von Hessen Vermählung mit der Großfürstin Alexandra vermittelte) russische Erbanspruch auf Dänemark und Jütland konnte vom deutschen Bunde nie beanstandet werden; wohl aber hätte derselbe alles thun sollen, um eine Ausdehnung dieses Erbanspruchs auch auf

*) Die demokratische Partei in Dänemark hatte damals eben eine Unterstützung erhalten durch die Maitresse des Königs, Louise Rasmussen, die er zur Gräfin Danner erhob und im August 1850 sich zur linken Hand trauen ließ. Die dänische Aristokratie war ihr ab-, die demokratische Partei eben deshalb zugeneigt.

Schleswig-Holstein zu verhindern. Bei der Eifersucht zwischen Oesterreich und Preußen war das leider nicht möglich.

Nachdem die europäische Diplomatie auf Kosten der deutschen Nationalinteressen dieses Werk vollbracht hatte, gab der König von Dänemark am 20. Januar 1852 eine neue Verfassung und ließ, gemäß der österreichischen Forderung, die Stände Schleswigs und Holsteins, jedoch getrennt, bestehen. In Schleswig wurde die deutsche und dänische Sprache für gleichberechtigt erklärt und eine Amnestie ertheilt. Da, im Februar 1852, marschirten die Oesterreicher ab und die Dänen waren von nun an wieder Alleinherren in den Herzogthümern. Es lag nicht in ihrer nordischen Art, die Verbitterung der Herzen mit gemüthlichen Phrasen zu bemänteln. Derb und rücksichtslos folgten sie ihrem Interesse und ihrem Haß, ohne sich an den Wortlaut der gemachten Zugeständnisse zu binden. In Schleswig wurde das Dänische Kirchen- und Schulsprache. In Kiel wurden die meisten Professoren abgesetzt; alle Offiziere des schleswig-holstein'schen Contingents, eine große Menge Beamten, Pfarrer und Schulmänner wurden schonungslos ohne Pension davongejagt. Alle Anleihen, welche die Regierung der Herzogthümer während der Revolution gemacht, wurden für ungültig erklärt; sogar den Wittwen, die sich in einer Bittschrift um Schutz an die Königin von England gewendet hatten, ihre Pensionen genommen.*) Das alles geschah unter dem für Holstein neuernannten Minister Reventlow-Criminil, hinter dem aber Moltke und Tillich standen. Die Herzogthümer sollten nach der neuen Verfassung je durch einen

*) Wie weit man ging, davon eine kleine Anecdote. Ein junger Handwerker aus Glaucha in Sachsen ließ sich einen Paß nach Sonderburg in Schleswig-Holstein ausstellen, als er aber dorthin kam, schickte man ihn mit einem Zwangspaß sogleich wieder heim, weil sein Paß verfälscht sey. Es gebe nämlich kein Schleswig-Holstein. Der sächsische Consul in Hamburg gab dem jungen Mann einen andern Paß, worin es hieß „Sonderburg in Dänemark", worauf der junge Mann zugelassen wurde. Sächs. constit. Zeitung vom 7. Juni 1857.

eigenen Minister verwaltet werden, der aber seinen Sitz in Copenhagen nehmen mußte. Die Festung Rendsburg wurde geschleift.

Auch das Schicksal der armen deutschen Flotte wurde damals entschieden. Preußen übernahm die Fregatte Gefyon und die wenigen größeren Schiffe. Der Rest des Flottenmaterials wurde am 3. Juli 1852 zu Brake und Bremerhaven an den Meistbietenden verkauft. Dagegen wurde zwei Jahre später durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika zum erstenmal Protest gegen den von Dänemark erhobenen Sundzoll eingelegt und den übrigen betheiligten Handelsstaaten dadurch Muth gemacht, eine förmliche Ablösung dieses Tributs anzubahnen und zu erreichen.

Eine der wichtigsten Folgen der deutschen Revolution war die Belebung des religiösen Sinnes und die Vermehrung des kirchlichen Ansehens, denn der Ernst der Zeit, die Gefahr, der Einblick in die tiefe Corruption der revolutionirenden Massen weckte das schlummernde religiöse Gefühl und lehrte Manchen, der es lange nicht gethan hatte, wieder beten, während zugleich die Kirche nicht verfehlte, von den allgemeinen Freiheiten, die damals so verschwenderisch votirt wurden, auch ihres Antheils sich zu versichern.

Von der Versammlung der deutschen Bischöfe zu Würzburg im Jahr 1848 ist oben schon die Rede gewesen. Sie hatte zum Zweck, für die katholische Kirche die Freiheit in Anspruch zu nehmen, welche ihr bisher von den Staatsregierungen versagt worden war, und die von ihr ausgegangene Denkschrift, welche die Rechte der katholischen Kirche in Deutschland reclamirte, sollte nicht unfruchtbar bleiben, wie so manches andre, was jene Tage hervorbrachten. Noch in demselben Jahr bildete sich am Rhein der Piusverein „für Freiheit und Einheit der Kirche", im folgenden Jahre der Vincenzverein „für innere Mission", und der Bonifaziusverein „zur Unterstützung von Katholiken in protestantischen Ländern". Unmittelbar nach der Unterdrückung des badischen Aufstandes wurden überall im Seekreise, im benachbarten Württemberg, Bayern und bis tief hinab am Rhein Missionen abge-

halten von Jesuiten, unter denen sich Pater Roh durch die Kraft seiner Rede besonders hervorthat, und überall strömte das reumüthige Volk in Masse herbei und that Buße. Ein junger Fürst von Waldburg-Zeil, der Gesellschaft Jesu angehörend, predigte dem noch von der Hitze des Aufruhrs glühenden Volk den Frieden und die Liebe des Heilandes an derselben Stelle, wo sein Ahnherr, Georg Truchseß von Waldburg, es unter den Hufen seiner Rosse zertreten hatte. Die Andacht, mit der das Volk die Väter anhörte, war eine durchaus freiwillige und so allgemeine, daß es Niemand wagte, weder die von so viel Ehrfurcht umgebenen Prediger zu stören, noch ihnen den verhaßten Jesuitennamen vorzuwerfen. Welcher Umschwung in der öffentlichen Meinung! Zwei Jahre vorher hatte man gejubelt, als die letzten Jesuiten im Sonderbundskriege über die Alpen hinüber geflohen waren, und hatte gemeint, die würden niemals wiederkommen. Jetzt war derselbe P. Roh, der damals über den St. Gotthard floh, wieder unangefochten diesseits der Alpen und entfaltete eine erstaunenswürdige Thätigkeit.

Fürst Schwarzenberg sah im innigen Bunde des Staats mit der Kirche die Grundbedingung einer gesunden Wiedergeburt Oesterreichs und das sicherste Mittel, die innerhalb des Kaiserstaats sich feindlich gegenüberstehenden Nationalitäten zu versöhnen. Daher die Concessionen an die Bischöfe im Jahr 1850, deren oben gedacht ist. Ermuthigt durch diesen Vorgang erließen die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz unter Vorsitz des Erzbischof Herrmann (Vicari) von Freiburg im Breisgau im Sommer 1851 eine Denkschrift, worin sie Gewährung der ihrer Kirche so lange vorenthaltenen Rechte verlangten. In der That hatte die Staatsgewalt nirgends so tief und störend in das Rechtsgebiet der Kirche eingegriffen als hier. Die eigentliche bischöfliche Gewalt war auf den weltlichen Oberkirchenrath übergegangen. Die katholische Universität war größtentheils mit systematischen Feinden der Kirche besetzt worden 2c. Vgl. Theil I. S. 50. Aber die Denkschrift

blieb unbeantwortet von Seiten der Staatsgewalten in der gedachten Kirchenprovinz. Da starb der lebensmüde Großherzog Leopold von Baden am 24. April 1852 und der Erzbischof veranstaltete ihm eine Trauerfeier in den katholischen Kirchen, aber ohne Hochamt. Er hatte Recht, denn weil der Verstorbene ein Protestant gewesen und der Heidelberger Katechismus die Messe ein verfluchtes Teufelswerk nennt, konnte weder der katholische Bischof für ihn eine Seelenmesse lesen, noch das protestantische Volk eine solche verlangen. Aber die Begriffe waren so verworren und die dumme Hoffahrt, mit der die s. g. Gebildeten katholische Dinge zu behandeln pflegten, noch so allgemein verbreitet, daß sich gegen das durchaus gerechte, billige und vernünftige Verfahren des Erzbischofs eine ungeheure Agitation erhob und man ihn der Majestätsbeleidigung, ja des Hochverraths beschuldigte. Die Regierung selbst beging das Versehen, auf einem Hochamt zu bestehen und die katholischen Pfarrer dazu anzuhalten, wurde aber nachher ihres Irrthums inne und schützte diejenigen Pfarrer nicht, die der Erzbischof, weil sie gegen seinen Befehl in dieser Frage der weltlichen Macht gehorcht hatten, auf einige Tage zu geistlichen Exercitien in St. Peter verurtheilte.

In demselben Jahre 1852 reclamirten auch die Bischöfe Bayerns die ihnen noch vorenthaltenen Rechte ihrer Kirche, wurden aber im Wesentlichen ablehnend beschieden. Am 16. Juli erging von Seiten der preußischen Regierung ein Edict gegen die Jesuiten und wurde deren Zulassung auf preußischem Boden untersagt, wogegen aus Rheinland und Westphalen Proteste eingingen. In Oesterreich wurden die Jesuiten aber mit großer Vorliebe wieder zurückgerufen.

In Baden hatte für des Großherzog Leopold ältesten gleichnamigen Sohn, welcher geisteskrank war, dessen jüngerer Bruder Friedrich als Prinz-Regent die Regierung übernommen. Sein Minister von Marschall war der Kirche nicht zugeneigt und setzte den Kampf mit ihr fort. Nach langen Conferenzen hatten die Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz (Baden, Württemberg,

Hessen, Nassau) erst im Jahr 1853 sich dahin geeinigt, die vor zwei Jahren erlassene bischöfliche Denkschrift zu beantworten, jedoch nicht gemeinsam. Aber alle weigerten sich mehr oder weniger, den Bischöfen zu genügen. Die preußische Regierung, wegen Zollerns betheiligt, hielt sich am neutralsten. Die Bischöfe traten wieder zusammen und erließen am 12. April eine energische Erklärung, worin es hieß: „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen.“ Es waren unter dem genannten Erzbischof die Bischöfe Wilhelm Emanuel (Ketteler) von Mainz, Joseph von Rottenburg, Christoph Florenz von Fulda, Peter Joseph von Limburg. Inzwischen währte es noch bis zum Herbst, ehe die badische Regierung energische Gegenschritte that. Am 7. November 1853 erließ sie einen Befehl, demnach kein Erlaß des Erzbischofs an die Geistlichkeit seines Sprengels ferner Gültigkeit haben sollte ohne Genehmigung und Unterschrift des Freiburger Stadtdirector Burger, des Regierungscommissärs. Der Oberhirt einer großen, fünf Staaten umfassenden Kirchenprovinz konnte sich natürlicherweise nicht unter die Aufsicht eines städtischen Polizeichefs stellen lassen, erließ eine würdevolle Protestation und that gedachten Stadtdirector nebst den Mitgliedern des katholischen Kirchenraths in Karlsruhe, welche den Mißgriff der Staatsgewalt gutgeheißen oder gar dazu gerathen hatten, in den Bann. Die Regierung schloß das Priesterseminar, welches der Erzbischof ausschließlich unter seine Hut genommen, und ließ es militärisch besetzen, auch allen Geistlichen verbieten, den Hirtenbrief des Erzbischofs, worin dieser seine Sache vor dem Volk vertheidigte, auf den Kanzeln zu lesen. Der Erzbischof dagegen befahl seinem Klerus, nur ihm zu gehorchen. Welcher Geistliche nun den Hirtenbrief las, dem sperrte die Regierung die Temporalien, ja mehrere wurden verhaftet. Welcher ihn nicht las, fiel dagegen in den Bann des Bischofs. Noch unerträglicher wurde die Spannung, als die Regierung dem Erzbischof jede Aufsicht über die frommen Stiftungen entzog und nun auch die Gemeinden ins Interesse gezogen wurden. Der katholische Bauer ergriff sofort

Partei gegen die protestantische Regierung, weil er sich einbildete, es sey auf Beraubung der katholischen Stiftungen abgesehen. Im badischen Taubergrunde drückten die Bauern desfalls (ohne in offenen Widerstand auszubrechen und die Gesetze zu übertreten) doch am entschlossensten und einstimmigsten ihre Meinung aus, erhielten aber schnell militärische Execution. Der Erzbischof selbst wurde auf ein Paar Tage, nur der Sicherheit wegen, in Verhaft genommen, indem man die ganz unbegründete Furcht hegte, er könne sich an die Spitze der Bauern stellen. Ein so skandalöser Hader in dem kaum von seiner Revolution geheilten Baden konnte den Großmächten begreiflicherweise nicht gefallen. Er wurde daher von außen gedämpft. Der österreichische Gesandte in Karlsruhe zahlte für einen von der Regierung gemaßregelten Kleriker die demselben angesetzte Geldstrafe. Die bedrängte Regierung unterhandelte mit Rom und am 24. Juni 1854 kam wenigstens ein Interim zu Stande, demzufolge die Dekrete des 7. November wieder aufgehoben wurden. Die Ehre und der Vortheil blieben auf Seiten des greisen Erzbischofs, der aus der katholischen Welt zahlreiche Huldigungen empfing und dessen Benehmen der Papst selbst hoch ehrte. — In kleinerem Maaß wiederholte sich der Streit im Nassauischen. Peter Joseph, Bischof von Limburg, sah sich veranlaßt, einen Pfarrgutverwalter zu excommuniciren und die Regierung sperrte dagegen einem renitenten Pfarrer die Temporalien.

Angeregt durch alle diese Vorgänge nahm die katholische Presse in Deutschland einen großen Aufschwung, entstanden immer mehr Kirchenblätter und bildeten sich katholische Vereine, die jährlich eine große Generalversammlung hielten, 1853 zu Wien.

Die achthundertjährige Erinnerungsfeier des h. Bonifazius führte am 5. Juni 1855 eine große Zahl deutscher Bischöfe, Kleriker und Laien nach Fulda, wo Bischof Ketteler von Mainz in einer herrlichen Rede daran mahnte, daß Deutschlands politische Einheit erst möglich geworden sey durch die kirchliche, und daß sie habe untergehen müssen, sobald sich die Kirchen getrennt hätten. —

Wenige Wochen später schloß Oesterreich mit Rom ein Concordat ab, am 18. August, in welchem die früher schon bewilligten Freiheiten der Kirche noch weiter ausgedehnt und das josephinische System gänzlich beseitigt wurde. Die Errungenschaften der Kirche waren demnach: Der freie Verkehr der Bischöfe mit Rom, die ausschließliche Leitung der Priesterseminare und des religiösen Unterrichts in allen Schulen, das Recht der Bischöfe, die Censur zu üben und kirchenfeindliche Bücher zu unterdrücken, die Gründung neuer Kirchensprengel, die Errichtung von Klöstern, die Selbstverwaltung des Kirchenguts &c., endlich die allgemeine Zusicherung von Seiten des Staats, die Kirche solle „alle ihr nach der Anordnung Gottes und nach den Bestimmungen der Kirchengesetze zukommenden Rechte genießen". Nach diesem Vorgange schloß auch Württemberg ein Concordat ab (erst 1857 ratificirt), worin das österreichische zum Theil wörtlich copirt war. In Wien unterwarf sich der Philosoph Günther freiwillig der päpstlichen Autorität, als seine Schriften von Pius IX. verworfen wurden. In der Lombardei machten die Bischöfe den ersten Versuch, schlechte Bücher durch Excommunication der Verfasser, Verleger und Drucker zu unterdrücken.

Im protestantischen Deutschland zeigte sich nicht minder reger Eifer, die tiefgesunkene Macht der Kirche wieder zu stärken und zu Ehren zu bringen. Schon 1848 wurde der erste s. g. Kirchentag, eine freie Versammlung gläubiger Geistlichen und Laien, in Wittenberg abgehalten, gestiftet und geleitet hauptsächlich von dem preußischen Geheimenrath Bethmann-Hollweg und dem durch seine Dialectik hervorragenden, in Berlin einflußreichen Consistorialrath Prof. Stahl, eine Hauptstütze der Kreuzzeitung. Diese Kirchentage wiederholten sich seitdem jeden Herbst in einer anderen protestantischen Stadt Deutschlands, haben jedoch bisher nicht die Einheit, sondern eher die Zwietracht in der protestantischen Welt gefördert, wie dies in der Reformationszeit bei den Colloquien derselbe Fall war. Die seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV.

wieder anerkannten Altlutheraner sonderten sich schroff von den Gläubigen der Staatskirche (der lutherisch-reformirten Union) ab und hielten jährlich ihre Versammlung in Leipzig. Ihre Häupter waren Kliefort und Kahnis. Der erstere entsetzte im Jahr 1853 in Mecklenburg den Pastor Bartholdi, weil er bei einer Taufe den Exorcismus unterließ. So schnell wurde das noch vor zwanzig Jahren hart verfolgte Altlutherthum wieder das verfolgende. Unter den jüngeren Theologen folgten der lutherischen Richtung hauptsächlich Harleß (in Bayern), Sartorius, Löhe, Rudelbach ꝛc. Der Union treu, aber streng gläubig blieben Hengstenberg und die Männer der Kreuzzeitung (Gerlach, Stahl, Leo). Den letzteren aber schadeten ihre auffallenden Sympathien für Rußland. Von dieser Seite wurde sogar eine Allianz des Protestantismus mit der russischen Kirche gegen die römische gewünscht, während der russische Fürst und Jesuitenpater Gagarin umgekehrt (und sicher mit besserem Grunde) eine Verschmelzung der russischen und römischen Kirche bevorwortete.

Große Hoffnungen erweckte die von Wichern im „rauhen Hause" bei Hamburg ausgehende Bewegung für innere Mission. Dieser wackre Mann hatte, als mittelloser Candidat, verwahrloste Kinder gesammelt und erzogen und damit ein Beispiel werkthätiger Liebe aufgestellt, welches auch anderwärts von frommen Protestanten vielfach nachgeahmt wurde. Man nahm die Frage bei den Kirchentagen auf und hoffte die innere Mission in ein System bringen und mit ihrem Netz der Liebe das ganze Vaterland überziehen zu können. Die Vereine für Mission, die Anstalten für Armen- und Krankenpflege mehrten sich, eben so die Zahl evangelischer Diakonissen, die den barmherzigen Schwestern der Katholiken nachahmten ꝛc., indeß ließ der weltliche Sinn und der immer noch sehr starke Widerwille gegen die pietistischen Formen die innere Mission noch lange nicht so wohl gedeihen, als nöthig wäre.

Auf der andern Seite behaupteten die alten Rationalisten hauptsächlich in den Gustav-Adolfsvereinen, die ehemaligen Protest-

männer, die Männer der s. g. freieren Richtung ihre Sonderstellung, in Opposition sowohl mit den gläubigen Unionisten, als mit den Altlutheranern. Zu ihnen neigte sich der preußische Diplomat Bunsen, der in seinen „Zeichen der Zeit" jeder Gemeinde das Recht zuschrieb, sich ihre Religion und Kirche jederzeit selbst zurecht zu machen. Auch jüngere Talente thaten sich hervor, die mehr oder weniger der freieren Richtung folgten und als Männer der Zukunft begrüßt wurden, wie Schinkel, Schwarz. Von ihnen wurde die in England gegründete evangelical alliance benutzt, um durch Verbrüderung mit den Protestanten in England, Holland, Skandinavien, Amerika das Machtgefühl des Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche zu erhöhen; da aber die Innigkeit des Glaubens und die Bestimmtheit des Dogmas in umgekehrtem Verhältniß zur äußeren Ausdehnung der Kirchengrenzen steht, wandten sich die Strenggläubigen von jener Allianz ab. Es war schon ein Mißgriff der evangelical alliance, daß sie ihre erste Versammlung auf dem Continent im Jahr 1855 in Paris zur Zeit der Weltindustrieausstellung daselbst hielt. Von England herüber drang auch die Lehre Irwings, der eine kleine Anzahl allein Heiliger vor dem allgemeinen Verderben sicher stellen wollte. Dagegen verschwanden die Deutschkatholiken fast spurlos.

In Preußen setzte der Cultminister v. Raumer jetzt ohne Mühe manches durch, was früher Eichhorn vergeblich angestrebt hatte. So eine Reform des Volksschulwesens (1854), wodurch den ungeheuerlichen Uebertreibungen des bisherigen, von Diesterweg geförderten Seminarunterrichts ein Ziel gesetzt wurde. Ungleich mehr Widerstand fand die Reform der Ehegesetze, der Versuch, den leichtsinnigen Ehescheidungen in Preußen gleichfalls ein Ziel zu setzen. Der Regierungsentwurf fiel in den Kammern durch.

Im Allgemeinen war die katholische Kirche in einem stärkeren Vorschreiten begriffen, als die evangelische, weil der letzteren die Einigkeit abging, weil sich ihre Parteien unter einander selbst hemmten. In dem Maaß, in welchem die katholische Kirche neue

und immer größere Macht erlangte und wieder aggressiv wurde, entstand bei vielen Protestanten Furcht und begann man das Bedürfniß wieder zu fühlen, welches im alten Reiche durch das corpus Evangelicorum befriedigt worden war. Der gemeinsame Schutz aller fehlte; der kleine protestantische Staat sah sich in fast hülflosem Kampfe mit dem katholischen Episcopat oder mußte sich ein nachtheiliges Concordat gefallen lassen, ohne von seinen mächtigeren Glaubensgenossen irgendwie unterstützt zu werden. Da sich die kleineren protestantischen Staaten zunächst hätten an Preußen halten müssen, sich aber in der Bamberger Politik befangen sahen, erklärt sich das Nichtzustandekommen einer gemeinschaftlichen protestantischen Defensive. Zwar vereinigten sich Abgeordnete aller protestantischen Staaten 1852 erstmals in Eisenach und wiederholten dort jährlich ihre Conferenzen, brachten aber bisher nichts zu Stande, außer einen neuen Gesangbuchsentwurf. Man kann nicht in Abrede ziehen, daß diese Sachlage im Ganzen dem Protestantismus zum Nachtheil gereicht und er diejenige Wachsamkeit und Thatkraft nicht bewährt, die seine Gegner auszeichnen.

Vierzehntes Buch.

Napoleon III.

Während all dieser Stürme in Deutschland hatte sich Frankreich seit der Junischlacht 1848 in auffallender Weise beruhigt und im Innern wie nach Außen den Frieden gepflegt.

Der Sieg Cavaignacs und der gemäßigten Partei über die Socialisten in jener großen Straßenschlacht des Juni wurde ziemlich allgemein als ein Sieg des monarchischen Princips über die Republik angesehen. Wenn auch die Kammer noch während der Herbstmonate eine rein republikanische Verfassung berieth und die äußeren Formen der Republik festgehalten wurden, war doch der republikanische Geist schon entwichen. Alle Gebildeten und Wohlhabenden sehnten sich nach dem ruhigen Besitz ihrer Errungenschaften, die einzig durch die Socialisten, durch den Krieg der Armen gegen die Reichen, gefährdet waren und dauernd nur wieder durch eine monarchische Verfassung geschützt werden konnten. Die Legitimisten, noch mehr die Orleanisten hegten große Hoffnungen

und machten außerordentliche Umtriebe, um die Dinge dahin zu führen, daß man am Ende zur alten Dynastie zurückgriff. Nicht minder thätig war Louis Napoleon mit seinem bonapartistischen Anhang.

Zunächst wurden die republikanischen Parteihäupter nach dem Maaß ihrer näheren oder entfernteren Sympathie mit den Socialisten außer Credit gesetzt. Diese Parteihäupter selbst hatten, so lange sie neben einander herrschten, den Fehler begangen, einander anzufeinden und im Stich zu lassen. So wurde Blanqui gestürzt, während Louis Blanc, von der gemäßigten Mehrheit auf den Händen getragen, noch mit gegen ihn wirkte. Nachher wurde Louis Blanc vertrieben, während noch Ledru Rollin, mit der Mehrheit Hand in Hand gehend, ihn stürzen half. Jetzt nach den Junikämpfen war die Reihe an Ledru Rollin selbst gekommen. Er wurde zwar nicht verfolgt, aber auf alle Art verhöhnt und fiel in die Verachtung, wie einst 1795 die Terroristen unter dem Directorium. Auch Lamartine und Cavaignac wurden schon als zu eifrige Republikaner scheel angesehen und bekrittelt, so daß sie der Mehrheit keineswegs mehr sicher waren. Dagegen traten wieder Leute wie Thiers ꝛc. in den Vordergrund und intriguirten, um, wenn ihnen die Gegenwart auch noch nicht gehörte, sich doch der Zukunft zu versichern.

General Cavaignac leitete Frankreich als Präsident der Regierung und Marrast war Präsident der Nationalversammlung, beide Republikaner aus Grundsatz, aber ohne Ehrgeiz. Cavaignac machte nicht den geringsten Versuch, seiner Gewalt Dauer zu geben. Er befolgte nach außen hin genau die friedliche Politik, wie sein schnell vergessener Vorgänger Lamartine, und erklärte, in Bezug auf Frankreichs innere Angelegenheiten nur die beiden Extreme des Socialismus und der monarchischen Reaction abwehren zu wollen, ein Justemilieu ohne König und eben so unhaltbar, als es das philippistische mit einem König gewesen war.

Louis Napoleon war noch immer klüglich in London zu-

rückgeblieben und hatte sich nicht blosgestellt, als er abermals von fünf französischen Departements zugleich in die Nationalversammlung gewählt wurde, von Paris, von der Mosel, Yonne, Nieder-Charente und von Corsica. Jetzt kam er herüber. Man legte ihm, wahrscheinlich, um ihm nicht noch mehr Wichtigkeit zu geben, sondern ihn wie jeden andern Privatmann zu behandeln, kein Hinderniß mehr in den Weg und am 26. September erschien er zum erstenmal in der Versammlung, hielt eine kurze Ansprache und nahm dann weiter keinen Theil an den Sitzungen. Die öffentlichen Blätter spotteten seiner und suchten ihn als so unbedeutend als möglich darzustellen. Aber das war ihm von Nutzen, denn für je unfähiger man ihn ausgab, um so besser konnte er seinen Plan verbergen und um so weniger strengten sich seine Gegner an. Inzwischen wurde die neue Verfassung fertig und enthielt die Bestimmung, an der Spitze der Regierung solle ein Präsident stehen, vom gesammten Volk je auf vier Jahre gewählt, übrigens so sehr von der Nationalversammlung abhängig, daß er fast nichts Wichtiges ohne sie thun konnte. Alsbald tauchten auch die Candidaten für den Präsidentenstuhl auf. Cavaignac, der bisher so kräftig das Staatsruder geführt hatte, wurde zuerst genannt, neben ihm Louis Napoleon, Lamartine, Ledru Rollin und für die socialistische Minderheit Raspail. Als am 25. October der Deputirte Thomas in der Nationalversammlung die Candidatur Napoleons angefochten, erschien dieser am folgenden Tage auf der Tribune und sagte mit Stolz: „Frankreich sieht in meinem Namen eine Bürgschaft für die Befestigung der Gesellschaft; was thut mehr Noth als eine Regierung, welche die Uebel nicht mehr auf die Seite schiebt, sondern heilt? Man legt mir Schlingen, aber ich werde sie vermeiden und die Achtung dieser hochherzigen Nation erwerben.“ In einem besondern Wahlmanifest verhieß er von seiner Regierung Ordnung nach innen, Frieden nach außen, Minderung der Abgaben und kündigte an, er werde sein Ministerium aus den Besten und Talentvollsten wählen, welcher Partei sie auch bisher angehört hätten.

In alledem lag viel Verstand, und doch fuhren die Blätter fort, den Prinzen als einen gänzlich unfähigen Menschen zu verleumden und in Karikaturen lächerlich zu machen. Den größten Anhang hatte der Prinz unter dem Volke, welches gar keine Blätter liest, bei den Bauern und gemeinen Soldaten. Diese hatten sich schon seit einiger Zeit in den Kopf gesetzt, die Dinge in Frankreich seyen so verwirrt, daß nur ein Napoleon sie lösen könne. Der Name that alles; ob der Neffe dem Onkel gleiche, frugen sie gar nicht, sie setzten es voraus als etwas, das sich von selbst verstehe. Wurden sie von den gebildeten Städtern haranguirt, einen andern Candidaten zu wählen, so schüttelten sie den Kopf und blieben bei ihrem Napoleon, indem sie zuversichtlich sagten: der wirds schon ausmachen. Aber der Prinz fand auch noch andre Freunde, auf die er rechnen konnte. Nämlich das ganze nichtswürdige Intrigantenvolk aus der Zeit Ludwig Philipps, Thiers an der Spitze, agitirte für seine Wahl, um ihn vorzuschieben, in der sichern Erwartung, er werde sich durch seine Ungeschicklichkeit oder Tollhäuslerstreiche bald unmöglich machen und dann werde es Zeit seyn, die alte Dynastie zurückzurufen. Wieder andre, besonders Generale, wie Bugeaud, schloßen sich der Candidatur Napoleons an, aus Eifersucht und Neid gegen Cavaignac. Dieser Leidenschaft dankte Napoleon auch die eifrige Unterstützung Emil Girardins.

Gerade damals mußte der Papst aus Rom flüchten. Cavaignac beeilte sich, ihm Hülfe zuzusagen, offenbar in der Absicht, die kirchliche Partei für sich zu stimmen. Napoleon gab daher seine Sympathien für die Kirche gleichfalls in einem eigenen Schreiben zu erkennen und desavouirte aufs bestimmteste seinen Vetter Canino. Cavaignac verrieth die Sorge, Napoleon könne ihm den Rang ablaufen, durch ein boshaftes Wort: „ich sehe wohl, die Franzosen taugen so wenig zu Republikanern und die Monarchie steckt ihnen so tief im Herzen, daß sie im Stande wären, Polichinell I. zum Kaiser auszurufen.“ Es ist auffallend, wie viele, selbst verständige Männer damals den Wahn theilten oder wenig-

stens ihn verbreiten halfen, Napoleon sey unfähig. Sie vermehrten dadurch nur seinen Triumph, als sie gestehen mußten, er sey sehr fähig.

Die Wahl erfolgte am 10. Dezember. Ueberall stieg aus den Wahlurnen der Name Napoleon hervor. In Frankreich trugen 5,434,226, in Algier noch weitere 38,364 Wahlzettel diesen Namen, indeß auf Cavaignac nur 1½, auf Ledru Rollin nur ⅓ Millionen Stimmen fielen und auf Lamartine gar nur 20,000. Am 20. legte Cavaignac in der Nationalversammlung sein Amt nieder und übergab es dem neuen Präsidenten, welcher den Eid auf die neue Verfassung schwur, dem Abgehenden herzlich die Hand drückte und sodann in seiner neuen Würde, wenn auch nur im einfachen schwarzen Frack, doch mit dem großen Bande der Ehrenlegion geschmückt, zum erstenmal in seinem Amtswagen in den Palast Elisée fuhr, den er von nun an bewohnen wollte. Von hier aus ernannte er noch an demselben Tage die neuen Minister: Odilon Barrot für die Justiz, Drouyn de Lhuis für das Aeußere, Leon de Malleville für das Innere, Fallour für den Cultus, General Rulhières für den Krieg, de Tracy für die Marine, Passy für die Finanzen, Faucher für die öffentlichen Arbeiten, Birio für den Ackerbau. Marschall Bugeaud erhielt den Oberbefehl über die Armee, Changarnier über die Nationalgarde; Jerome, Exkönig von Westphalen, wurde Gouverneur der Invaliden, Excelmans Marschall. Die Parteien schmollten, aber alles blieb ruhig. Nie consolidirte sich eine Regierung so gut in der Stille, wie diesmal. Die Clubs wurden unterdrückt, ein Theil der Mobilgarde aufgelöst. Die Mörder des General Brea wurden entdeckt und mit großem Aufsehen verurtheilt und hingerichtet, um den tapfern Truppen wegen der ihnen vom Pöbel widerfahrenen Beleidigung eine Genugthuung zu geben. In einem andern Prozeß vor den Assisen von Bourges wurden Blanqui, Raspail ꝛc. verurtheilt. Die gesetzgebende Versammlung gab sich zwar das Ansehen, als stünde sie über der Regierung, und Marrast, ihr Präsident, verweigerte

dem Präsidenten der Regierung bei feierlichen Gelegenheiten den Vortritt; allein jenes Ansehen war in der öffentlichen Meinung schon entwurzelt. Die französische Deputirtenkammer, unter Ludwig Philipp tief demoralisirt, hatte sich selbst zu Schanden intriguirt und geschwatzt und war dann so mit anarchischen Elementen durchdrungen worden, daß kein Freund der Ordnung und Bildung sich mehr auf sie verlassen mochte. Zu vieler Sünden sich bewußt, achtete sie sich selbst nicht mehr und hielt nur noch krampfhaft zitternd ihr äußeres Rangbewußtseyn fest. Aber bei einem Gastmahl in Bourges am 1. Februar wagte Marschall Bugeaud die Parteien „eine Hand voll Catilinas" zu nennen und wies auf den großen Cäsar als die einzige Hoffnung Frankreichs hin. Der feurige Marschall starb aber im Anfang des Juni an der Cholera. — Ludwig Napoleon befreundete sich auch die Kirche, indem er eine große Expedition unter General Oudinot betrieb, welche Rom erobern und den Papst dahin zurückführen sollte, zugleich mit dem Nebenzweck, dem österreichischen Einfluß in Italien ein Gegengewicht zu geben und den französischen Waffen Achtung zu verschaffen. Die Expedition verließ die französischen Ufer am 22. April.

Eine Politik, die sich auf die Bauern, Soldaten und Priester stützen zu wollen schien, war etwas ganz Neues und Ueberraschendes in Frankreich, das gerade Widerspiel der Politik Ludwig Philipps, der sich ausschließlich auf den bürgerlichen Mittelstand gestützt hatte. Die bisher kaum beachteten „Napoleonischen Ideen" traten auf einmal als eine von 5 Millionen Wählern unterstützte Macht ins Leben und warfen die bisherige liberale Doctrin über den Haufen. Am meisten aber wurden die Parteien, die vom neuen Präsidenten nur Ungeschick und Narrheit erwartet oder ihn zu lenken und zu mißbrauchen gehofft hatten, durch die Wahrnehmung erschreckt, er besitze einen eisernen Charakter und einen ihnen allen überlegenen Verstand.

Die verfassungsmäßig neugewählte gesetzgebende Versammlung

trat am 28. Mai 1849 zusammen. Mehr als die Hälfte ihrer Mitglieder waren Neulinge. Von den früheren Größen fehlten viele, nicht einmal Lamartine und Marrast waren gewählt worden. Die Doctrinäre und Intriganten hielten an sich, aber die eifrigen Republikaner und die geschlagenen Socialisten konnten ihre innere Wuth nicht mäßigen und Ledru Rollin griff die Politik des Präsidenten ungestüm an, ja wollte ihn sogar in Anklagestand versetzen. Als Vorwand diente ihm der erste schlechte Erfolg Oudinots in Italien, die eigentliche Absicht aber war, den voraussichtlich baldigen Untergang der Republik aufzuhalten und noch einen letzten Versuch zu einer allgemeinen Erhebung zu machen. Als sein Antrag in der Versammlung verworfen wurde, luden 122 Mitglieder der republikanischen Opposition, jetzt wieder Bergpartei genannt, die Nationalgarde zu einem, wenn auch unbewaffneten Zuge nach der Nationalversammlung ein, um dieselbe an ihre Pflichten zu erinnern, am 13. Juni. Aber der Präsident hatte Truppen aufgeboten, Changarnier zerstreute den republikanischen Zug und zerstörte die angefangenen Barrikaden. Peter Bonaparte, Vetter des Präsidenten, Sohn Lucian Bonaparte's, räumte das Conservatoire des Arts, wo die Republikaner eben einen Convent eröffnet und Ledru Rollin zum Dictator ernannt hatten. Der letztere entfloh, viele aber wurden verhaftet, der ganze Aufstand ohne Mühe unterdrückt. Viel blutiger war am gleichen Tage die republikanische Erhebung in Lyon. General Magnan, der sie niederwarf, verlor 60 Todte. Die republikanische Presse wurde nun theils ganz unterdrückt, theils durch ein neues Preßgesetz gezähmt. In einem Aufruf an die Nation sagte Napoleon: „Diese Menschen wollen die Unruhen verewigen und uns zwingen, unsern Plan für Verbesserungen in eine ewige Vertheidigung zu verwandeln." Er kündigte also Segnungen des Friedens und große Plane an.

Im Sommer machte der Präsident wiederholte Rundreisen. Zuerst besuchte er sein ehemaliges Gefängniß Ham, wie er selbst sagte „aus Dankbarkeit". Dann eröffnete er die Eisenbahn von

Tours nach Angers, und im Herbst kam er nach Rouen. Ueberall empfing man ihn aufs glänzendste und gab ihm Gelegenheit zu Festreden, in denen er seine Ideen ausdrückte. Er änderte am 2. Dezember das Ministerium (d'Hautpoul für den Krieg, Rayneval für das Auswärtige ꝛc.) und sagte, dies sey blos geschehen, weil „eine einzige und entschiedene Leitung und eine bestimmte Politik nothwendig sey, welche die Gewalt durch keinerlei Unentschlossenheit blosstelle“. Er fügte hinzu, als Frankreich ihn gewählt, habe es keine Schwäche, sondern einen starken Willen verlangt. Das Ministerium müsse sich diesem Willen anschließen, ihn ausdrücken und auch die Nationalversammlung könne nichts Besseres thun, wenn sie dem nationalen Gedanken entsprechen wolle. Nun schloßen sich ihm wirklich, wenigstens den Demokraten gegenüber, die Anhänger der jüngeren und älteren Linie Bourbon an, Thiers, Molé, Broglie, Berryer, Montalembert ꝛc., die man damals (mit Bezug auf eine Dichtung Victor Hugos) spöttisch die Burggraven nannte und in Karikaturen als lächerliche Ritter in alten Ruinen darstellte. Aber diese parlamentarischen Talente dachten nicht daran, sich dem Gedanken des Präsidenten zu unterwerfen, sondern wollten sich nur seiner bedienen zur Restauration der einen oder andern alten Linie. Sie paßten nicht mehr in die Zeit. Schon ihre Abgenutztheit, ganz abgesehen von ihrer Uneinigkeit, machte sie unpopulär und diente dem imperialistischen Gedanken des Präsidenten nur zur Folie.

Die Gesetzesentwürfe, welche der Präsident der Versammlung vorlegen ließ, betrafen fast durchgängig Einschränkungen der bisherigen Freiheit, abermalige Erhöhung der Cautionen für die Journale, Beschränkung des Wahlrechts, ein härteres Deportationsgesetz für politische Gefangene, Unterstellung der Schule unter die Präfecten ꝛc. Die Versammlung war sehr zahm und nahm alles an, bewilligte auch dem Präsidenten für ein Jahr ausnahmsweise 2,160,000 Franken Gehalt (anstatt 600,000). Von dieser Summe bestritt er dann die s. g. Militärbankette, Schmausereien,

die er den Truppen gab und bei denen sie in der Lust des Weins den „Kaiser“ leben ließen. Auch ohne solche Kunststücke wuchs seine Popularität, denn Frankreich genoß unter seiner Regierung die Ruhe, die es gewollt und die er dem Lande versprochen hatte. Mit der Ruhe mehrten sich wieder Arbeit und Wohlstand. Als er im Sommer in Lyon erschien, begrüßten ihn Zufriedenheit und unverkennbares Wohlwollen. Bei einem Festmahle hier sprach er mit stolzer Zuversicht, er gestehe Niemand das Recht zu, sich mehr als er den Repräsentanten des Volks zu nennen, er sey es, der den Willen des Volks ausdrücke und vollstrecke. Er kam auch nach Straßburg, Nancy 2c., und wurde überall mit gleichem Jubel empfangen. Bald darauf, im Herbst, ließ er auf einer Rundreise in Caen seine Absicht, sich zum lebenslänglichen Präsidenten ernennen zu lassen, durchblicken. „Jetzt, da der Wohlstand wiedergekehrt ist, wäre es frevelhaft, das Bestehende wieder ändern zu wollen. Kämen stürmische Zeiten wieder und das Volk wollte dem Oberhaupte der Regierung eine neue Bürde auflegen, so würde es frevelhaft von dem Oberhaupte seyn, sich derselben zu entziehen.“

Man konnte nicht deutlicher sprechen. Der Präsident wollte nicht ruhen, bis er Kaiser seyn würde, wie sein Oheim, das verstand sich von selbst. Die Parteien sahen es kommen und hatten keine Kraft, keinen Muth mehr, es zu hindern. Denn die Freiheit hatte sich in der socialistischen Gestalt furchtbar verhaßt gemacht, die Tribune hatte sich ausgeplaudert, die Doctrin war tödtlich langweilig geworden. Im Juli durfte der Präsident wagen, die Anonymität aufzuheben und die Unterschrift des Verfassers unter jeden Zeitungsartikel zu befehlen. Das war mehr als Censur, das hieß die einst so mächtigen Lenker der Presse wie Hasen aus dem Busch klopfen. Aber sie mußten gehorchen. Die Intrigue kuschte wie ein Hund vor der gerunzelten Stirne des Mächtigen. Das französische Volk that sich etwas darauf zu Gute, daß seine Wahl es nicht getäuscht. Es hatte einen Mann haben wollen und hatte ihn gefunden. Diese Genugthuung fand der Prinz auf allen

seinen wiederholten Reisen und wußte wohl, welche Macht ihm die öffentliche Meinung in den Provinzen gab, und wie seine Pariser Feinde vor ihr zitterten. Zum erstenmal übten die Provinzen eine größere moralische Macht aus, als die Hauptstadt.

Nur die gestürzte Dynastie machte sich noch Hoffnung, wenn es zum Zusammenstoß zwischen dem Präsidenten und der Nationalversammlung kommen werde, könne sich daraus für sie eine günstige Chance ergeben. Der Prätendent Heinrich V., Herzog von Bordeaux, der sich in seinem Exil bescheiden Graf von Chambord nannte, kam nach Wiesbaden, wohin am 10. August die vornehmsten Legitimisten aus Frankreich pilgerten, um mit ihm Verabredungen zu treffen. Am 26. starb zu Claremont in England Ludwig Philipp, dessen Kinder unter sich selbst auch damals noch nicht einig waren, sofern Helene mit dem Thronerben, dem Grafen von Paris, von der übrigen Familie fern in Deutschland blieb. Zur s. g. Fusion oder Vereinbarung der jüngeren und älteren Linie Bourbon, um mit gemeinsamer Kraft auf eine Restauration hinzuwirken, wurde noch kein Versuch gemacht.

Im September hielt der Präsident bei Versailles täglich Revuen und am 10. October eine große Musterung bei Satory. Hier zogen die von Changarnier befehligten Regimenter an ihm schweigend vorüber, während die andern lebhaft „es lebe der Kaiser" riefen. Der Ausschuß der Nationalversammlung nahm davon Anlaß, in einem Beschluß die „aufrührerischen Rufe" zu beklagen, wagte aber nicht dieselben bestimmt zu bezeichnen. Am 10. Januar 1851 entließ der Präsident das Ministerium und nahm Drouyn de Lhuis wieder für das Aeußere, Regnauld de St. Angely für den Krieg an; eine noch wichtigere Entlassung aber war die des General Changarnier. Die Versammlung glaubte an ihm ihre letzte Stütze gegen die drohenden Uebergriffe des Präsidenten zu verlieren und votirte dem neuen Ministerium ihr Mißtrauen. Dasselbe trat nun wieder ab und Baroche bekam das Aeußere, Randon den Krieg. Bei Ernennung dieses Ministeriums machte sich der Präsident ab-

sichtlich einer großen constitutionellen Ketzerei schuldig, indem er erklärte, er habe zwar nach streng constitutionellen Grundsätzen ein Ministerium, das er für gut halte, blos deswegen wieder entlassen, weil die Majorität der Versammlung anderer Meinung gewesen sey; allein da die Mehrheiten oder Minderheiten doch nur zufällig und das Ergebniß vorübergehender Wahlperioden seyen, so habe er geglaubt, sein neues Ministerium nicht mehr aus den Kammermitgliedern, weder aus der Majorität noch Minorität entnehmen zu müssen. Die Spannung dauerte fort. Am 10. Februar verwarf die Versammlung eine Vermehrung der Dotation für den Präsidenten. Dieser änderte abermals das Ministerium.

Nun aber, im Sommer 1851, ging er bestimmter auf sein Ziel los. Aus allen Theilen des Landes wurden Petitionen eingebracht, welche eine Revision der Verfassung, d. h. anstatt der Republik das Kaiserthum verlangten. Der Präsident selbst benutzte wieder eine Rundreise und ein Festmahl zu Dijon, um seine Meinung zu erkennen zu geben. „Frankreich will weder die alte Regierung, noch den Versuch eines Utopiens (der Republik), und gerade weil ich der natürliche Feind von beiden bin, will es mich.“ Die Revision der Verfassung wurde beantragt, fiel aber bei der Abstimmung in der Versammlung am 19. Juni durch, sofern die erforderliche Zahl von ³/₄ aller Stimmen nicht erreicht wurde. Die Versammlung sprach sogar auf Baze's Antrag einen Tadel gegen die Umtriebe aus, die von Seiten der Regierung gemacht worden waren, um im ganzen Lande Petitionen für die Revision zu sammeln. Als der Präsident am 11. November die Kammer wieder eröffnete, forderte er noch einmal die Revision, um durch sie auf gesetzlichem Wege zu regeln, was das französische Volk sonst auch auf andre Weise werde zu erlangen wissen, und kündigte an, er werde die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts auf breitester Grundlage verlangen, damit das Volk Gelegenheit habe, seinen Willen kund zu thun. Die Versammlung trotzte und verwarf das neue Wahlgesetz schon am 13.

Aber der Präsident kümmerte sich nicht mehr um die ohnmächtige Kammer. Er hatte sich längst der Soldaten versichert, und zog die talentvollsten Generale, die ihm blind ergeben waren, in seine Nähe. So den General St. Arnaud, der sich in Afrika ausgezeichnet und den er zum Kriegsminister machte, den General Magnan, der den Aufruhr in Lyon bewältigt und dem Präsidenten 1500 Offiziere neuer Regimenter vorstellte, an die derselbe eine feurige Anrede hielt, die mit den Worten schloß: folgen Sie mir! In einer großen Versammlung von Industriellen sagte der Präsident: „wie groß wäre die französische Nation, wenn sie nur ruhig athmen wollte.“ Ueberall wies er darauf hin, wie unglücklich das von Parteien zerrissene Frankreich sey und wie glücklich es unter dem neuen Kaiser seyn würde. Man würde nicht begreifen, warum Cavaignac, Changarnier, die Versammlung und die sämmtlichen Gegner des Präsidenten, welche die bestehenden Gesetze noch für sich hatten, der drohenden Usurpation nicht vorsichtiger und energischer begegnet sind, wenn man nicht wüßte, daß sie unter einander selbst uneins und durch das Bewußtseyn ihrer Ohnmacht und Unpopularität gelähmt waren. Der Ausschuß der Versammlung entschied zwar am 30. November bei Berathung eines Paragraphen der Verfassung, die Verantwortlichkeit des Präsidenten betreffend, derselbe begehe einen Hochverrath, wenn er die Versammlung auflöse, oder wenn er seine Autorität mißbrauche, um sich wieder wählen zu lassen. Aber dieser Beschluß hatte keine Kraft, keine Bajonette hinter sich. Um sich welche zu verschaffen, hatte Baze schon am 6. darauf angetragen, daß dem Präsidenten der Versammlung das Recht zuerkannt werde, die bewaffnete Macht zum Schutze der Versammlung zu requiriren, und daß er dieses Recht auf einen der Quästoren übertragen könne. Aber der Antrag wurde schon nicht mehr angenommen, so sehr hatte die Furcht bereits in der Versammlung Platz gegriffen. Hegten auch einige den Gedanken, den Prinzen Präsidenten zu verhaften und einem

Staatsstreiche von seiner Seite zuvorzukommen, so hatten sie doch keine Macht mehr, ihn auszuführen.

Ludwig Napoleon aber hatte den 2. Dezember (den Jahrestag des Kaiserthums von 1804) auserwählt, um sich der Fesseln zu entledigen, in denen ihn noch die republikanische Verfassung und die Nationalversammlung hielten. In der Nacht vorher gab er eine Gesellschaft und war sehr heiter mit seinen Gästen, während in aller Stille durch musterhaft verschwiegene Diener die Truppen in Bereitschaft gesetzt wurden und, noch ehe der Morgen tagte, der große Staatsstreich auch schon ausgeführt war. Niemand hatte sich darauf versehen. In ein und derselben Stunde der Nacht wurden alle Generale, Abgeordneten, Publicisten und wer immer dem Präsidenten gefährlich schien, ohne Aufsehen verhaftet und nach Vincennes, zum Theil nach Schloß Ham gebracht. Auch nicht ein Einziger hatte Zeit zu entfliehen. Alle saßen sie Morgens in den käfigartigen Wagen, in denen man die Gefangenen zu transportiren pflegt: die Generale Cavaignac, Changarnier, Lamoricière, Bedeau, Leflo, Oberst Charras, der Quästor Baze, Thiers, Victor Hugo, Eugen Sue ꝛc. Große Maueranschläge aber verkündeten den erwachenden Parisern, was vorgegangen sey. Sie waren vom Präsidenten und, da der Minister des Innern, Thorigny, sich geweigert hatte, von seinem sogleich ernannten Nachfolger Morny unterzeichnet. Im Aufruf an das Volk sagte Louis Napoleon: „Es konnte nicht so bleiben. Die Nationalversammlung, anstatt Gesetze zum allgemeinen Wohl zu machen, wühlte und griff die mir vom Volke verliehene Macht an. Als der Erwählte von 6 Millionen habe ich ihre Umtriebe vernichtet. Ist das Volk damit nicht zufrieden, so wähle es einen Andern. Schenkt es mir aber Vertrauen, so gebe es mir auch die Mittel, meine große Mission zu erfüllen.“ Zu diesem Behuf schrieb er auf den 14. Dezember eine allgemeine Volksabstimmung aus, welche sich mit Ja oder Nein über seine Anträge, ihn auf 10 Jahr zum Präsidenten zu ernennen und ihm einen Senat beizuordnen, entscheiden

sollte. An die Armee erließ er einen Aufruf, worin er sie erinnerte, wie sehr sie unter der Herrschaft der Doctrinäre und des demokratischen Pöbels zurückgesetzt gewesen, wie sie jetzt Gelegenheit hätte, sich in das alte Ansehen zu setzen, als „Elite der Nation“ und durch und durch mit ihm eins, durch die Geschichte, durch den Ruhm mit dem Namen Napoleon identificirt.

Eine große Anzahl Deputirte (252) versammelte sich, da sie ihren gewöhnlichen Sitzungssaal (Palast Bourbon) am Morgen des 3. von Truppen besetzt fand, in der Mairie des 10. Stadtbezirks und beschloß auf des kühnen Berryer Antrag, den Präsidenten abzusetzen und General Oudinot mit dem Oberbefehl über die Armee zu betrauen. Aber Jäger von Vincennes besetzten die Thüren und ihr Offizier, als man ihm den Artikel 68 der Verfassung vorhielt, gegen den er sich verfehle, indem er der Nationalversammlung den Gehorsam versage, sagte ganz sorglos: „der §. 68 geht mich nichts an,“ und ließ sämmtliche Versammelte in Verhaft nehmen. Auch Odilon Barrot befand sich unter ihnen. Zugleich wurden alle dem Präsidenten feindliche Journale unterdrückt. Die demokratische Partei vergaß zum Theil, welche schreckliche Niederlage sie im Juni erlitten hatte, und zum Theil vergaß sie es nicht, so daß sie am 3. und 4. zwar Barrikaden baute, aber ohne die erforderliche Stärke. Napoleons von Magnan befehligte zahlreiche und fanatisirte Truppen überwältigten jeden Widerstand und gaben keinen Pardon, denn gewiß ist, daß viele Gefangene auf der Stelle erschossen wurden. Die Nationalgarde that nichts, nur eine Legion derselben schien sich den Aufrührern anschließen zu wollen, wurde aber augenblicklich entwaffnet. Die Anarchie hatte sich so verhaßt gemacht, daß die gebildete und reiche Classe, auch wenn sie den Napoleoniden nicht liebte, ihm damals doch zustimmte als dem Erhalter der Ordnung und des Besitzes. Ueber 200 Deputirte erklärten dem Präsidenten ihre Zustimmung. Ganz eben so dachte das diplomatische Corps. Der Staatsstreich schien der Revolution auf dem Festland den Todesstoß zu geben, deshalb

nahm man ihn in Wien, Berlin und St. Petersburg nicht ungünstig auf.

Die demokratische Opposition gewann nur im südlichen Frankreich noch eine Zeitlang festen Boden. In den Departements Cher, Allier, Nièvre wurden die Insurgenten Meister und konnten nur mit Waffengewalt in den Städten Donson, Clamecy, Condon, Brignolles bezwungen werden, ebenso zu Digne im Departement der Nieder-Alpen und zu Bedarieux im Departement Hérault. Hier bildete die Demokratie überall bewaffnete Banden, die sich gleich Räubern an Personen und Eigenthum vergriffen und solchen Schrecken verbreiteten, daß hier die Legitimisten selbst in Napoleon ihren Retter sahen und ihm huldigend entgegenkamen.

Unterdeß umgab sich Napoleon mit einer, dem ehemaligen Senat nachgebildeten consultativen Commission, in die er alle Notabilitäten aufnahm, die sich zu ihm bekehrten. Nur in Leon Faucher täuschte er sich, der seine Ernennung stolz zurückwies. Die Dinge verliefen sich im Uebrigen ganz so, wie es Napoleon vorausgesehen. Die Abstimmung des französischen Volks, am letzten Tage des Jahres vollendet, ergab 7,439,216 Stimmen, die sich für den Staatsstreich und die 10jährige Präsidentschaft Napoleons erklärten, und nur 640,737 Stimmen dagegen. Als Baroche am letzten Abend des Jahrs dem Präsidenten davon Mittheilung machte, sprach er mit Wahrheit: „das Land hat Vertrauen zu Ihrem Muthe, zu Ihren hohen Einsichten und zu Ihrer Vaterlandsliebe. Noch niemals hatte eine Regierung einen legitimeren Ursprung, als die Ihrige. Uebernehmen Sie nun die Gewalt, retten Sie Frankreich und schützen Sie ganz Europa vor Gefahren!" Napoleon antwortete: „Frankreich hat erkannt, daß ich von der Bahn der Gesetzlichkeit nur abgewichen bin, um die Bahn des Rechts zu betreten. Wenn ich mir zu einer so erstaunlichen Zustimmung des Volks Glück wünsche, so geschieht es nicht aus Stolz, sondern weil ich mir die Kraft zutraue, so zu handeln, wie es dem Oberhaupt einer so großen Nation geziemt." Napoleon sah bereits

seine Herrschaft so sehr befestigt, daß er keinen Anstand nahm, alle seine berühmten Gegner, die er nur aus Vorsorge am 2. Dezember hatte gefangen nehmen lassen, wieder frei zu geben. Cavaignac empfing von ihm ein artiges Schreiben und erhielt Erlaubniß, nach Paris zurückzukehren. Changarnier, Lamoricière, Victor Hugo, Baze, Bedeau, Leflo wurden verbannt. Thiers, anfangs ebenfalls verbannt, durfte bald, als ganz unschädlich geworden, nach Paris zurückkehren. Die mit den Waffen in der Hand ergriffenen Aufrührer wurden aber mit viel größerer Strenge behandelt und in Masse nach Cayenne deportirt.

Mit der Kirche hatte sich Napoleon schon vorher auf guten Fuß gestellt. Sie unterstützte ihn durch Hirtenbriefe. Erzbischof Sibour von Paris, ein Freund Cavaignacs und unter diesem gewählt, erkannte doch bald die Nothwendigkeit, sich mit Napoleon zu verständigen. Eine der ersten Handlungen des letzteren nach seinem Dezembersiege war die Wiederherstellung des Gottesdienstes im Pantheon, welches fortan wieder die Kirche zur h. Genovefa hieß. Auch Graf Montalembert war einer der ersten, der sich für Napoleon erklärte.

Im Beginn des Jahres 1852 stellte Napoleon als zehnjähriger Präsident die goldnen Adler seines Oheims auf den französischen Fahnen wieder her, hob aber die Nationalgarde auf und ließ die Freiheitsbäume und andre Embleme der Republik wegschaffen und durch die alten Zeichen und Namen des Kaiserreichs ersetzen und das Kirchengebet nicht mehr für die Republik, sondern für sich verrichten (Domine, salvum fac Ludovicum Napoleonem). Am 15. Januar war die nun von ihm octroyirte Verfassung fertig, ein Mechanismus, wie unter dem älteren Napoleon. Alle Gewalt war bei dem 10jährigen Präsidenten, den in absteigenden Stufen ein Staatsrath, ein notabler Senat und ein durchaus machtloser gesetzgebender Körper berathen sollte, ohne seine alleinige Entschließung hemmen zu können. Die Verhandlungen dieses Körpers sollten geheim seyn und nicht veröffentlicht werden, „um

den Kammersitzungen das Theatralische zu nehmen und ihnen mehr Ernst und praktischen Nutzen zu geben." Auch sollten keine Wahlcomités mehr die Wahlen leiten dürfen. Das bewog Montalembert, wieder auszutreten. Dieser edle Graf hatte sich das Kaiserthum in inniger Verbindung mit der Kirche und mit einem freien Reichstage gedacht, wie ehemals im deutschen Reiche. Der Präsident kehrte dagegen einfach zum System seines Oheims zurück und mußte es, denn neben einem einigermaßen einflußreichen Parlamente ließ sich in Frankreich nicht mehr regieren.

Am 22. Januar confiscirte Napoleon den größeren Theil der Güter des Hauses Orleans und befahl, der kleinere Theil solle von der Familie selbst binnen Jahresfrist verkauft werden. Eine vielgeschmähte Maaßregel, die jedoch für Napoleon unumgänglich gewesen ist. Als armer Emporkömmling konnte er nicht dulden, daß den Kindern seines Vorgängers hunderte von Millionen zu Gebote standen, um die zu erkaufen, die ihn von der kaum erreichten Höhe wieder herabstürzen könnten. Zudem war Ludwig Philipp nie berechtigt gewesen, seine unermeßlichen Güter dem Staate zu entfremden (vgl. Theil I. S. 273). Der Minister Morny billigte die Confiscation nicht und nahm seine Entlassung, eben so seine Collegen Roucher und Fould und der alte Dupin. Aber Napoleon brauchte diese Abfälligen nicht zu achten. Sein Staatsrath, sein Senat füllte sich dennoch mit eifrigen und talentvollen Dienern, die er durch sehr hohe Gehalte belohnte. Auch in den gesetzgebenden Körper wurden fast nur solche gewählt, die ihm ergeben waren. Damals starb Marrast (am 10. März), unbeachtet, ohne Grabgepränge. Am 21. hielt der Präsident eine große Revue über die Truppen und vertheilte Medaillen, deren Besitz eine jährliche Rente von 100 Franken gewährte. Damals ließ er auch die Universität seine schwere Hand fühlen. Mehrere Professoren derselben hatten sich eben so eifrig in Staatsgeschäfte gemischt, wie die Kammermitglieder. Damit nun nicht mehr Jeder, der glänzende Reden halten oder geistreiche Zeitungsartikel schreiben konnte,

sich zum Mitregieren berufen fühle, statuirte Napoleon ein gutes Exempel, hob die bisher gültige absolute Unabhängigkeit der Professoren auf und setzte die Hauptschreier (Michelet, Edgar Quinet und auch den polnischen Dichter Mickiewicz) ab. Es war dringend nöthig geworden, die Schule und Presse, wie die Tribune, zu demüthigen, nachdem man in Frankreich in der Unnatur so weit gediehen war, zu glauben, daß ein schwatzhafter Mund und eine gewandte Feder zur Herrschaft im Staate berechtige. Von den Sophisten, Rhetoren und Parasiten konnte den Staat nur ein Imperator heilen.

Die Familie Orleans protestirte gegen die Confiscation ihrer Güter. Die Herzogin Helene nahm die 300,000 Fr. Renten, die ihr bleiben sollten, nicht an. Nachdem der jüngere, wie der ältere Zweig der Bourbons gleiches Mißgeschick erlebt, suchte man sie wenigstens zu versöhnen. Diese Fusion kam aber zu keinem rechten Ende, so oft man auch einen neuen Anlauf nahm. Der Plan war damals, der Graf von Chambord solle den Grafen von Paris adoptiren. — Die belgische Presse erlaubte sich kleine Neckereien gegen Napoleon, und um zu beweisen, daß Belgien unter englischem Schutze stehe, machte die Königin Victoria im Sommer einen Besuch bei König Leopold. Allein Napoleon bestand diese Probe gut, ließ sich zu nichts Uebereiltem hinreißen und wahrte doch gegenüber Belgien seine Würde. Als Antwort auf ein Circularschreiben, in welchem Fürst Schwarzenberg die friedlichsten Gesinnungen kundgegeben und nur die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815 zur Bedingung gemacht hatte, verkündete der Moniteur die aufrichtigste Friedensliebe auch von Seiten Frankreichs.

Der neue Senat bewilligte dem Präsidenten eine Civilliste von 12 Millionen, den Titel Prince und Monseigneur und den Gebrauch der Kronschlösser. Die Tullerien wurden für ihn neu hergestellt. Am 10. Mai ertheilte er den Truppen die neuen Adler, im Juli machte er eine Reise zur Einweihung der Eisenbahn nach Strasburg unter lautem Volksjubel, und am 15. August beging er zu Paris das

Napoleonsfest unter lebhafter Zustimmung des Volks und der Truppen. Alles ließ sich hier schon kaiserlich an. Niemand zweifelte, der Präsident werde dem Beispiel seines großen Oheims folgen und die Mehrheit der Franzosen wollte es nicht anders, hatte ihn selbst durch seine Wahlstimmen dazu aufgefordert. Das Landvolk, die kleinen Bürger und Handwerker und die Soldaten hatten unbedingten Glauben an seinen Namen. Die Arbeiter hofften in ihm einen Rächer an Cavaignac zu finden und Napoleon selbst that alles, um ihnen das Vertrauen einzuflößen, er wisse ihre Noth zu würdigen. Endlich sah auch die Kirche in ihm einen bessern Schutz ihrer Rechte, als in den bisherigen liberal-constitutionellen und demokratischen Regionen. Nur die Bourgeoisie, die mit der Tribune gefallenen, mit der Presse geknebelten Größen der jüngstvergangenen Zeit grollten, aber in Unmacht. Um nun diesen Grollenden und zugleich dem wachsamen Auslande zu beweisen, wie populär die Wiederherstellung des Kaiserthums und der napoleonische Name sey, unternahm der Präsident im September eine längere Rundreise durch den Süden Frankreichs. Der Enthusiasmus, den er auf dieser Reise überall zu finden hoffte, sollte ihm die moralische Kraft leihen, um den Parisern das Kaiserthum aufzubringen, es gleichsam vom Lande in die Stadt hineinzufahren.

Er ging über Lyon, wo er die Reiterstatue seines großen Oheims enthüllte und denselben „den legitimsten Herrscher Frankreichs" nannte, weil ihn die Wahl des Volkes erhoben und die ganze Welt anerkannt habe. Er fügte übrigens hinzu, er werde die Herstellung dieses legitimen Kaiserthums nicht übereilen und erst vollziehen, wenn der allgemeine Wille und das Wohl Frankreichs es fordern würden. In Marseille wurde das Complott einer Höllenmaschine entdeckt, durch die er hätte sollen getödtet werden. Im reichen Bordeaux hielt er am 12. October eine berühmt gewordene Rede, die, auf das Ausland berechnet, hauptsächlich den Gedanken enthielt: l'empire c'est la paix! Er fügte die stolzen

Worte hinzu: wenn Frankreich beruhigt ist, so ist es auch die übrige Welt. Auf dem Rückwege stieg er am Schlosse Amboise aus, wohin Abdel Kader gebracht worden war, besuchte denselben, reichte ihm die Hand und kündigte ihm seine Freilassung an. Schon lange habe er ihm dieselbe zu gewähren gewünscht und nur den Eingebungen seines Herzens nicht folgen dürfen. Jetzt sey die Zeit gekommen, die Schuld seines Vorgängers zu sühnen. „Es gibt nichts Erniedrigenderes für eine große Nation, als wenn sie ihre Macht in dem Maaße verkennt, daß sie ihr gegebenes Versprechen nicht hält!“ Abdel Kader hatte sich an Lamoricière nur unter der Bedingung ergeben, daß er frei nach Alexandrien oder St. Jean d'Acre entlassen werde. Ludwig Philipp hatte diese Bedingung nicht eingehalten. Jetzt bot Napoleon dem edeln Gefangenen die freie Abreise nach Brussa in der Türkei mit einem jährlichen Gehalt von 200,000 Franken an. Der Emir dankte mit Würde und Innigkeit und erhielt die Erlaubniß, vor seiner Abreise nach Brussa Paris sehen zu dürfen, wo man ihm einige Wochen lang die liebenswürdigsten Huldigungen zu Theil werden ließ.

Ueberall auf der Reise hatte sich das Volk in Masse zum Präsidenten gedrängt und ihn mit vive l'empereur begrüßt. Dieser Ruf schwoll von Tage zu Tage an und schlug so mächtig an die Mauern von Paris, daß das Echo hier nicht ausbleiben konnte. Bei seiner Rückkehr am 16. October fand er ganz Paris festlich geschmückt und hörte auf dem zwei Stunden langen Einritt längs der Boulevards von einer unermeßlichen Volksmenge nichts als immer und immer wieder den Kaisergruß und erblickte ringsumher nichts als die Embleme des Kaiserthums. Den Kern des Volkes aber bildeten außer den Arbeitern Leute aus den Provinzen. Die Arbeiter hatten sich in allen ihren Corporationen eingefunden, um dem zu huldigen, von dem sie Pflege ihres Interesses, Entschädigung für die Junischlacht und Rächung des von Cavaignac und Lamoricière vergossenen Blutes hofften. Aus den Provinzen aber

waren an diesem Tage 350,000 Bauern, Kleinstädter, Weiber und Kinder, ganze Gemeinden, ganze Dorfschulen, eine unzählbare Menge weißgekleidete Mädchen und Volk im ländlichen Putze gekommen. Der Prinz aber stieg nicht mehr im Elisée, sondern im königlichen Palast der Tuilerien ab, wo ihn seine Verwandten empfingen, Prinz Jerome, Exkönig von Westphalen, sein Oheim und dessen Kinder, Napoleon und Mathilde. Die letztere, mit dem russischen Fürsten Demidoff vermählt, aber von ihm getrennt, eine der schönsten Damen ihrer Zeit, machte die Honneurs des neuentstehenden kaiserlichen Hofes. Sodann Peter Bonaparte (Lucians Sohn und Bruder des in Italien agirenden Karl Lucian, Fürsten von Canino). Napoleon und Peter waren indeß ihrem genialen und glücklichen Cousin nicht unbedingt ergeben. Der erstere hatte sich auf einer Gesandtschaft nach Spanien widerspenstig und eigenwillig gezeigt, der andere hielt zu der demokratischen Partei, mit wie viel Ernst? ist freilich ungewiß. Dem neuen Hofe gehörte auch der junge Murat an, Sohn einer Schwester des großen Napoleon und des Königs Joachim von Neapel.

Noch im Laufe des October befahl der Prinz Präsident dem Senate, am 4. November über die Wiederherstellung des Kaiserthums zu berathen, da dieselbe durch die glänzendsten Kundgebungen der Nation während seiner Reise allgemein gefordert werde. Der Senat stimmte begreiflicherweise zu, aber auch diesmal sollten wieder die Stimmen des Volkes selbst eingeholt werden. Am 21. und 22. November sollten alle unbescholtenen und erwachsenen Franzosen männlichen Geschlechts über die Frage abstimmen, ob die Nation das erbliche Kaiserthum, wie es unter Napoleon I. bestanden und durch dessen Abdankung rechtskräftig auf Napoleon II. übergegangen sey, nunmehr auf Napoleon III. übertragen wolle? Die Fragestellung und der Name war so gewählt, daß die Legitimität des Kaiserthums und daher auch die Illegitimität aller Zwischenregierungen von 1815 bis 1851 dabei vorausgesetzt wurde. Die Proklamation aber erklärte das Volk

allein für berechtigt, jene gestörte Legitimität wiederherzustellen, so daß der neue Kaiser sich eben so wohl auf sein Geburtsrecht, als auf des Volkes Willen berufen konnte. Die Schlußphrase der Proklamation lautete: Die Nation krönt sich selbst, indem sie Napoleon krönt! Alles war so wohl berechnet, daß die wirkliche Abstimmung 7,824,189 Ja gegen 253,145 Nein nachwies, eine ungeheure Mehrheit, in welcher der Prinz mit vollem Recht den Willen der Nation erkannte, und worauf er am 2. Dezember sich zum Kaiser ausrufen ließ.

Der ausgestoßene Victor Hugo ließ damals ein schändliches Pasquill (Napoleon le petit) ausgehen, eines gebildeten Geistes unwürdig. Napoleon rächte sich nur durch einen feinen Zusatz, indem er sagte: Napoleon le petit par Victor Hugo le grand. Eben so schnell vergessen, aber von ungleich tieferer Bedeutung war eine gleichzeitige Brochure des Grafen Montalembert, worin das abgeschätzte constitutionelle System und Parlament vertheidigt wurde.

Napoleon III. ließ die Verfassung mit den drei höchsten Corporationen bestehen, gab seinem Oheim Jerome den Königstitel zurück, ernannte die Generale St. Arnaud, Magnan und Castellane zu Marschällen, verminderte aber die Armee um 30,000 Mann und ließ durch seine Gesandtschaften allen auswärtigen Mächten die bündigsten Versicherungen seiner Friedensliebe geben. England war es wieder, welches ihn augenblicklich als Kaiser anerkannte. Dasselbe thaten Neapel, Spanien und alle minder bedeutende Mächte. Nur die drei nordischen Mächte zögerten noch und ein vom 29. November datirtes Schreiben des Kaiser Nicolaus wurde veröffentlicht, worin von der Wiedererrichtung des Kaiserthums in Frankreich abgerathen war. Mit der Anerkennungsfrage hing eine andre zusammen. Ludwig Napoleon warb um Carlotta, Tochter des Prinzen Gustav Wasa und der Prinzeß Louise, einer Tochter der Großherzogin Stephanie von Baden. Die Sache schien im besten Gange, als plötzlich in den ersten Tagen des Dezember das fait accompli

einer Vermählung des Kronprinzen Albrecht von Sachsen*) mit Carlotta bekannt wurde. Am 17. Dezember stattete Kaiser Franz Joseph unerwartet schnell einen Besuch in Berlin ab, und am 20. wurde in England das Toryministerium gestürzt und kam Lord Palmerston wieder ans Ruder, um alsbald in der europäischen Politik mit Frankreich Hand in Hand zu gehen. Aber es kam zu keinem europäischen Conflict, sondern es erfolgte zuerst von Seiten Rußlands am 5. Januar 1853 die Anerkennung des französischen Kaiserthums, am 6. auch die von Seiten Oesterreichs und Preußens.

Napoleon III. veranstaltete im November und Dezember bei Fontainebleau und Compiegne große Treibjagden in alterthümlichen Costumen, wobei auch Damen glänzten, und unter ihnen als die schönste eine blonde Spanierin, Donna Eugenia Montijo, Herzogin von Theba. Diese wählte der Kaiser zu seiner Gemahlin und erklärte es dem Staatsrath und den Kammern am 22. Januar 1853 in einer noch an demselben Tage veröffentlichten Botschaft, worin es hieß: „Frankreich hat in seinen Revolutionen stets einen vom übrigen Europa verschiedenen Weg eingeschlagen. Dynastische Vermählungen erzeugen nur trügerische Bürgschaften und setzen das Familieninteresse an die Stelle des Nationalinteresses. Seit 70 Jahren sind alle in Frankreich vermählten fremden Prinzessinnen unglücklich gewesen. Nur einer gedenkt das Volk gern, und diese eine stammte nicht aus königlichem Blute (Josephine). Die vergebliche Bewerbung des Herzogs von Orleans um eine Prinzessin aus souveränem Hause und die Thatsache, daß er zwar eine vortreffliche Frau, aber nur zweiten Ranges und einem andern Be-

---

*) Dessen Mutter Amalie ist die Tochter des König Max Joseph von Bayern und Schwester 1) der Erzherzogin Sophie, Mutter des jetzt regierenden Kaiser Franz Joseph, 2) der Königin Elisabeth von Preußen, 3) der Prinzessin Ludowica, Gemahlin des Herzog Max von Bayern und Mutter der Elisabeth, jetziger Gemahlin des Kaiser Franz Joseph. Zwei weitere noch lebende Schwestern sind Charlotte, Wittwe des Kaiser Franz I. und Marie, Wittwe Friedrich Augusts von Sachsen.

kenntniß angehörig fand, verletzte das Selbstgefühl Frankreichs. Wenn man durch die Macht eines neuen Princips auf die Höhe der alten Dynastien gehoben wird, werde man dem Princip nicht untreu, sondern bewahre seinen eigenthümlichen Charakter und nehme gegenüber von Europa offen die Stelle des Emporkömmlings (parvenú) ein, welches ein ruhmvoller Titel ist, wenn man ihn durch die freie Abstimmung eines großen Volkes erlangt. Ich wähle eine Braut, die ich liebe, von hoher Geburt, Französin durch ihr Herz und ihre Erziehung und durch das Blut, das ihr Vater für die Sache des Kaiserreichs vergossen (er war unter König Joseph Afrancesado). Als Spanierin hat sie den Vortheil, daß sie in Frankreich keine Familie besitzt, der man Ehren und Güter verleihen müßte. Geschmückt mit allen Eigenschaften des Geistes und Gemüthes wird sie eine Zierde des Thrones seyn." Sein genialer Entschluß, statt einer Marie Louise eine Josephine zu heirathen, fand im Volk die allgemeinste Zustimmung und schon am 30. Januar wurde die Hochzeit gefeiert. Bei diesem Anlaß erließ der Kaiser eine Amnestie für politische Verbrecher und begnadigte über 3000 Personen.

Napoleon III. regierte mit großem Verstande. Indem er in Paris ausgedehnte Bauten unternahm, die Rivolistraße bis zum Stadthause verlängerte, das Louvre ausbaute rc., beschäftigte er nicht nur die Arbeiter, sondern zerstörte auch die engen Gassen, die bei allen Pariser Revolutionen den Insurgenten zum hauptsächlichsten Stützpunkte gedient hatten. Das war viel praktischer, als die Erbauung der Forts unter Ludwig Philipp. Auch den Bürgerstand, dem er die freie Presse, die Wahlumtriebe, das Nationalgardenspiel und die Tribune entrissen hatte, suchte er durch Beförderung des Luxus zu gewinnen. Die Idealrepublikaner, wie Cavaignac, waren ihm nicht mehr gefährlich, noch viel weniger die abgenutzten Intriganten, wie Thiers. Er durfte auf das Landvolk und auf die Soldaten rechnen. Auch die Mehrheit der Bischöfe hielt zu ihm, weil er der Religion alle Achtung erwies.

Die Opposition des ultramontanen „Univers“ und des Bischofs von Moulins, der sich dieses Journals gegen die Censur des Erzbischofs Sibour von Paris annahm, blieb ohnmächtig.

Der mächtigste Bundesgenosse des Bürgerkönigthums und der corrumpirten Kammerregierung war die Börse. Sie wird dem Imperialismus gefährlich bleiben. Sie ist als Tyrannin, als systematische Aussaugerin des arbeitenden Volks zu Gunsten weniger Reichen principiell dem Imperialismus entgegengesetzt, der mit der Kirche im Bunde sich auf das gemeine Volk und die Armen stützt. Napoleon III. hat das erkannt. Mehrmals ist er gegen den Börsenschwindel eingeschritten und durch die von ihm im Jahr 1854 getroffene großartige Maaßregel einer Nationalanleihe, zu der viermal mehr gezeichnet wurde, als er bedurfte, hat er bewiesen, daß er sich von der Börse unabhängig machen will und kann. Aber die Speculation hat sich auch an diese Reformen, durch welche sie beseitigt werden sollte, angehängt, und die Solidität und Einfachheit, die der Imperialismus verlangt, ist noch weit entfernt, die trüglichen Machinationen der Börsenmänner und Actienschwindler durchbrochen zu haben.

Je mehr das Kaiserthum sich befestigte, um so mehr schwanden die Hoffnungen der gestürzten Königsfamilie. In der Noth neigten sie sich wenigstens unter sich zu einer Aussöhnung. Der Herzog von Nemours begab sich nach Frohsdorf zum Grafen von Chambord und erkannte ihn als Heinrich V. an, wogegen Chambord sich bereit erklärte, den Grafen von Paris als seinen Nachfolger zu adoptiren. Aber die Mutter des letztern, die Herzogin Helene, legte Protest gegen diesen Plan ein.

Die der gestürzten Familie Orleans so nahe verwandte Dynastie in Belgien verließ sich nicht mehr ganz auf den bisherigen Schutz Englands, sondern glaubte, dem mächtigen französischen Kaiserreich gegenüber neue Stützen suchen zu müssen. Daher die Reise des König Leopold mit seinem Sohn, dem Kronprinzen Leopold, Herzog von Brabant, nach Wien, und des letztern Vermäh-

lung mit der österreichischen Erzherzogin Marie, Tochter des verstorbenen Palatinus Joseph, am 22. August 1853.

England anerkannte zwar das neue französische Kaiserthum, allein es kostete den Lord Feuerbrand seine Stelle. Palmerston hatte nämlich, ohne die übrigen Minister zu fragen, dem 2. Dezember zugestimmt und dadurch die Form verletzt. Die Königin, noch gereizt durch Belgien, wo man damals große Angst vor Frankreich hatte, soll sehr aufgeregt gegen Palmerston gewesen seyn. Auch die nordischen Mächte hatten längst bittere Klage gegen ihn erhoben und mit Recht. Denn er hatte Kossuth und seine Anhänger nicht nur in der Türkei geschützt, sondern auch im Jahr 1851 gastfrei in England aufgenommen. Kossuth landete in Marseille und wäre gern durch Frankreich gereist, um die Republikaner ins Feuer zu setzen, aber Napoleon gestattete es nicht. In England dagegen wurde er von Palmerston geliebkost, wurden ihm große Feste gegeben, Summen für ihn gesammelt und traten die Häupter aller vom Festland geflüchteten revolutionären Parteien, Ledru Rollin, Louis Blanc, Mazzini rc. mit ihm zusammen, um neue Revolutionen auszusinnen und durch Agitation das ganze Festland in Athem zu erhalten. (Später ging Kossuth nach Amerika, um sich auch dort bewundern und beschenken zu lassen, bis er aus der Mode kam und auch in England, wohin er zurückkehrte, vergessen wurde.) Die Irländer, die unter O'Brien, und die wieder auferstandenen Chartisten, die unter O'Connor das Volk aufzuregen suchten, wurden von demselben Palmerston energisch unterdrückt. Die ungeheure Prozession, die von Kensington aus nach London eine Monstrepetition bringen sollte, wurde durch 150,000 Gentlemen verhindert, die sich zu diesem Zweck unter die Constabler hatten einschreiben lassen. Alle Welt sollte die Pariser Februarrevolution nachahmen dürfen, nur England nicht. Damals fing Palmerston auch schon seine heimtückischen Angriffe auf Neapel an. Denn er wollte sich dafür rächen, daß ihm die tapfern Schweizer seine sicilianische Intrigue durchkreuzt hatten und Neapel sollte keine

Stunde Ruhe mehr vor England haben. Daher die absichtliche Veröffentlichung der Briefe Gladstones an Aberdeen über die angeblichen Greuel, die an den politischen Gefangenen in Neapel begangen würden. Nichtsdestoweniger zeigte London gerade im Jahr 1851 die Physiognomie des tiefsten Friedens und eine allumfassende Völkerliebe. Denn die erste große Weltindustrieausstellung war daselbst in einem ungeheuren Glaspalast eröffnet worden, worin alle Nationen unter den Auspizien Englands den Reichthum ihrer Erzeugnisse entfalteten. Damals leitete auch der Schwärmer Elihu Burrit einen allgemeinen Friedenscongreß in der Hoffnung ein, alle künftige Kriege verhindern und die Summen, welche die Soldaten kosteten, den Friedenswerken zuweisen zu können.

Da trat die Störung ein. Palmerston wurde abgedankt. Peel war 1850 an einem Sturz vom Pferde gestorben. Das neue Ministerium Granville und Russel erklärte nun zwar in der Thronrede seine friedliche Gesinnung gegen Frankreich, verlangte aber 8000 Mann Milizen, um die Küsten zu bewachen. Das Parlament, von Palmerston geleitet, stimmte dieser Maaßregel nicht zu und damit fiel das Ministerium schon im Februar 1852. Die Königin versuchte es zwar wieder mit den Tories und brachte Lord Derby und sogar den redseligen Juden d'Israeli ins Ministerium. Allein dasselbe konnte sich weder in seiner äußeren noch inneren Politik befestigen, da Napoleon von ganz Europa als Kaiser anerkannt war und die Toryfurcht eine Wiederkehr der Antikorngesetzligue hervorrief. Zu Weihnachten 1852 traten Russel, Aberdeen, aber auch Palmerston wieder ins Ministerium ein.

In Spanien herrschten die Moderados unter General Narvaez im Einverständniß mit der Königin Mutter Christine und unter dem Beifall Ludwig Philipps, als des letztern Sturz in der Februarrevolution plötzlich den Progressisten und dem englischen Einfluß das Thor öffnete. Zwar unterdrückte Narvaez mit ge-

wohnter Energie*) einen progressistischen Aufstand in Madrid am 23. März 1848, und wurde die Königin Isabelle jetzt von Oesterreich und Preußen (noch nicht von Rußland) anerkannt, aber Lord Palmerston wollte um jeden Preis die Moderados stürzen und erließ eine freche Note an Spanien, worin er das moderatistische System tadelte und eine Aenderung verlangte. Narvaez erklärte dem englischen Gesandten Bulwer, wenn noch eine solche Note käme, werde er sie gar nicht annehmen. Palmerston ließ sich das gefallen, in Hoffnung, eine neue Insurrection, bei der Bulwer stark compromittirt war, werde Narvaez stürzen. Sie begann in der Nacht des 6. Mai in Madrid und brach am folgenden Tage auch in Sevilla aus, aber die Truppen der Regierung siegten abermals und Narvaez nahm keinen Anstand, Bulwer zu befehlen, daß er binnen zweimal 24 Stunden die Hauptstadt und das Königreich verlasse. Palmerston ließ sich auch das gefallen, weil er der Schuldige war. Isturiz, der spanische Gesandte in London, kehrte von dort zurück. Weiter aber erfolgte keine Feindseligkeit von England. Frankreich benahm sich ungleich loyaler gegen Spanien. Als Cabrera im Norden wieder für den Herzog von Montemolin carlistische Guerillas aufbrachte, war es Cavaignac, der ihm jede Unterstützung von der Grenze aus verwehrte. General Concha besiegte die Carlisten und sie unterwarfen sich. Damals sandte Narvaez auch spanische Truppen nach Italien dem Papst zu Hülfe.

Aber Narvaez hatte mit zu großer Strenge die Jugend der jungen Königin bewacht. Das ward ihr lästig. Die alte Königin, allzu sicher gemacht durch die Herrschaft der Moderados, wollte noch weiter rechts gehen und zum Absolutismus zurückkehren, erachtete es daher an der Zeit, Narvaez als ein Werkzeug, das man nicht mehr brauche, wegzuwerfen. Am 18. October 1849 plötzlich wurde nun Narvaez abgedankt und der unbedeutende General Cleo-

*) Als er auf einem Spazierritt von dem Ausbruch der Empörung hörte, wies er auf seine Reitgerte und sagte: damit werde ich sie zu Paaren treiben.

nard an seine Stelle gesetzt. Zwar erwies sich dieser so unfähig, daß Narvaez noch einmal gebeten werden mußte, wieder ins Amt zu treten; nun aber setzte die absolutistische Intrigue den letzten Hebel an, um ihn zu stürzen. Isabelle befand sich nämlich in guter Hoffnung und der König, ihr Gemahl, wurde veranlaßt, die Entfernung des General Narvaez als den einzigen Preis zu bezeichnen, um den er die Legitimität des Kindes anerkennen würde. Die junge Königin sagte dem Narvaez alles und bat ihn um Rath. Da ließ derselbe augenblicklich dem König eine Wache geben und durchschnitt die ehrlose Intrigue mit seiner gewohnten Entschlossenheit. Ueberdies setzte sich Narvaez ins beste Einvernehmen mit Louis Napoleon, dem er durch seine Heirath mit einer Tacher verwandt geworden war. Aber eine Expedition zur Eroberung der spanischen Insel Cuba von Nordamerika aus, heimlich von England begünstigt, ließ Spanien empfinden, wie sehr es der Freundschaft Englands bedürfe, und da Louis Napoleon selbst diese Freundschaft pflegte, so gereichte dem Narvaez seine feindselige Stellung zu England alsbald zum Vorwurfe. Und da Isabelle mit einem todten Kinde niederkam und insofern ihre Verlegenheit und Rathsbedürftigkeit aufhörte, und die Königin Mutter nichts sehnlicher wünschte, als Gebieterin über die spanische Staatskasse zu werden, um ihren Privatinteressen reichlicher genügen zu können, so mußte Narvaez doch noch fallen. Die junge Königin fügte sich ungern in diese Intriguen und entließ Narvaez nicht, ohne bitter um ihn zu weinen, in dem sie ihren einzigen wahren Freund erkennen mußte, am 11. Januar 1851.

Christine regierte nun eine Weile mit dem neuen Minister Bravo Murillo, rechnete und muthete bei der Reorganisation der Finanzen den Staatsgläubigern große Opfer zu, wich aber noch nicht aus der constitutionellen Bahn, bis der Staatsstreich des 2. Dezember in Frankreich ihr erst Muth machte, und die Niederkunft Isabellens mit einer gesunden Tochter (am 20. Dezember) auch die Thronfolge sicherte. Die Folge war zunächst ein sehr

strenges Preßgesetz, die Entfernung constitutionell gesinnter Männer und das liebkosende Heranziehen von Carlisten. Ein Messerstich, mit welchem der Mönch Merino die Königin Isabella bei ihrem ersten Kirchgang nach ihrem Wochenbette verwundete, war nur eine That vereinzelter Verrücktheit, ohne politisches Motiv, am 2. Febr. Im Verlauf des Sommers wurde an dem Plan gearbeitet, die Verfassung im absolutistischen Sinne umzuändern, aber als derselbe den Cortes vorgelegt wurde, fand er Widerstand. Die Moderados vereinigten sich eine Zeitlang mit den Progressisten gegen die Camarilla. Narvaez war zurückgekehrt und wurde jetzt von den Progressisten selbst begrüßt. Christine ließ ihn förmlich aus Spanien verbannen (Dezember 1853). Aber es gelang ihr nicht, ihre Autorität zu befestigen. Am meisten schadete ihr die Aufdeckung ihrer Wuchergeschäfte vor den Cortes. Sie hatte fortwährend die Krone und den Staat geplündert, um den Reichthum Spaniens allein ihren illegitimen Kindern zuzuwenden. Concha lieferte die Beweise öffentlich. Sie ließ aber die Cortes gesetzlich auflösen, und trieb es noch ärger, indem sie Pastor, den Schwager Salamancas (also eigentlich diesen selbst) zum Finanzminister machte. Nie hatte sich Spanien in schlechteren Händen befunden, denn hier trieben es die Wucherer zu den Füßen des Thrones noch gröber als in Frankreich unter Ludwig Philipp. Indeß fürchtete Christine nichts, denn sie sah ja auch in Frankreich die absolute Gewalt befestigt und machte sich viel in Paris zu thun, um dem Imperator daselbst eine ihrer Töchter (von Munnoz) anzubieten.

Aber das gelang ihr nicht. Vielmehr erhob sich Aufruhr gegen sie. Der erste zu Saragossa, im Februar 1854, mißlang. Aber als in Madrid selbst O'Donnel und Serrano das Militär empörten, am 28. Mai, mußte die junge Königin schon das Ministerium ändern, und als am 20. Juli vollends das Volk in Madrid sich erhob und gleichzeitig die meisten Provinzen sich pronuncirten, wurde Christine vollständig gestürzt, gefangen gehalten und bedroht und endlich nur aus Gnade nach Portugal entlassen. An die Stelle

des bisherigen Absolutismus trat nun aber wieder der extremste Progressismus. Espartero erhielt die Oberleitung zurück, und die unglückliche Kirche wurde aufs neue verfolgt, während die Rechte der constitutionellen Königin unangetastet blieben. Da aber in Spanien nichts Bestand haben kann, so unterlag auch Espartero wieder und wurde schon nach zwei Jahren durch einen Soldatenaufstand unter O'Donnel (am 16. Juli 1856) gestürzt, worauf auch Narvaez und sogar die alte Königin wieder zurückkehrten.

Noch immer ist kein gedeihliches Ende der spanischen Wirren abzusehen. Das schöne Land, das edle Volk scheint unter einem Fluche gebannt, der in seiner Art einzig ist. Mit großen altererbten Tugenden und hohem Geiste ausgestattet, vermag das spanische Volk sich doch nicht der Tyrannei mittelmäßiger, zum Theil unwürdiger Parteiführer zu entziehen, vermögen die bessern Männer keine dauernde Mehrheit zu erlangen und die Regierung, die Cortes, die Armee von ihren unsittlichen Elementen zu reinigen. Das Volk gleicht einem edeln Kranken, den ein böser Dämon besitzt, und der im Delirium gegen den unfähigen Exorcisten, wie gegen sich selbst wüthet.

In Portugal war der liberale Minister Saldanha durch Cabral verdrängt worden, der mit Narvaez gegen England zusammenhielt, wurde aber im April 1851 durch einen Soldatenaufstand in seine Machtstellung wieder eingesetzt als Majordomus der Königin. Diese Dame, Maria da Gloria, starb in noch blühendem Alter am 15. November 1853 und ihr folgte ihr Sohn Don Pedro V., anfangs noch minderjährig unter der Regentschaft seines Vaters Ferdinand. Dieser junge Prinz machte seitdem Reisen, trat die Regierung 1855 selbstständig an, erhielt die Ruhe im Reiche und genoß allgemeines Vertrauen. Durch Schonung der Kirche sicherte er sich insbesondere die Liebe des Landvolks. — Sein Oheim, Don Miguel, blieb in der Verbannung, heirathete 1851 die Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim, bekam am 19. Sept. 1853

einen Sohn, für den er die Rechte eines Thronfolgers in Portugal in Anspruch nahm, ohne unterstützt zu werden.

In Italien war die Ruhe wiederhergestellt. Rom blieb aber immer noch von den Franzosen besetzt, die sich ihren Einfluß auf die Halbinsel und zunächst auf die Entschließungen des heil. Vaters dadurch sicherten. General Oudinot wurde zurückberufen, aber durch Rostolan, später durch Baraguay d'Hilliers ersetzt. Papst Pius IX. ertheilte schon im Herbst 1849 durch ein manu propria von Gaeta aus seine Befehle nach Rom und ließ die Regierung in seinem Namen wieder übernehmen, mit stillschweigender Uebergehung der früheren Verfassung. Aber erst am 9. April erhob er sich selbst nach Rom. Bei seinem Einzug platzte eine Petarde am Thor, jedoch ohne jemand zu verletzen. Seitdem nun befand sich der heil. Vater wieder im Vollbesitze seiner Macht, aber unter den Bajonetten des französischen Kaisers, seines ehrerbietigen, aber stolzen Verbündeten. Ganz in der Nähe, eben so eng verbündet und ehrerbietig, standen die Oesterreicher. Von einer Wiederaufnahme politischer Reformen war nun nicht mehr die Rede. Dagegen neigte sich der Papst zu einer begeisterten Marienverehrung hin. Am 29. Juli 1850 gründete er ein neues Marienfest, welches fortan am Tage seiner Rettung aus Rom gefeiert werden sollte, weil die Gottesmutter ihm in dieser Noth geholfen, und am 2. August 1851 verkündete er Ablaß für besondere Marienverehrungen. Dem folgte im Jahre 1854 die Berufung einer großen Versammlung von Bischöfen nach Rom, um das Dogma der unbefleckten Empfängniß Mariä festzustellen. Diese Versammlung wurde am 20. Nov. eröffnet und war aus 192 Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen aus allen Theilen der katholischen Welt gebildet. Das betreffende Dogma war schon 1439 vom Basler Concil angenommen, aber vom Papst nicht bestätigt worden. Im früheren Mittelalter hatten besonders Dominicaner und Franziscaner viel und heftig darüber gestritten, die höchste Autorität der Kirche hatte jedoch stets für räthlich erachtet, keine endgültige Entscheidung zu geben. Diesmal wurde

rasch entschieden. In der Versammlung erhob sich nur geringer Widerspruch und schon am 8. Dezember konnte Pius IX. der Welt das neue Dogma verkündigen, indem er das Bildniß der Gottesmutter mit einem prachtvollen Diadem krönte. Später protestirte der französische Abbé Laborde gegen das Dogma, welches inzwischen in der gesammten katholischen Welt angenommen wurde und nur deshalb den nur dem Tagesinteresse Hingegebenen weniger wichtig erschien, weil es keine irgend erhebliche oder lermende Opposition fand.

Ein verhältnißmäßig viel größeres Aufsehen machte ein ganz unbedeutender Vorfall in Florenz. Hier war das Ehepaar Madiai protestantisch geworden, hatte sich mit Bibelverbreiten und Proselytenmachen abgegeben, und war deshalb verhaftet und in Untersuchung gezogen worden. Die englischen Missionäre, welche die Sache zunächst anging, wurden diesmal durch die bekannte Politik des Lord Palmerston, der um jeden Preis Italiens Ruhe beständig gestört wissen wollte, kräftigst unterstützt. Auch das protestantische Deutschland wurde ins Interesse gezogen, ein ungeheurer Zeitungslerm gemacht und zu Gunsten der angeblichen „Märtyrer“ selbst hohe und höchste Vermittlung angerufen, so daß die großherzogliche Regierung sich veranlaßt fand, das gedachte Ehepaar im Frühjahr 1853 frei zu lassen.

Die Politik Lord Palmerstons war nicht minder thätig bei der skandalösen Mißhandlung der Kirche in Sardinien. Je mehr sich Oesterreich bemühte, in innigem Verein mit der Kirche die Völker zu beruhigen und zum alten Frieden zurückzuführen, um so eifriger warf sich die sardinische Politik auf die Gegenseite und machte alle antikirchlichen Sympathien zu seinen Bundesgenossen, wobei ihr Lord Palmerston natürlich seinen vollen Beifall zollte und als mächtiger Schutz und Hinterhalt diente. Schon im Frühjahr 1850 gab der Justizminister Sicardi ein Gesetz, welches die geistliche Gerichtsbarkeit aufhob, die Feiertage einschränkte 2c. Franzoni, Erzbischof von Turin, protestirte dagegen, wurde aber verhaftet und einen Monat lang gefangen gehalten. Auch der Papst

protestirte, aber die Stände genehmigten das Gesetz und der König sanktionirte es. Die sardinische Presse überbot sich seitdem in Ausfällen theils gegen Oesterreich, theils gegen den Papst und gab hierin der Presse des Schweizer Radikalismus in seiner Culminationszeit nichts nach. Nachdem Cavour Chef des Ministeriums geworden, steigerten sich noch die Verfolgungen der Kirche. Das s. g. Klostergesetz vom 2. März 1855 hob 365 Klöster auf, wogegen sowohl der Papst, als der nach Frankreich geflüchtete Erzbischof Franzoni wieder vergebens protestirten. In Piemont selbst wurde diese antikirchliche Strömung durch das Ansehen des Königs und durch die alte mazzinistische Partei unterhalten und hatte eine rein negative Tendenz. Von einer Hinneigung zum positiven Protestantismus war da keine Rede; nur englische Arglist konnte behaupten, und nur deutsche Einfalt glauben, in dem turinischen Josephinismus liege der Keim der Bekehrung Italiens zum englisch-norddeutschen Protestantismus.

Die besiegte Lombardei war mit großer Milde behandelt worden und auch gegen den bübischen Unfug der radikalen Presse in Piemont und der Schweiz schritt Oesterreich nicht ein, um nicht mit den übrigen Großmächten in Verwicklungen zu gerathen. Das machte den Mazzinisten Muth, von London aus, wo sie den Schutz Palmerstons genossen, einen neuen Insurrectionsversuch zu wagen. Da es ihnen an ausreichenden militärischen Mitteln gebrach, konnte es sich um keine eigentliche Revolution handeln. Mazzini, welcher selbst von London aus in die Schweiz kam, um die Dinge zu leiten, wollte die Oesterreicher nur allarmiren und den Italienern beweisen, daß ihre Sache immer noch Vertheidiger habe. Am 6. Februar 1853 zeigten sich plötzlich in den Straßen Mailands Schaaren von Menschen, die mit Dolchen bewaffnet über die einzeln vorübergehenden österreichischen Soldaten herfielen und deren 10 bis 20 tödteten, etwa 100 verwundeten, sobald aber Allarm geschlagen und mit geschlossenen Colonnen gegen sie marschirt wurde, sich wieder verkrochen. Ein niederträchtiger Bubenstreich, den der

weise Radetzki zweckmäßig bestrafte, indem er nicht blos die strengste Zucht in der Stadt herstellte, sondern auch alle Tessiner aus der Lombardei auswies. Freilich waren viele Unschuldige unter ihnen, aber wegen der vielen andern, die sich schon früher bei den lombardischen Empörungen betheiligt hatten, und weil Mazzini aus Locarno seinen förmlichen Waffenplatz gemacht hatte, war es durchaus nothwendig, dem frechen Schweizer Radikalismus endlich einmal Ernst zu zeigen. Zugleich hatte sich Oesterreich darüber zu beschweren, daß im Canton Tessin die Klöster aufgehoben und österreichische Mönche widerrechtlich und ohne alle Entschädigung waren vertrieben worden.

Wenige Tage nach dem Complott in Mailand am 18. Febr., wurde Kaiser Franz Joseph, indem er auf dem innern Walle der Stadt Wien spazieren ging, von einem jungen Ungarn, Libenyi, mit einem großen Messer angefallen und am Nacken verwundet, aber mit Hülfe seines Adjutanten O'Donnel und eines zufällig herbeikommenden Wiener Bürgers (Ettenreich), der den Bösewicht niederwarf, gerettet. Die nicht ungefährliche Wunde des Kaisers wurde glücklich geheilt, der Mörder gehenkt. Ein Jahr später, am 26. März 1854 traf eines unbekannten Mörders Dolch den Herzog Karl von Parma auf einem Spaziergange, woran er am folgenden Tage verschied. Der Mörder entkam. Baron Ward, ein Engländer, den des Herzogs Gunst aus dem Stalle zu den höchsten Staatsämtern erhoben hatte und dessen Willkührherrschaft allgemein verhaßt war, um dessen willen daher auch wohl der Mord geschah, war gerade abwesend und durfte nicht mehr zurückkehren. Die Wittwe Louise, Tochter des ermordeten Herzogs von Berry, übernahm für ihren unmündigen Sohn Robert die Regentschaft.

Die Schweiz söhnte sich mit Oesterreich erst am 18. März 1855 wieder aus, indem sie die österreichischen Mönche entschädigte und Oesterreich dagegen die Tessiner in der Lombardei wieder zuließ. Im Uebrigen blieb es in der Schweiz beim Alten. Die Radikalen behaupteten sich in der obersten Leitung des neuen Bun-

des und streckten sich nur insofern nach der Decke, als sie sich sehr hüteten, sich Frankreich zum Feinde zu machen. Englands waren sie gewiß. Auf Oesterreich nahmen sie nach und nach in dem Maaße mehr Rücksicht, in welchem es sich Frankreich näherte. Nur gegen Preußen hielten sie an ihrer ganzen alten Weise fest. Von einer Anerkennung des groben Unrechts, welches sie in Neuenburg begangen hatten, war noch immer keine Rede, obgleich die Großmächte in einem Londoner Protokoll vom 24. Mai 1852 die Rechte des Königs von Preußen auf Neuenburg ausdrücklich wahrten. Auch die katholische Partei wurde in der ganzen Schweiz noch immer von den Radikalen unter dem Druck gehalten, zwei ohnmächtige Erhebungsversuche der Unterdrückten zu Freiburg im Jahr 1850 und 1853 besiegt und schwer geahndet. Morilley, der Bischof von Freiburg, wurde inquirirt, verhaftet, endlich verbannt.

Fünfzehntes Buch.

Der russische Krieg.

In unerwarteter Weise brach, nachdem kaum die Revolutionen verwunden waren, ein großer europäischer Krieg aus. Die Schuld daran trug Rußland. Kaiser Nicolaus hatte den Orient nie aus den Augen verloren. Je mehr die Mitte und der Westen Europas sich in Revolutionen abschwächten, um so gewisser mußte der Orient seine Beute werden. Rußland allein stand mitten in den Stürmen fest, war die Hoffnung aller Conservativen geworden, hatte Oesterreich gestützt, Preußen liebreich in die Zucht genommen, die Mittelstaaten an sich gezogen, kokettirte mit der neuen Herrschgewalt in Frankreich und konnte jedenfalls, wenn Frankreich sich ihm weigerte, es durch die deutschen Mächte beschäftigen. In der Türkei selbst erneuerte sich die geheime Agitation der Hetärie. Seit der abermaligen Besetzung der Donaufürstenthümer durch die Russen im Jahr 1849 waren bestochene Priester der griechischen Confession thätig, auf eine neue Erhebung gegen die Türken vorzubereiten.

Das Jahr 1853 nahte heran, in welchem, einer alten Prophezeihung zufolge, der Halbmond, nachdem er gerade 400 Jahre lang in Europa geherrscht hatte (seit der Eroberung von Constantinopel durch Muhamed II., 1453), für immer besiegt und vertrieben werden sollte. Kaiser Nicolaus sah, nach seiner eigenen Aeußerung, in der Türkei nur noch einen „kranken Mann," dessen Tod unvermeidlich und dessen ansehnliches Erbe in die rechten Hände zu bringen nunmehr die Zeit gekommen sey.

Das Vorgehen Rußlands in dieser Angelegenheit wurde durch ein zufälliges, wenigstens nicht direct gegen Rußland gerichtetes Einschreiten Frankreichs und Oesterreichs beschleunigt. Napoleon III. saß kaum auf dem Thron, als er sich, wie andrer kirchlichen Nöthe, so auch der Leiden der lateinischen Mönche und Pilger in Jerusalem annahm und durch seinen Gesandten in Constantinopel, Lavalette, den Katholiken freien Zutritt zum heil. Grabe erwirkte, der ihnen bisher durch die Griechen arg erschwert worden war,*) im März 1852. Bald darauf sah sich auch Oesterreich veranlaßt, sich bei der Pforte wegen Montenegro's zu beschweren. Die zur griechischen Kirche gehörigen Montenegriner, ein berüchtigtes

*) Ueber das Benehmen des griechischen Patriarchen und der Griechen überhaupt am. heil. Grabe zu Jerusalem, gab der k. k. Gubernialrath Rußegger schon in seinem Reisewerk III. 92 f. vom Jahr 1839 interessante Notizen. Die Griechen treiben dort argen Unfug, suchen allen Pilgern andrer Bekenntnisse den Besuch des heil. Grabes zu verleiden und entweihen die heil. Stätte durch Betrügerei und Roheit. So verkaufen sie heil. Feuer. Wer seine Kerze daran anzündet, zahlt 1 Piaster. Während im Gedränge die Männer sich prügeln, die Weiber sich entblößen, sind griechische Buben angestellt, die schon angezündeten Kerzen wieder auszublasen, damit sie noch einmal bezahlt werden. Griechische Priester verkaufen Band nach der Elle, wodurch der Raum bezeichnet wird, den die Käufer künftig im Paradiese bekommen sollen. Während die armenischen, katholischen und protestantischen Pilger Würde und Andacht bewahren, werden sie auf alle erdenkliche Art von den schamlosen Griechen mißhandelt, gestört, betrogen, so daß die türkischen Behörden sich gewöhnlich mit Prügeln helfen müssen, die sie im Angesicht des heil. Grabes auf die Griechen regnen lassen.

Räubervolk in unzugänglichem Gebirge, dessen Gipfel in das adriatische Meer niederschauen, verschlagen, habgierig, zu allem keck, wo etwas zu gewinnen ist, waren den russischen Einflüsterungen, dem russischen Gelde zugänglich und unternahmen auf eigne Faust einen bewaffneten Einfall in das türkische Gebiet, was das erste Signal zu einem allgemeinen Aufstande der slavischen Christen seyn sollte. Denn man zweifelte nicht, die Türken, damals (1852) unter einem s. g. alttürkisch gesinnten Ministerium, würden blutige Rache an den Montenegrinern nehmen und bei diesem Anlaß Excesse begehen, wodurch auch die übrigen Christen aufgeregt würden. Vorsorglich hatte der Kaiser von Rußland als Chef der russisch-griechischen Kirche dem geistlichen Oberhaupt des montenegrinischen Gemeinwesens, dem s. g. Vladika, Fürsten Daniel, (der sich erst im vorigen Jahre 1852 persönlich in St. Petersburg seine geheimen Instructionen geholt hatte), die Erlaubniß oder den Befehl erhielt, die geistliche Würde von der weltlichen zu trennen. Gesetzt, Daniel unterlag als weltlicher Rebell gegen die Pforte, so behielt Rußland immer noch die Hand im Spiel durch die Kirche. Am meisten mußte auffallen, daß Rußland ganz einfach und als ob es sich von selbst verstünde, griechische Christen, die unter das Patriarchat von Constantinopel gehörten, eigenmächtig unter das seinige zog und hier faktisch sich vorausnahm, was es bald darauf de jure von der Pforte verlangte, das Protektorat über die ganze griechische Kirche.

Welchen Hoffnungen sich Rußland gegen Ende des Jahres 1852 hingab, geht aus folgendem Artikel hervor, der in einer russisch geschriebenen Zeitung in St. Petersburg zu lesen war: „In den Kämpfen mit allen ihren Gegnern bietet die Türkei ein eigenthümliches Bild eines sinkenden Staats, dem vielleicht ein kleines Ländchen den letzten Todesstoß versetzen dürfte. Die europäischen Mächte werden kaum im Stande seyn, das Reich vor Zerfall zu schützen. Wahrscheinlich wird ein Bankerott den Ruin vollenden. In Europa dürfte Bosnien, die Herzegowina bald dem Beispiele Griechenlands, Serbiens, der Moldau, Walachei und Mon-

tenegro's folgen. Syrien ist in Aufruhr, Aegypten kommt als Thor nach Indien allmälig in Englands Hände. Die russische Flotte auf dem schwarzen Meere steht nach der Besichtigung durch den Kaiser bereit, die englische und französische kreuzen im Archipel — vielleicht ist der Tag, an dem das Schicksal des Reichs entschieden werden soll, nicht mehr ferne."

Die Türkei entwickelte ihrerseits große Energie. Mehrere türkische Heere unter den Paschas der nächsten Provinzen und ein wohldisciplinirtes Hauptheer unter dem genialen Renegaten Omer Pascha bewegten sich gegen Montenegro. Omer Pascha verlegte sein Hauptquartier am 7. Januar 1853 nach Scutari ganz in die Nähe der Berge. Die Feindseligkeiten begannen am 12. Januar. Die Türken drangen in die Thäler ein, erlitten aber bedeutenden Verlust und der Kampf war noch unentschieden, als er auf diplomatischem Wege beigelegt wurde.

Oesterreich konnte unmöglich ruhig zusehen, daß an seinen Grenzen entweder ein christliches Volk durch den Haß der Türken ausgemordet wurde, oder aber der russische Einfluß triumphirte. Es mußte dem einen wie dem andern zuvorkommen. Es schritt daher mit einer Schnelligkeit und mit einem Nachdruck ein, der die Welt überraschte, zugleich aber jedem Denkenden zu erkennen gab, welche wichtige Interessen hier an einem Momente hingen. Schon im Januar 1853 reiste Feldmarschallieutenant Graf von Leiningen nach Constantinopel, um dem Kriege in Montenegro durch Drohungen ein Ende zu machen und zugleich dem russischen Einfluß zu begegnen. Aus dem raschen Eingehen des Divan auf die österreichischen Forderungen kann man schließen, daß er die Hülfe Oesterreichs gegen das weitere Umsichgreifen Rußlands wohl erwogen und gewürdigt hat. Wie barsch immer das Auftreten Leiningens erschien, so kam er doch nicht als Feind, sondern als Freund der Pforte. Die englische Times deutete damals an, Oesterreich sey im Nothfall entschlossen gewesen, die Leitung des von Rußland vorbereiteten Aufstandes der Südslaven Rußland dadurch

aus der Hand zu winden, daß es sie selber in die Hand nehme und bezeichnete Jellachich, den Banus von Croatien, als den Vermittler. Dem sey wie ihm wolle, so zog Oesterreich bereits Truppen zusammen, um Montenegro zu schützen und den Forderungen Leiningens Nachdruck zu geben. Die Pforte aber bewilligte ihm alles, was er verlangt hatte, so daß er schon am 16. Februar befriedigt Constantinopel verließ und alle Feindseligkeiten augenblicklich eingestellt wurden.

Den Widerstand, welchen Rußland in der Frage der heil. Orte von Frankreich aus und in dem montenegrinischen Streit von Oesterreich aus erfuhr, namentlich der letztere, beschleunigte seine Entschließungen. Aber es war schon lange vorher gerüstet. Truppen standen längst lauernd hinter dem Pruth und im südlichen Rußland in solchen Stationen, daß sie schnell zusammengezogen werden konnten und im Hafen von Sebastopol war die russische Flotte auf eine Stärke gebracht worden, wie nie zuvor. Unzufrieden mit Frankreich und Oesterreich wandte sich Kaiser Nicolaus an England, um mit ihm die Türkei zu theilen. Englischer Gesandter in St. Petersburg war damals Lord Seymour, ein Diplomat von feinem Verstande. In London war Lord John Russel Minister des auswärtigen Amtes. Am 9. Januar 1853 ergriff Kaiser Nicolaus zum erstenmal das Wort gegen Seymour: „Es ist wesentlich, daß die englische Regierung und ich, ich und die englische Regierung in bestem Einvernehmen seyen. Schreiben Sie das an Lord John Russel. Wenn wir einig sind, bin ich ohne Sorge, was den Westen Europas anlangt. Was andere denken oder thun, ist im Grunde von wenig Wichtigkeit. Der Türkei droht der Einsturz, es ist wichtig, daß England und Rußland zu einem vollkommenen Einverständniß kommen. Glauben Sie, wir haben einen kranken Mann auf den Armen, einen schwer kranken Mann. Es wäre ein Unglück, wenn er eines Tages hinfallen sollte, ehe alle nothwendigen Vorkehrungen genommen wären.“ Ferner erklärte er: „ich werde nicht erlauben, daß

ein byzantinisches Reich wiederhergestellt oder das griechische Königreich zu einem mächtigen Staate ausgedehnt werde. Wenn die Katastrophe in der Türkei eintritt, sollen Rußland und England keiner Macht gestatten, von irgend einer türkischen Provinz Besitz zu ergreifen, sie beide allein sollen das Eigenthum unter ihr Siegel nehmen. Was Frankreich thun werde, kümmere ihn wenig, wenn er mit England einig sey." Ew. Majestät haben Oesterreich vergessen, warf der Lord ein. „O, fuhr der Kaiser fort, wenn ich von Rußland spreche, spreche ich auch von Oesterreich; was dem einen ansteht, steht auch dem andern an." Von Preußen war gar nicht die Rede. Endlich gab der Kaiser (am 21. Februar) noch deutlicher seine Meinung kund, indem er dem Lord eröffnete: „Die Donaufürstenthümer sind ein unabhängiger Staat unter meinem Schutz. Dies könnte so bleiben. Serbien könnte dieselbe Regierungsform erhalten, auch Bulgarien. Dagegen begreife ich die Wichtigkeit Aegyptens für England. Will es davon Besitz nehmen, so werde ich nichts dagegen einwenden. Ich sage dasselbe von Candia."

Lord Seymour erstattete von allem, was er mit dem Kaiser geheim verhandelt hatte, seiner Regierung Bericht und ein Jahr später sind alle diese Depeschen wörtlich veröffentlicht worden. Das englische Cabinet lehnte die Anträge Rußlands höflich ab, erklärte, die Türkei sey noch lebensfähig, noch keineswegs dem Untergange geweiht, im englischen Interesse liege eine Zerstückelung derselben nicht. Oesterreich und Frankreich müßten jedenfalls erst gefragt werden, bevor England und Rußland etwas im Orient unternehmen könnten. Endlich bemerkte das englische Cabinet in Bezug auf den Schutz der Christen im Orient, den der Kaiser von Rußland als so dringend hervorhob, „die Türkei könne manchem Staat, der hoffärtig auf ihre Barbarei herabsehe, in Bezug auf Toleranz zum Muster dienen," d. h. im ganzen Orient gebe es keine moralische und physische Torturen, um Andersgläubige zu bekehren, wie in Polock, Minsk, Warschau und Riga.

Von England abgewiesen, machte der Kaiser durch seinen Gesandten v. Kisselef einen Versuch mit dem Cabinet der Tuilerien. Das Nähere darüber ist nicht bekannt geworden. Nur angedeutet wurde, daß ein solcher Statt gefunden habe, daß er ganz dieselbe ungünstige Aufnahme in Paris gefunden habe, wie in London, und daß die Lockspeise unter anderm eine Beeinträchtigung der deutschen Mächte gewesen sey, daß nicht nur der Orient, sondern auch Deutschland die Zeche der neuen Erfurter Allianz hätte zahlen sollen.*)

Welche Vortheile auch hier England, dort Frankreich von einer Allianz mit Rußland zum Behuf einer Theilung der Türkei erlangt haben würden, immer hätte Rußland den Löwenantheil bekommen und seine Macht würde so unverhältnißmäßig gewachsen seyn, daß alle andern europäischen Staaten zusammengenommen bald nicht mehr vermocht hätten, ihm die Waage zu halten. Daher England und Frankreich nur einer sehr natürlichen und vernünftigen Politik folgten, indem sie sich, statt Rußland zu dienen, seiner Eroberungslust widersetzten.

Unbekümmert jedoch um die Westmächte und in einem allzublinden Vertrauen auf Oesterreich und Preußen, die er eben noch in den geheimen Verhandlungen mit England und Frankreich theils

---

*) Die Times schrieb: „Worin der Köder bestand, mit welchem er Frankreich zu angeln dachte, möchten wir gerne mit Gewißheit sagen können. Wenn wir uns nicht irren, so war es nicht bloß die Zerstückelung des türkischen Reichs, auf welche Rußland bei der Gelegenheit hinwies: wir argwöhnen, es war auch von einer Vergrößerung Frankreichs auf Kosten jenes selben Staates die Rede, den der Czar vorher mit so tiefem Schweigen übergangen hatte... Preußen mag es noch erleben einzusehen, daß es sich für seine Sicherheit bei der Großmuth Frankreichs zu bedanken hat. Um seine eignen Ziele zu gewinnen, hätte Rußland eben so gern eine preußische Provinz wie eine Insel im griechischen Archipelagus verschachert, und wäre eine russisch-französische Allianz auf der gemeinsamen Basis, daß Jeder seinen Nachbar plündere, zu Stande gekommen, so hätte das zweite Tilsit der Unabhängigkeit Deutschlands eben so gewiß Verderben gebracht, wie das erste."

als nicht der Nachfrage werth, theils als Opfer bezeichnet hatte und in denen er gleichwohl auch fernerhin nur ergebene Werkzeuge sah, schritt Kaiser Nicolaus festen Muthes vor und begann den directen Angriff auf die Pforte mit einem Schreckschuß, der ganz Europa in Allarm brachte. Er schickte nämlich seinen Admiral Fürsten Menzikof, nachdem derselbe mit großer Ostentation zu Sebastopol die russische Flotte und ein Landungsheer von 30,000 Mann gemustert hatte, als außerordentlichen Gesandten nach Constantinopel, um für Rußland nichts Geringeres als das Protectorat über alle griechischen Christen zu verlangen. Dabei zeigte er absichtlich solche Verachtung der Türken, daß er am 2. März in dem festlich gekleideten Divan im Paletot und in schmutzigen Stiefeln erschien. Fuad Effendi aber sagte geistreich: „der russische Koloß meint, wenn er Schmutz auf den Füßen habe, werde Europa weniger sehen, daß sie thönern sind.“ Der Sultan war indeß in großem Gedränge. Der englische Gesandte, Lord Stratford de Redcliffe, befand sich von Constantinopel abwesend, eben so der französische, de la Cour. Stradfords Stellvertreter Oberst Rose rief im ersten Eifer die englische Flotte von Malta herbei, sie nahm aber seinen Befehl nicht an. Inzwischen ließ sich Menzikof hinhalten, bis beide westmächtliche Gesandte (im April) ankamen, und an die Stelle des alttürkisch gesinnten Mehemet Ali der zu Reformen geneigte und europäisch gebildete Redschid Pascha zum Großvezier ernannt wurde. Von nun an widerstand die Pforte den russischen Forderungen und war einer energischen Unterstützung von Seite der Westmächte versichert. Menzikof stellte vergeblich noch ein Ultimatum und reiste endlich am 21. Mai unverrichteter Dinge ab, aber mit der Drohung: das erstemal sey er im Paletot erschienen, das zweitemal werde er in voller Uniform kommen.

Hierauf erließ der Sultan im Juni einen Ferman, worin er den Christen seines Reichs alle ihre Rechte aufs feierlichste bestätigte und sowohl der griechische Patriarch von Constantinopel, als auch der armenische Klerus sagte ihm dafür öffentlich Dank

und gab zu verstehen, der russische Schutz sey aufdringlich, gar nicht verlangt worden und sogar bedrohlich, denn die bisher unabhängigen und von der Pforte geduldeten Kirchen konnten, wenn sie unter russischen Schutz kamen, nichts anders erwarten, als von der russischen Kirche verschlungen zu werden, wie die unirte Kirche durch das berüchtigte Concil von Polock. Die Westmächte rüsteten ihrerseits ihre Flotten; die französische unter Admiral Hamelin ging schon am 20. März von Toulon aus unter Segel und legte sich vor Salamis, die englische unter Admiral Dundas kam erst später von Malta und beide ankerten am 14. Juni in der schönen Besikabai unmittelbar am Eingang der Dardanellen.

Sechs Tage später hielt Kaiser Nicolaus in St. Petersburg eine große Militärparade und einen feierlichen Gottesdienst ab, wobei er, als Patriarch der russischen Kirche, mit dem griechischen Kreuze prangend die Isaakskirche betrat, und zehn Tage später überschritten die ersten russischen Truppen den Pruth und begannen den Krieg, den sein Urheber ausdrücklich als einen Glaubenskrieg wollte angesehen wissen. Im August vermehrte er seine Titel, indem er sich selbst den „sehr Gottesfürchtigen," alle Glieder seines Hauses aber „Rechtgläubige" zu nennen befahl. — Der Uebergang der Russen über den Pruth erfolgte am 2. Juli unter dem Oberbefehl des Fürsten Gortschakof in zwei Armeecorps unter Dannenberg und Lüders, jedes von 40,000 Mann. Eine russische Proklamation sicherte den Moldauern und Wallachen Schutz ihrer Rechte und ihres Eigenthums zu, allein nichts davon wurde gehalten; die Russen nahmen alle öffentlichen Cassen, alle Vorräthe, den Bauern das Vieh 2c. weg, erhoben unerschwingliche Steuern und steckten die einheimische Miliz unter ihre Regimenter, so daß die Hospodare (Ghyka von der Moldau und Stirbey von der Wallachei) mit vielen Bojaren nach Oesterreich entflohen. Von einem Widerstand war nicht die Rede. Die Türken blieben auf dem rechten Donauufer, aber auch die Russen begnügten sich den Sommer über nur das linke zu besetzen.

Die Diplomatie war in großer Thätigkeit. Eine russische Note motivirte den Einmarsch in die Donaufürstenthümer lediglich durch den Heranzug der westmächtlichen Flotten, wogegen die Westmächte erklärten, Rußlands Drohungen und Vorschreiten gegen die Türkei habe sie genöthigt, die Flotten zu senden, die Initiative sey notorisch von Rußland ausgegangen. Zudem sey der Einmarsch einer Landarmee in ein fremdes Gebiet etwas viel Feindseligeres, als die Annäherung von Flotten, die auf dem Meere blieben und nicht landeten. Im Uebrigen hofften die Westmächte damals noch, die Anstrengungen eines Krieges zu vermeiden und durch eine große europäische Coalition die Russen zu einem freiwilligen Rückzuge zu veranlassen, weshalb sie der Pforte riethen, die Anwesenheit der Russen in den Donaufürstenthümern noch nicht als casus belli aufzunehmen. Vor allem mußte Oesterreich befragt werden. Nicht nur von Seiten der Westmächte wurde Kaiser Franz Joseph um Beitritt zur Coalition gegen Rußland angegangen, sondern auch der Sultan sandte Mustapha Effendi nach Wien, um Hülfe von dort zu erbitten.*) Natürlicherweise lag es im Interesse Oesterreichs, um jeden Preis eine Vergrößerung des russischen Reichs im Süden der Donau zu verhindern, und es konnte sich nicht verhehlen, daß es durch die Sendung des Grafen Leiningen die des Fürsten Menzikof veranlaßt und Rußlands ganze Eifersucht gereizt habe. Es

*) Ein unangenehmer Vorfall in Smyrna hatte keine schlimmen Folgen. Der österreichische Consul Weckherlin verhaftete hier am 22. Juni 1853 einen gewissen Costa, früheren Adjutanten Kossuths, und ließ ihn auf die österreichische Brigg Hussar bringen. Da jedoch Costa von dem Capitän einer nordamerikanischen Corvette, als dessen Schützling, unter Drohungen reclamirt wurde, und zugleich eine wilde Schaar von Flüchtigen das österreichische Consulatgebäude stürmte, drei österreichische Seecadeten in einem Wirthshaus überfiel und einen davon erschlug, der Pascha aber nichts zur Herstellung der Ordnung that, überlieferte der Hussar seinen Gefangenen an das neutrale französische Consulat. Die türkische Regierung leistete nachher der österreichischen Genugthuung und die Sache hatte mehr Lerm gemacht, als es nöthig gewesen war.

handelte sich darum, ob Rußland, ob Oesterreich größeren Einfluß in der Türkei haben solle? Wie sehr man diese Hauptfrage zu verstecken suchte, so standen sich in dem großen Streite doch in erster Linie nur Rußland und Oesterreich, nicht Rußland und die Westmächte gegenüber. Das erwog man in Wien sehr wohl, aber man war von lange her schwer beleidigt durch die bisherige Politik Palmerstons und konnte gegen Rußland nichts ernsteres unternehmen, ohne sich die Flanke durch Preußen zu decken; Preußen aber war der Coalition mit den Westmächten abhold und neigte mehr zu Rußland. Oesterreich verstand sich daher zu weiter nichts, als zur Erhaltung des Friedens mitzuwirken, zu welchem Zweck auch Preußen seine Stimme erhob. Beide deutsche Großmächte erklärten sich in der Rechtsfrage mit den Westmächten einverstanden, begnügten sich aber, Rußland freundschaftliche Vorstellungen zu machen, ohne zu drohen. Das Ergebniß der zu Wien von den Gesandten der vier Mächte gepflogenen Unterhandlungen war eine Note vom 31. Juli, worin Rußland eine goldene Brücke zum Rückzug gebaut wurde. Der Sultan sollte eine sehr demüthigende Erklärung an den Kaiser Nicolaus abgeben und alles, was derselbe zum Schutz der Christen verlangte, gewähren, nur daß man das ausschließliche Protectorat Rußlands über die Christen escamotirte. Der Kaiser ließ sich diesen Ausweg gefallen, aber nur, indem er das Actenstück so auslegte, als sey es wesentlich identisch mit den Forderungen des Fürsten Menzikof.

Gegen diese Auslegung aber erhob sich in England eine wüthende Opposition. Layard, der berühmte Entdecker der Alterthümer von Ninivé, griff im Parlament das Ministerium heftig an. Man beschuldigte Lord Aberdeen und sogar den Prinzen Albert, zu sehr im Sinne der deutschen Mächte und Rußlands zu handeln und den Frieden auf Kosten der englischen Interessen erhalten zu wollen. Man hielt antirussische Meetings ab und die Presse war in großer Agitation. Das Ministerium hielt diesen Sturm aus, aber in Constantinopel drohten andere Stürme, die es

dem Sultan unmöglich machten, die Erklärung, die man wollte, wörtlich anzunehmen. Die Alttürken nämlich sahen darin eine Unterwerfung unter den Czaren, eine volle Gleichstellung der Christen mit den Türken, die bald zu einem Uebergewicht jener über diese gedeihen würde. Die Ulemas schaarten sich zusammen und verlangten vom Sultan, er solle entweder die Unterzeichnung verweigern oder abdanken, am 8. September. Er that das erstere. Die offizielle Erklärung aber wurde, auf dringenden Rath des österreichischen Internuntius v. Bruck, bis zum 29. verschoben.

Die vermittelnden Mächte wollten immer noch Zeit gewinnen. Kaiser Nicolaus gab sich die größte Mühe, Preußen und Oesterreich für sich zu stimmen. In Preußen war ihm die „kleine, aber mächtige Partei" der Kreuzzeitung bereits blind ergeben. Man suchte hier in sehr auffallender Art den Franzosenhaß von 1813 aufzufrischen, um die Allianz mit Rußland annehmlicher zu machen. In den Septembertagen wurden nicht nur die Jahresfeste der Schlachten von Groß=Beeren und Dennewitz und eine Blücherfeier mit ganz ungewöhnlicher Ostentation, sondern auch eine besondere Feier der Roßbacher Schlacht begangen. Allein die weitaus größte Mehrheit des Volks war und blieb gegen Rußland gestimmt, dessen System sich natürlicherweise in den Grenzländern, die unmittelbar darunter litten, am meisten verhaßt gemacht hatte. In Oesterreich neigte man sich mehr zu Frankreich. Oesterreichische Offiziere besuchten das französische Lager in Satory. Kaiser Franz Joseph war schon im Frühjahr von seiner Wunde vollkommen wieder hergestellt und verlobte sich an seinem Geburtstage, den 18. August, mit der Prinzessin Elisabeth, Tochter des Herzog Maximilian von Bayern. Als gutes Omen für seine Zukunft mußte angesehen werden, daß man bald darauf im Anfang des September die von Kossuth auf seiner Flucht bei Orsowa vergrabene Krone sammt andern Reichskleinodien des Königreichs Ungarn wieder auffand und dem rechtmäßigen Herrn überlieferte. Am 24. September kam Kaiser Nicolaus in Olmütz mit dem Kaiser Franz Joseph zu=

sammen und reiste von da nach Berlin, um auch seinen Schwager, König Friedrich Wilhelm IV. zu begrüßen. Er hoffte eine Tripelallianz gegen die Westmächte zu Stande zu bringen, oder wenigstens sich der Neutralität der beiden Großmächte zu versichern. Nur das letztere gelang ihm, wogegen er damals noch versprach, seine Truppen sollten die Donau nicht überschreiten.

Unterdeß hatte sich der Sultan entschieden und sofern die Russen nicht sofort die Donaufürstenthümer räumten, am 4. October den Krieg erklärt. Das gab dem Kaiser Nicolaus einen erwünschten Vorwand, um vorgeben zu können, Er sey eigentlich der Angegriffene. Er gab die Hoffnung nicht auf, durch Fortsetzung der diplomatischen Verhandlungen die vier Großmächte wechselseitig zu neutralisiren. Zunächst sollten die bereits zur Offensive neigenden Westmächte von den noch mehr zur Neutralität neigenden deutschen Mächten getrennt, womöglich mit einander feindlich verwickelt werden. Sodann sollten auch wieder England und Frankreich unter einander gespannt, wo möglich getrennt werden. Rußland hatte alte Freunde genug in den hohen Regionen. Es bezahlte eine Menge geheimer Diener seiner Politik an den auswärtigen Höfen und auffallend viele Federn, Publicisten, welche die Aufgabe hatten, theils Mißtrauen zwischen den Westmächten und deutschen Mächten zu säen, theils von einem innigen, principiellen und traditionellen Einverständniß der deutschen Mächte mit Rußland zu fabeln, theils immer und immer wieder Rußlands Uneigennützigkeit anzupreisen und einen baldigen Frieden in Aussicht zu stellen, theils endlich die Thatsachen des Krieges zu entstellen, Rußlands Macht und Truppenzahl zu vergrößern, seine Fehler und Unglücksfälle zu bemänteln. Deutschland wurde mit einer russenfreundlichen Literatur wahrhaft überschwemmt. Auch die neue Erfindung der Telegraphen wurde benutzt, um durch falsche Gerüchte Tag für Tag die Wahrheit zu verdunkeln, die öffentliche Meinung irre zu führen. Auch die Börsenspeculation schwellte diesen Erguß von Zeitungslügen unaufhörlich an.

Das russische Kriegsmanifest vom 1. Nov. athmete Siegesmuth und die russischen Blätter wimmelten von Hymnen, die einen noch nicht verdienten Triumph feierten und ohne viele Umstände voraussetzten, ganz Europa sey zur Ernte reif und bestimmt, dem russischen Czaren unterworfen zu werden.*) Die Türken dagegen rüsteten in stillem Ingrimm, ohne zu prahlen. Omer Pascha wurde zu ihrem Oberbefehlshaber an der Donau ernannt. Ihre Zahl war stärker als die der Russen, aber es befanden sich nur 45,000 Reguläre (Nisham) und 57,000 Landwehr (Redif) Albanesen und Irreguläre (Baschi-Bozuks) dabei, und wenn auch Omer zu einer kräftigen Offensive über die Donau hinüber stark genug gewesen wäre, banden ihn Befehle, sich defensiv zu verhalten, bis es den Diplomaten gelingen würde, Rußlands Willen zu beugen. Fürst Gortschakof war nicht stark genug, um eine große Operation zu wagen, und gleichfalls durch Befehle gehemmt, denn damals galt

*) Eine solche Hymne lautete: „Nicht um des Friedens und der Ruhe Europas willen geifert eure Bosheit gegen uns, ihr abscheulichen Knechte des Lasters! (wörtlich) die unbefleckte Jungfräulichkeit Rußlands ist euch unerträglich; seine Macht ist es, die eure Schmähungen erzeugt; Rußlands Liebe zum Czaren, der Russen Hingebung an den Thron und Gehorsam gegen des Czaren Wort und die Liebe zum heiligen Altar — das ist es, wovor ihr Widersacher zittert, was euren Neid rege macht. Ihr scheint unsere Soldaten, unser treffliches, scharfschneidiges Bajonett vergessen zu haben!.... Aber Gott hat euch geblendet! Gott wird seine Söhne kräftigen; und wären eures Gleichen zwanzig (Völker) gegen Einen, so werden wir doch siegen! Mit Stumpf und Stiel werden wir die Sippschaft der vermessenen Feinde vertilgen, ohne Zeit und Worte gegen sie zu verlieren. Wer das rechte Schwert erhebt, findet kein Hinderniß. Der Zeitungen freches, lügenhaftes Winseln (wörtlich) wird verstummen im Donner der Siege. Wir, Rußlands Söhne, wollen den lasterhaften (poroczнüj — heißt auch entehrt, geschändet) Söhnen des Westens beweisen, wie denkwürdig uns der heilige Name Byzanz, und wie er uns testamentarisch vorbehalten (verbrieft) ist. Die furchtbare Faust Rußland wird die Feinde zu Boden werfen, und von Nicolaus wieder aufgepflanzt, wird das heilige Kreuz leuchten über dem byzantinischen Lande und durch seinen Heiligenschein die wankenden Throne der Fürsten befestigen...."

noch das Versprechen, welches Kaiser Nicolaus den deutschen Großmächten gegeben hatte, er wolle die Donau nicht überschreiten. Omer wußte das nicht und hatte guten Grund, zu befürchten, die Russen würden ihren rechten Flügel verstärken und den Versuch machen, in der Nähe von Widdin den großen Strom zu überschreiten, um sich auf dem kürzesten Wege mit den Serben und dem sich vorbereitenden Aufstand der Christen in der Türkei zu verbinden. Er befestigte daher Kalafat auf dem linken Donauufer, den Brückenkopf der Festung Widdin. Seine Vorsicht erscheint durchaus gerechtfertigt, und es bleibt immer ein Vorwurf für den Kaiser Nicolaus, einen Krieg mit so großen Drohungen angekündigt zu haben, den er mit so kleinen Mitteln und so energielos begann. War er einmal entschlossen, trotz Europa seine Eroberung durchzusetzen, so mußte er auch gleich anfangs alles wagen und mit Uebermacht die noch nicht gerüsteten Türken über Donau und Balkan jagen. Fürchtete er sich aber vor Oesterreich, das ihm in den Rücken fallen könnte, so durfte er auch nicht einmal die Donaufürstenthümer besetzen, denn er kam in den Fall, sie beim ersten Drohen Oesterreichs schimpflich wieder verlassen zu müssen. Wie es scheint, machte er einen Anfang zum Kriege in dem Vertrauen, Oesterreich noch auf seine Seite zu ziehen, und hielt Anfangs noch Maaß, eben um Oesterreich nicht zu reizen.

Der erste Kanonenschuß des Krieges erdröhnte vom türkischen Fort Isaktscha aus gegen auf der Donau vorüberfahrende russische Schiffe am 23. October 1853, ohne weitere Folgen. Der erste hitzige Kampf aber entspann sich bei Oltenitza. Omer Pascha schickte am 4. November 3000 Mann über die Donau hinüber nach diesem kleinen Ort, wo sie sich verschanzten und den Angriff von 7000 Russen tapfer zurückschlugen. Die Freude über diesen kleinen Sieg der Türken und seine Uebertreibung in fast ganz Europa bewies, wie allgemein die Stimmung gegen Rußland war. Ueber diesen sehr geringen Erfolg der Türken vergaß man ihre großen Verluste in Asien. Im September hatte Schamyl mit

seinen tapfern Tscherkessen einen Ausfall aus den Bergen gegen Tiflis gemacht, war aber bald wieder zurückgegangen, weil er allein im Tieflande gegen die Russen nichts ausrichten konnte. Die Türken begannen ihre Operationen erst im folgenden Monat. Am 27. Oct. überfiel Selim Pascha das russische Fort St. Nicolai am schwarzen Meere und Ali Riza Pascha schloß Achalzik ein. Aber Achmed Pascha ließ sich am 14. November bei Bajandur und nochmals am 1. Dezember bei Gumri vom russischen General Bebutof, und Ali am 24. November bei Achalzik von General Andronikof schlagen.

Mittlerweile rathschlagten die Minister Englands und Frankreichs, was zu thun sey? Napoleon III. war für rasches Einschreiten, Lord Aberdeen aber hielt noch zurück. Es kam also vorläufig nur zur Eröffnung einer Conferenz der Großmächte zu Wien (am 20. November), um über die Mittel einer friedlichen Ausgleichung des Conflictes zu berathen, und zu einem Vertrage zwischen den beiden Westmächten und der Pforte (am 27. November), worin die beiden ersteren der letzteren im Voraus ihren Schutz zusicherten, falls Rußland billige Friedensbedingungen abweisen würde. Auch wurden die Flotten der Westmächte bereits im September durch die Dardanellen vorgeschoben und legten sich im Bosphorus vor Anker, ohne jedoch ins schwarze Meer hinauszusegeln, weil sie vorerst noch jeden feindlichen Zusammenstoß mit russischen Schiffen vermeiden sollten. Nun überfiel aber Nachimof, Admiral der vor Sebastopol liegenden russischen Flotte, die zur Unterstützung Selim Paschas in Asien bestimmte, aus dem Bosphorus nach Batum segelnde Flotte unter Osman Pascha unterwegs im Hafen von Sinope unter dem Schutz eines Nebels und zerstörte sie gänzlich. Die meisten Türken fielen, Osman selbst wurde schwerverwundet gefangen. Doch hatten sich die Türken so gut gewehrt, daß auch mehrere russische Schiffe sanken.

Am 5. Dezember brachte die Wiener Conferenz einen neuen Friedensvorschlag zu Stande, welcher der Pforte und Rußland erst

erst mitgetheilt werden mußte. Vorher konnte keine der bei der Conferenz betheiligten Mächte einseitig zu den Waffen greifen. Gerade in diesem Stadium kam die Nachricht von der Vernichtung der türkischen Flotte nach Constantinopel und Lord Redcliffe vermochte daher nicht sofort die Flotte des Admiral Dundas, wie sehr dieselbe auch von Zorn und Kampflust glühte, zum Einlaufen ins schwarze Meer zu ermächtigen, sondern mußte erst in London nachfragen. In London selbst aber mußte man gleichfalls erst den Erfolg der Wiener Note abwarten, daher das Zurückhalten der Regierung, während die Ungeduld in der englischen Presse losbrach. Daß es Rußland gewagt, im Angesicht einer großen englischen Flotte einen Seesieg zu erfechten, war die tiefste Beleidigung, die dem englischen Volke widerfahren konnte. Von nun an war der offene Bruch unvermeidlich. Lord Aberdeen konnte den Zorn Palmerstons, des Parlaments und der Presse nicht mehr mäßigen. Am 15. Dezember trat Lord Palmerston aus dem Ministerium unter dem lauten Beifall der Nation, daher auch nur auf wenige Tage, um von der geängstigten Königin alsbald zurückberufen zu werden und alle die Elemente aus dem Ministerium auszuscheiden, die bisher den Krieg verzögert hatten. Sein Programm aber war: Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich, Einlaufen der verbündeten Flotten ins schwarze Meer und Behauptung desselben, bis die Russen die Donaufürstenthümer würden geräumt haben und sofort Kriegserklärung an Rußland, wenn es nicht nachgebe.

Nach der Schlacht bei Sinope herrschte in Constantinopel große Bestürzung. Der Kapudan Pascha (Admiral) wurde abgesetzt und durch Riza Pascha ersetzt. Noch während des ersten Sinopeschreckens kam das Wiener Protokoll an. Die Wünsche der vier Großmächte waren in vier Punkte formulirt: §. 1. die möglichst rasche Räumung der Donaufürstenthümer; §. 2. die Erneuerung der alten Verträge; §. 3. eine Erklärung (communication) bezüglich der Fermane zur Verleihung religiöser Privilegien von

Seiten der Pforte an ihre nichtmuselmännische Bevölkerung; diese Erklärung an die europäischen Mächte sollte von passenden Zusicherungen für jede einzelne von ihnen begleitet seyn; §. 4. das bereits getroffene Uebereinkommen über die heiligen Stätten und geistlichen Körperschaften in Jerusalem wurde endgültig angenommen. — Der Divan verlangte dagegen die Annullirung seiner alten Verträge mit Rußland. Und darauf kam es auch allein an. Wenn die alten Verträge hergestellt, wenn die Türkei gezwungen wurde, nach §. 3 auch Rußland noch specielle neue Garantien zu geben, so wurde es nur immer tiefer in die Netze Rußlands verstrickt. Die Bevölkerung von Constantinopel war in großer Aufregung und erhob Tumult, doch gelang es dem Sultan, die Gemüther wieder zu beruhigen, „es sey nichts verloren, er werde nicht nachgeben.“ Zugleich kam entsprechender Befehl aus England an, und trotz des Wintersturmes fuhr Admiral Dundas stolz in das schwarze Meer hinaus, um den Türken zu beweisen, daß er ihnen von nun an helfen werde. Doch kehrte er bald wieder um, besseres Wetter abwartend.

Kaiser Nicolaus selbst nahm die Vorschläge des 5. Dezember nicht an und erklärte, was er mit der Pforte allein abzumachen habe, gehe die übrigen Mächte nichts an. Die Vermittlung war also für diesmal fehlgeschlagen und die Westmächte schritten vor. Napoleon III. war mit Palmerston längst einverstanden und erließ am 29. Januar 1854 ein Schreiben an den Kaiser Nicolaus im altnapoleonischen Manifeststyl, abgedruckt im Moniteur, worin er dem Czaren sein Unrecht vorhielt und ihm auf würdige Art die Wahrheit sagte. Nicolaus, von dem man erwartete, er werde stolz oder gar nicht antworten, erwiederte das Schreiben ausführlich, höflich und mit viel Sophistik. Da er aber die ausdrückliche Forderung der Westmächte, die Donaufürstenthümer zu räumen, zurückwies, war der Krieg unvermeidlich. Die diplomatischen Verbindungen zwischen den Westmächten und Rußland wurden im Februar abgebrochen, am 28. März erfolgte die Kriegserklärung der

ersteren. Unter diesen Umständen gewann die Neutralität Oesterreichs doppelten Werth für Rußland. Graf Orlow wurde im Januar nach Wien geschickt, sie zu befestigen, aber Oesterreich forderte auch seinerseits den Rückmarsch der russischen Truppen aus den Donaufürstenthümern und stellte, als Orlow nur ausweichende Antworten gab, ein Beobachtungscorps an der serbischen Grenze auf, um nöthigenfalls dem Omer Pascha vor Widdin die Hand zu reichen, wenn Gortschakof Miene machen sollte, sich mit den Serben zu verbinden. Auch Preußen, dem Rußland damals eine enge Allianz antrug, weigerte sich, erkannte an, daß Rußland im Unrecht sey, und ermahnte es zu billigem Nachgeben.

Inzwischen verfolgte Rußland seinen Plan. Gortschakof ließ einen Angriff auf Kalafat machen, den von den Türken verschanzten Brückenkopf von Widdin. Wäre es ihm hier durchzubrechen gelungen, so hätte er in Serbien die starke Partei des abgesetzten Fürsten Milosch, die nur darauf wartete, unterstützt und den regierenden Fürsten Alexander gestürzt.*) Aber General Anrep, dem die Einnahme von Kalafat anvertraut war, konnte mit 50,000 Mann doch nicht zum Ziele gelangen, denn der tiefe Koth machte die türkischen Verschanzungen unangreifbar; die Russen hatten in dem menschenleeren Lande bei der rauhen Jahreszeit unsäglich auszustehen und wurden durch Krankheiten decimirt. Zum Ueberfluß empörten sich die von den alles plündernden Russen zur Verzweif-

---

*) Rüstow in seiner Geschichte des Kriegs hält den Angriff der Russen auf Kalafat nur für eine Maske, um Omer Pascha zu täuschen und von der untern Donau wegzulocken. Allein wenn es den Russen nicht Ernst gewesen wäre, hätten sie schwerlich gerade diesen, die Eifersucht Oesterreichs herausfordernden Angriff im Westen der Wallachei gemacht. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie sich damals wirklich haben mit Serbien in Verbindung setzen wollen, und daß nur das Mißlingen ihres Angriffs auf Kalafat, der schwache Fortgang der Insurrection in Bulgarien, die sichere Haltung des Fürsten Alexander von Serbien und die Drohungen Oesterreichs sie von weiteren Operationen in dieser Richtung, die beim Beginn des Krieges in ihrem Plan lagen, abgeschreckt haben.

lung gebrachten wallachischen Bauern. In Kalafat befehligte Achmed Pascha mit 16,000 Mann. Unter ihm aber diente Iskander Bey (der polnische Graf Jelinski), der sich in den kühnsten Reitergefechten auszeichnete. Am 6. Januar ließen sich die Russen bei Cetate (vor Kalafat) von den Türken überfallen und schlagen und unternahmen dann nichts mehr, weil die Oesterreicher ihr Truppencorps an der Grenze, befehligt von Coronini, auf 50,000 Mann verstärkten.

Der Aufstand der slavischen Serben, Bulgaren, Bosnier, der den Russen den Weg nach Constantinopel hätte öffnen sollen, unterblieb nun und nur im Süden brachen die von Rußland bestochenen griechischen Klephtenführer los, hauptsächlich um nach ihrer Gewohnheit Beute zu machen. Zwar schmeichelte man sich am Hofe zu Athen, der Aufstand könne eine Vergrößerung des Königreichs Griechenland zur Folge haben, und täuschte sich desfalls über die Absichten Rußlands; allein König Otto hatte die Mittel nicht, mit der Pforte Krieg zu führen, und konnte jeden Augenblick durch die Flotten der Westmächte gemaßregelt werden. Deshalb blieb der neugriechische Aufstand auf Raub, Mord und Brand beschränkt, um bald wieder erstickt zu werden und half den Russen nichts. Die erste Erhebung erfolgte am 27. Januar 1854 zu Radowitzi in Epirus mit Verkündigung einer pomphaften Proklamation im Styl des Jahres 1820. Am 7. Februar lief die Besatzung von Athen, trotz der königlichen Abmahnung, den Insurgenten zu, deren vornehmster Anführer Grivas war. Allein vor Arta erlitten sie schon am 10. eine Niederlage und mußten in die Gebirge flüchten. Noch kläglicher liefen die kleinen Insurrectionen in Thessalien und Macedonien ab, die bald unterdrückt wurden. Die Klephten im Süden kamen indeß aus ihren Schlupfwinkeln immer wieder zum Vorschein und Tzawellas stellte sich zu Peta sogar an die Spitze einer provisorischen Regierung des künftigen byzantinischen Reichs. Aber die Klephtenhäuptlinge waren nicht einmal unter sich einig. Grivas klagte seine eignen Leute des Verrathes an.

Im April machten ägyptische Truppen dem Unfug ein Ende. Osman Pascha nahm Peta ein. Am 23. Mai ankerte eine kleine westmächtliche Flotte im Piräus und eine französische Brigade landete, um dem König von Griechenland die Mittel zu gewähren, seine eignen Unterthanen im Zaum zu halten und den Frieden mit der Türkei nicht ferner brechen zu lassen. Es gab dabei schmerzliche Auftritte. Der billige Wunsch der Neugriechen, von den Zeitumständen Vortheil zu ziehen, konnte nicht gewährt werden. Die Westmächte konnten den Aufruhr gegen die Pforte nicht zugeben und Rußland selbst hatte gar nicht die Absicht, den Neugriechen beizustehen oder ihr kleines Reich zu vergrößern, sondern wollte sie nur als Mittel zu seinen eigenen Zwecken ausnutzen. In den Gebirgen hielt sich der Räuber Hadschi Petru noch eine Zeitlang, blieb aber isolirt.

Da nun der große christliche Aufstand in der Türkei, auf den der Kaiser von Rußland anfangs große Hoffnungen gesetzt zu haben scheint, gänzlich mißlang, und er, immer noch im Vertrauen auf die Neutralität Oesterreichs, nicht mehr zurück-, sondern kühn weiter vorwärts gehen wollte, verfügte er im März eine außerordentliche Rekrutenaushebung von 9 Mann auf je 1000 Seelen. Die Kreuzzeitung hatte schon am 30. Dezember die Armee, welche der Kaiser mit leichter Mühe zusammenbringen könne, auf 2¼ Millionen Mann berechnet. Solche Prahlereien der Russomanen waren aber übel angebracht, weil sie durch den wahren Befund und Erfolg, der nicht verborgen bleiben konnte, nothwendig beschämt werden mußten. Die russischen Truppen wurden fortwährend kirchlich fanatisirt, den ganzen Krieg sollten sie als Kreuzzug gegen die Ungläubigen auffassen, und der Aufstand der Christen, der nicht vor der russischen Armee hergegangen war, sollte nun wenigstens derselben nachfolgen, indem wallachische, slavische und griechische Freicorps als Kern einer künftigen größeren Insurrectionsarmee dem russischen Heere angereiht wurden. Im Frühjahr kam eine neue große Bewegung in die russischen Lager. Der greise Fürst

Paskiewitsch, der niebesiegte, sollte Oberfeldherr werden, schickte aber den Chef seines Generalstabs, Schilder, voran, um einstweilen die geeigneten Dispositionen zu treffen.

Schilder verfuhr nach einem ganz neuen Plane. Der früher beabsichtigte Offensivstoß auf den rechten Flügel wurde gänzlich aufgegeben und ein anderer auf den linken Flügel vorbereitet. Die russischen Truppen zogen sich von Kalafat zurück, ein Corps unter Lüders überschritt Mitte März die Donau weit unten in der Nähe des Pruth, besetzte die nicht ernstlich von den Türken vertheidigte Dobrudscha, drang über den Trajanswall vor und vereinigte sich mit dem Gros der Armee unter Schilder, der weiter oben die Donau überschritt, vor Silistria. Die Türken hatten nur in kleinen blutigen Vorpostengefechten Widerstand geleistet, ohne gegen die russische Uebermacht eine offene Feldschlacht zu wagen. Omer Pascha zog sich mit seinem Heere nach Schumla zurück, vor sich die Festungen Varna, Silistria, Rustschuk, mit denen er so lange als möglich die Verbindung unterhielt.

Der Uebergang der Russen über die Donau war nicht nur Trotz, den sie den Westmächten boten, sondern auch eine Verhöhnung und Herausforderung Oesterreichs, welches bisher sein friedliches Verhalten und seine Versöhnungsversuche durch das Vertrauen, die Russen werden die Donau nicht überschreiten, motivirt hatte.*) Die Westmächte schloßen mit der Türkei am 12. März ein Schutz- und Trutzbündniß gegen Rußland ab und ließen Land-

---

*) Diesem Trotz und Hohn gab die St. Petersburger Zeitung am 25. März den schlagendsten Ausdruck in ein Paar Spottversen:

England und Frankreich.

Räumt die Fürstenthümer gleich,
Oder wir bekriegen euch.

Rußland.

Gut, wir räumen sie noch heute,
Aber — nach der andern Seite.

truppen einschiffen, um den Türken in der Vertheidigung des Balkan und Constantinopels beizustehen, da die Russen offenbar dahin marschirten. England wollte anfangs nur 10,000 Mann abgehen lassen, aber der zu ihrem Befehlshaber ernannte Lord Raglan (der bei Waterloo einen Arm verloren) verlangte die doppelte Zahl und erhielt sie. Auch diese Zahl war äußerst unbedeutend und rechtfertigt die Vermuthung, daß England immer noch erwartet habe, Rußland werde bloßen Demonstrationen nachgeben, oder aber daß England zuerst Frankreich, dann Oesterreich habe vorschieben und seine eignen Kräfte sparen wollen. Uebrigens machte auch ein englischer Prinz, der Herzog von Cambridge, den Zug in die Levante mit und reiste über Paris und Wien, um die Monarchen daselbst im Namen Englands zu bekomplimentiren. Auch einige englische Regimenter wurden zu Lande über Paris spedirt und dort enthusiastisch begrüßt und geliebkost. Napoleon III. machte ein großes Nationalanleihen zum Behuf seiner Rüstungen und man drängte sich dergestalt zu den Unterzeichnungen herbei, daß schon im März 467 Millionen Franken gedeckt waren. Sofort gingen zunächst 40—50,000 Mann unter Marschall von St. Arnaud nach dem Orient ab. Die von Canrobert befehligte erste Division verließ Marseille am 1. April. Ihr gesellte sich auch Prinz Napoleon, Sohn Jeromes, des ehemaligen Königs von Westphalen, bei. Ihr erster Landungsort war Gallipoli unterhalb der Dardanellen. Da die Landtruppen noch zu schwach waren, um etwas Großes unternehmen zu können, die Westmächte aber irgend etwas thun mußten, um ihre Stärke zu erproben und Russen und Türken Achtung zu gebieten, machten die Flotten einen Angriff auf Odessa, wo sie am 22. April eine Anzahl Handelsschiffe und einige Häuser in Brand steckten, ohne die eigentliche Stadt zu bombardiren, die sie offenbar schonen wollten. Es genügte ihnen, den Russen einen ersten Schrecken eingejagt zu haben.

Oesterreich war durch das Vorgehen der Russen verletzt worden. Zwar entschuldigte sich Kaiser Nicolaus, er habe die

Donaulinie überschreiten müssen, weil die Westmächte ins schwarze Meer eingedrungen seyen. Allein das konnte Oesterreich nicht beruhigen. Oesterreich mußte um jeden Preis den vom Kaiser Nicolaus beabsichtigten Eroberungszug nach Constantinopel verhindern. Es war bei Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in dem gegenwärtigen Falle sogar noch mehr interessirt als England und Frankreich. Auf Oesterreich zuerst mußte die russische Uebermacht drücken, wenn die Türkei russisch wurde. Deshalb war Oesterreich fest entschlossen, die Russen nicht über den Balkan zu lassen. Es verständigte sich aber mit Preußen. Preußen hatte von Anfang an zugegeben, daß Rußland im Unrecht sey und daß es im preußischen Interesse nicht liege, die ungeheure Macht Rußland durch Einverleibung der Türkei noch mehr anzuschwellen. Nur den Frieden wollte Preußen erhalten wissen. Es ging also gern auf das ihm von Oesterreich angetragene Schutz- und Trutzbündniß vom 20. April ein, worin es sich verpflichtete, mit Oesterreich gemeinsam Rußland den Krieg zu erklären, wenn dessen Heer den Balkan überschreiten oder auch nur die Donaufürstenthümer Rußland förmlich incorporirt werden sollten. Aber Kriegsminister von Bonin wurde (5. Mai) entlassen, weil er die bloße Möglichkeit einer Allianz Preußens mit Rußland als „Vatermord" bezeichnet hatte. Damals entfernte sich der Prinz von Preußen kurze Zeit vom Hofe. Auch der preußische Gesandte in London, Bunsen, empfing seinen Abschied, weil er das englische Interesse zu sehr mit dem preußischen verwechselt haben sollte. Die Wiener Conferenz vereinigte sich in einem neuen Protokoll vom 9. April zu einer entschiedenen Mißbilligung des weiteren Vorschreitens Rußlands.

Kaiser Nicolaus wollte aber noch nicht nachgeben. Die von Seiten der Westmächte ihm entgegengeschickten Streitkräfte waren noch unerheblich, die Drohungen der deutschen Mächte konnten ihm erst Besorgnisse einflößen, wenn er über den Balkan ging. Bis dahin blieb ihm noch ein weiter Spielraum, um glänzende Erfolge zu erringen. Fürst Paskiewitsch, vermöge eines be-

sonderen Privilegiums gleich dem Kaiser selbst mit Läuten aller Glocken in Jassy am 16. April und eben so in Bukarest empfangen, begab sich vor Silistria, dessen Belagerung schon am 14. begonnen hatte. Seine Absicht war, Omer Pascha aus Schumla herauszulocken, um ihn in offener Schlacht zu besiegen, ein Manöver, wie es Diebitsch im Jahr 1829 so wohl gelungen war (Theil I. S. 190). Deswegen beschleunigte der russische Feldherr die Eroberung Silistria's anfangs nicht und ließ sogar die Cernirung der Stadt unvollendet, immer in der Erwartung, Omer werde ihr zu Hülfe kommen wollen. Aber Omer Pascha war schlau und that es nicht. Endlich sollte wenigstens die Stadt erobert werden, allein sie wurde vom Commandanten Mussa Pascha und von dem preußischen*) Artillerieoffizier Grach aufs einsichtsvollste und tapferste vertheidigt. Wüthende Stürme vom 27—29. Mai wurden abgeschlagen, General Schilder beim Rückzug und bei der Verfolgung tödtlich verwundet, eben so aber auch Mussa innerhalb der Stadt von einem Granatsplitter. Am 9. Juni erhielt Fürst Paskiewitsch selbst eine Contusion, die ihn nöthigte, das Lager zu verlassen, und am 21. gab er die Belagerung Silistria's auf und befahl den Rückzug der ganzen russischen Armee über die Donau, ja selbst über den Pruth.

Das hatte seinen einfachen Grund in dem energischen Vorgehen Oesterreichs. Am 10. Juni kamen der Kaiser von Oesterreich und König von Preußen in Tetschen zusammen und Preußen unterstützte eine österreichische Note, worin Rußland aufgefordert wurde, unverzüglich die Donaufürstenthümer zu räumen. Am 14. schloß Oesterreich bereits mit der Pforte selbst einen Vertrag, der

*) Schon mehrere Jahre vor dem Kriege waren Artillerieoffiziere auf Bitte des Sultans von Seite des Königs von Preußen nach Constantinopel geschickt worden, um die türkische Artillerie einzuüben. Das war seit dem Beginn des Krieges für die Türken von großem Nutzen. Grach war nicht in die Heimath zurückgekehrt, sondern bei den Türken geblieben. Auch er kam um.

ihm gestattete, die Donaufürstenthümer mit österreichischen Truppen zu besetzen. Die zu Bamberg tagenden Vertreter der deutschen Mittelstaaten zögerten zwar bis zum 20. Juli, ehe sie sich an die beiden deutschen Großmächte in der russischen Frage anschloßen, vermochten aber dem russischen Kaiser keinen Rückhalt zu gewähren. Die Ankunft der ersten englischen und französischen Regimenter in Varna, wohin sie damals von Gallipoli aus eingeschifft wurden, konnte, da ihre Zahl noch gering war und es ihnen an Transportmitteln fehlte, die Russen eher zu einem Angriff locken, als sie zum Abzug bewegen. Nur die drohende Stellung der österreichischen Armee unter Coronini in Siebenbürgen zwang die Russen zur Umkehr, denn ein Marsch der Oesterreicher an den Pruth hätte hingereicht, Paskiewitsch und die ganze russische Armee von ihren einzigen Zufuhren abzuschneiden und zur Capitulation zu zwingen. Indem aber Kaiser Nicolaus seiner Armee den Rückzugsbefehl ertheilte, zog er aus dem scheinbaren Nachtheil, in den er gekommen war, wieder den größten Vortheil, denn die deutschen Großmächte fühlten sich durch die Nachgiebigkeit, die er ihnen erwiesen hatte, geschmeichelt und beruhigt. Er konnte von nun an darauf rechnen, daß sie am activen Kriege keinen Theil nehmen würden. Die Oesterreicher zogen in die Wallachei und Moldau ein, sobald die Russen dieselbe verließen, und trennten somit die beiden kriegführenden Parteien. Rußland war sicher, daß ihm weder Omer Pascha noch die Westmächte über den Pruth folgen würden. Ein höchst unkluger Versuch der Alliirten, von Varna aus in die Dobrudscha vorzudringen, endete kläglich, weil das unfruchtbare Land und die Hitze die Leute erschöpfte. Die Cholera raffte in wenigen Tagen 2000 von ihnen hinweg (Ende Juli).

Der Krieg war eigentlich damals schon entschieden. Von dem Augenblick an, in welchem Oesterreich und Preußen sich befriedigt zeigten, und die europäische Türkei, das Balkan- und Donaugebiet aufhörte, Kriegsschauplatz zu seyn, waren die Westmächte theils zu schwach, theils fanden sie zu wenig angreifbare

Grenzen des russischen Reichs, um entscheidende Erfolge erringen zu können. Es war also vorauszusehen, daß mehr oder weniger der status quo ante würde zurückgeführt werden, so zwar, daß Rußland für diesmal seinem türkischen Eroberungsplan entsagen mußte, aber auch keineswegs eine solche Schwächung seiner Macht erlitt, die ihm verwehrt hätte, denselben Plan nächstens wieder aufzunehmen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Schwächung Rußlands in der bezeichneten Art im Interesse der deutschen Großmächte gelegen haben würde, mehr noch, als in dem der Westmächte, denn Oesterreich und Preußen sind durch die Uebermacht Rußlands noch viel unmittelbarer bedroht, als Frankreich und England. Man konnte wenigstens erwarten, daß damals etwas geschehen werde, um für Holstein und Schleswig günstigere Bedingungen zu erwirken. Sowohl Rußland als England waren damals im Fall, der deutschen Stimme nachgeben zu müssen und desfalls auf Dänemark einzuwirken. Aber der kostbare Augenblick wurde versäumt.

Durch die Neutralität Preußens wurde auch Schweden verhindert, sich den Westmächten anzuschließen. Schweden konnte nichts sehnlicher wünschen, als eine Schwächung Rußlands, denn es lebte nur noch gleichsam durch die Gnade seines übermächtigen russischen Nachbars. Aber eine schwedische Armee hätte nur dann wagen dürfen, Finnland wiederzuerobern, wenn gleichzeitig eine preußische Armee gegen Riga vorgerückt wäre. Die Engländer rüsteten eine große Flotte unter Admiral Charles Napier aus, der auch eine französische sich beigesellte, in der Absicht, durch die Ostsee bis in den finnischen Meerbusen vorzudringen, Kronstadt, die Inselfestung, welche den Zugang zur russischen Hauptstadt St. Petersburg beschützt, zu erobern, und dann diese große Stadt selbst, wenn nicht zu erobern, wozu es an einer Landmacht fehlte, doch zu bombardiren. Jenachdem die Flotten Erfolg haben würden oder noch eine Möglichkeit sich darbot, Preußen zur Action gegen Rußland fortzureißen, hoffte man auch noch auf den Beitritt des mit

Recht vorsichtigen Schwedens. Einstweilen aber blieb Schweden neutral und Napier fand auf der ganzen Ostsee nichts Besseres zu thun, als russische Handelsschiffe wegzucapern und an den Küsten Finnlands friedliche Städte und Dörfer, Holz- und Theervorräthe zu verbrennen, was die Finnen, anstatt sie gegen Rußland zu gewinnen, nur gegen die Westmächte erbittern mußte. Endlich vor Kronstadt angelangt, erkannte Napier, diese Feste sey unangreifbar. Schiffe konnten nur auf einem schmalen Fahrwasser herankommen und waren der Wirkung unzähliger Geschütze des schwersten Calibers ausgesetzt. Deshalb kehrten die Flotten im Herbst wieder heim, nachdem einige französische Landungstruppen unter Baraguay d'Hilliers am 16. August die kleine Festung Bomarsund auf den russischen Alandsinseln erobert hatten. Einige englische Schiffe waren auch in das weiße Meer eingedrungen, blokirten Archangel und zerstörten den Hafen von Kola. Noch andre machten einen Angriff auf Petropaulowsk in Kamtschatka, das sich gut vertheidigte.

Aegypten wagte damals keine Sonderpolitik mehr, sondern leistete dem Sultan treue Lehnspflicht durch Zusendung von Schiffen und Landtruppen. Der alte Mehemet Ali starb geistesschwach 1849, sein energischer Sohn Ibrahim schon 1848, des letztern Sohn Abbas blieb dem Sultan ergeben und als er am 14. Juli 1854 starb, that sein Oheim und Nachfolger Saïd das gleiche.

Die Landtruppen der Westmächte waren größtentheils nach Varna versetzt worden. Nur ein starkes Depot blieb in Konstantinopel zurück, wo Kasernen und Lazarethe für Franzosen und Engländer mit Bewilligung des Sultans errichtet wurden. Die Truppen litten aber in Varna außerordentlich an schlechter Verpflegung, an der Hitze des Clima's, Ruhr und Cholera, und retteten bei einem großen Brande, der die Stadt am 10. August verzehrte, nur mit äußerster Noth ihr großes Pulvermagazin. Auch mit den Türken vereinigt waren sie nicht stark genug, um etwa vom Pruth oder Odessa aus ins Herz Rußlands vordringen zu können, weil sie von Oesterreich desfalls nicht unterstützt wur-

den. In einem großen Kriegsrath zu Varna wurde berathen, was jetzt anzufangen sey? Ferhat Pascha (General Stein, der Renegat) von der türkischen Armee in Asien forderte dringend zu einer Unterstützung dieser Armee durch die Westmächte auf und setzte auseinander, wie leicht es seyn würde, die Russen aus Transkaukasien zu vertreiben und welches reiche Pfand dadurch gewonnen werden würde. Auch ein Schwager Schamyls erschien mit 50 tscherkessischen Häuptlingen, sprach in gleichem Sinn und bot die ganze Macht der Tscherkessen an. In der That wäre es den Russen unendlich schwer geworden, sich gegen die vereinigte Macht der Westmächte, der Türken und Schamyls zu behaupten oder in diesen fernen Gegenden Verstärkungen an sich zu ziehen. Sie waren unter dem transkaukasischen Gouverneur, dem alten Fürsten Woronzof (der bald sein Amt niederlegte) und einigen energischen Generalen nur relativ stärker, als die zwar zahlreiche, aber fast nur aus Baschi Bozuks bestehende türkische Armee in Asien unter ihren uneinigen und unfähigen Führern. Wenn aber Omer Pascha mit der regulären türkischen Armee, wenn eine französisch-englische Armee gekommen wäre, so hätten die Russen unfehlbar unterliegen müssen. Gerade damals erfochten sie wieder einige Siege in Asien, am 9. Juni bei Osurgeti, am 31. Juli fiel die Festung Bajazet in ihre Hände und am 5. August siegten sie nochmals bei Kuruk Dara. Ihnen hier mit Kraft entgegenzutreten, mußte besonders im Interesse Englands liegen. Waren die Russen einmal aus Transkaukasien vertrieben, so herrschte Englands Einfluß in Persien vor, das beste Mittel, sein indisches Reich zu schützen und sein Ansehen in ganz Asien zu verstärken. Aber Frankreich lag weniger an dieser Eroberung, die es nicht für sich, sondern mehr für England gemacht haben würde. St. Arnaud entschied für einen Angriff auf Sebastopol, den großen Kriegshafen in der Krim, um hier die russische Macht rasch und aufs empfindlichste zu treffen, denn seine Soldaten verlangten nach so langer tödtlicher Ruhe nach Kampf und Sieg, und er selbst, der französische Marschall,

fühlte bereits den Tod in seinen Adern und wollte nicht ruhmlos sterben. Lord Raglan aber billigte den Plan, weil es die Zerstörung der russischen Marine im schwarzen Meere galt.

Die Franzosen und Engländer hatten in Gallipoli, Varna und in der Dobrudscha, ohne den Feind gesehen zu haben, nur an Krankheiten bereits 15,000 Mann verloren, waren aber nach den Listen noch 55,000, in der Wirklichkeit vielleicht etwas weniger stark, und schifften sich nebst 6000 Türken nach der Krim ein, wo sie am 14. September in der Nähe von Eupatoria landeten, ohne vom Feind aufgehalten zu werden. Der Anblick der vielen hundert großen und kleinen Schiffe, die bei heiterem Himmel hier anlangten, soll äußerst majestätisch gewesen seyn. Eupatoria liegt an der Westküste der Krim auf ebenem Ufer. Die ganze Halbinsel ist eben, größentheils unbebaut und wasserarm, nur den Südrand nimmt ein Gebirge ein. In dieses Gebirge lauft von Westen her eine Meeresbucht hinein und in sie mündet das Flüßchen Tschernaja. Auf der Südseite dieser Bucht aber liegt die befestigte Stadt Sebastopol, auf der Nordseite liegen neue Festungswerke. Innerhalb der Bucht befand sich damals die russische Flotte, mit der Admiral Nachimoff bei Sinope gesiegt hatte, im Hafen eingeschlossen, 54 Segel, die es nicht wagten, auszulaufen und sich mit den Flotten der Westmächte zu messen. In der Festung waren ungeheure Vorräthe von schwerem Geschütz und Munition gehäuft, die Ausrüstungsmittel für große Flotten auf lange Zeit. Der commandirende Obergeneral und Gouverneur der Krim, Admiral Fürst Menzikof, hatte zwar weniger Truppen bei der Hand, als die Verbündeten, nahm aber jenseits der Alma auf dem Gebirge mit 33,000 Mann eine so feste Stellung, daß er hoffte, die Macht des Feindes werde sich hier brechen und erschöpfen; ja er war so zuversichtlich, daß er die Damen von Sebastopol einlud, nach seinem Lager zu fahren und die Vernichtung des Feindes mit anzusehen. Als aber die Verbündeten am 20. September an die Alma heranrückten, erstieg General Bosquet mit den tapferen Zua-

ven *) die beinah steilrechten Uferfelsen in der linken Flanke der Russen und brachte sogar Kanonen in solcher Schnelligkeit hinauf, daß Menzikof, obgleich er in der Front durch sein wohlgezieltes Feuer den Engländern und Franzosen schwere Verluste zufügte, dennoch durch jenen Angriff in der Flanke zum Rückzug gezwungen wurde, ja er wäre vernichtet worden, wenn die Verbündeten Reiterei zum Verfolgen gehabt hätten. Da er sich ostwärts in die Gebirge zurückzog und Sebastopol mit einer nur schwachen Besatzung westwärts liegen ließ, hätte diese Festung überrumpelt und genommen werden können. Aber eine Recognoscirung der nördlichen Forts ergab, daß dieselben zu stark seyen, um, ohne vorher Belagerungsgeschütz anzuwenden, erstürmt werden zu können. In einem Kriegsrath, dem Marschall St. Arnaud zum letztenmal anwohnte, indem ihn die Cholera nur noch wenige Tage leben ließ, wurde nun beschlossen, eine neue Stellung südwärts von Sebastopol zu nehmen, auf einer Hochebene, die durch das enge Thal der Tschernaja gegen einen Angriff von Osten her geschützt wird und im Süden durch die Bucht von Balaklava, im Westen durch die Bucht von Kamiesch die Verbindung mit den Flotten offen ließ. In dieser Stellung gegen einen etwaigen Angriff einer Entsatzarmee gedeckt, konnten die Verbündeten hoffen, Sebastopol eher zu erobern, sofern es gerade auf dieser Seite damals noch viel weniger befestigt war. Ein rascher Sturm wäre hier, wie die Russen selbst später eingestanden haben, wahrscheinlich gelungen, aber St. Arnauds tödtliche Krankheit brachte Stocken in die Unternehmungen der Franzosen, während die Engländer überhaupt immer langsamer und methodischer handelten. Der Sturm wurde nicht gewagt.

Ganz Europa aber durchlief die angeblich von einem Tartaren

*) Ursprünglich eingeborne Afrikaner, die von den Franzosen in Algier angeworben wurden, nach und nach aber ersetzt durch Franzosen, welche nur die muhamedanische Tracht beibehielten. Cavaignac war eine Zeitlang ihr Chef gewesen. Sie galten als die feurigsten und unbesieglichsten Truppen der Armee.

an die türkische Grenze gebrachte Nachricht, Sebastopol sey unmittelbar nach der Schlacht an der Alma gefallen, und ein vorzeitiges Jubelgeschrei folgte ihr als lange nachhallendes Echo.

In der Wirklichkeit hatten die siegreichen Armeen nichts gewonnen, sondern ihre Noth ging jetzt erst an. Sie hatten die erste kostbare Zeit versäumt und Menzikof konnte die Besatzung der Festung verstärken. Das Glück gab ihm in dem Artilleriehauptmann Tottleben einen Gehülfen, wie er ihn brauchte, denn dieser geniale Offizier, der während der nachfolgenden Belagerung bis zum General emporstieg, schuf in wunderbarer Schnelligkeit rings um die Südseite der Stadt her neue, zahlreiche und aufs vortrefflichste angelegte Redouten, Gräben, Minen 2c. und machte den Zugang fast unmöglich. Gleich nach der Schlacht an der Alma hatte Menzikof schon den Eingang vom Meer zum Hafen durch Versenkung sieben großer Schiffe auch für die Flotten der Westmächte unnahbar gemacht.

St. Arnaud konnte noch auf ein Schiff gebracht werden, starb aber am 29. September auf dem Meere, in tiefem Schmerz und hoher Freude zugleich, denn bis auf den letzten Augenblick überwog bei ihm das stolze Gefühl des Siegers die körperlichen Leiden und die beängstigende Gewißheit eines frühen Todes. Dieser Marschall hatte für die französische Armee noch eine andere Bedeutung. Er war nämlich sehr fromm und pflegte unter den Truppen jene hohe Achtung für die Religion, durch die sich die Franzosen in der Krim so auffallend auszeichneten. Die unzertrennlichen Gefährten und Lieblinge der französischen Armee waren die barmherzigen Schwestern, welche die Lazarethe besorgten, und die Feldpriester. General Canrobert übernahm an St. Arnauds Stelle den Oberbefehl.

Die Engländer setzten sich an der Bucht von Balaklava, die Franzosen an der von Kamiesch fest und begannen auf dem Plateau die regelmäßige, sehr langweilige Belagerung der Südseite von Sebastopol. Die Eröffnung von Laufgräben war wegen des

felsigen, nur von einer dünnen Erdschicht bedeckten Terrains äußerst schwierig. Am 17. October versuchten die Verbündeten die erste großartige Beschießung des Platzes zugleich vom Lande und von der Flotte aus, aber die Russen besaßen viel mehr schweres Geschütz und erwiederten das Feuer mit solcher Ueberlegenheit, daß die Verbündeten einen Sturm, den sie anfangs im Sinn gehabt, nicht wagten. Am unzureichendsten hatte sich die Flotte erwiesen, deren Kanonen an den Mauern der Festung nur schwache Verheerungen anzurichten vermocht, indeß sie selbst vom feindlichen Feuer ziemlich empfindlich gelitten hatte. Seitdem wagten die Flotten gar keinen Angriff mehr und dienten nur noch, Lebensmittel, Munition und Verstärkungen nach der Krim und Verwundete von dort zurückzubringen. Die Russen in der Festung verloren aber am 17. an Todten 500 Mann, worunter ihr tapferer Viceadmiral Kornilof. Nach diesem mißlungenen Angriff ließ der russische Gegenstoß nicht auf sich warten. Am 25. October befahl Menzikof, nachdem ihm eben Verstärkungen zugekommen waren, dem General Liprandi, die Stellung der Engländer bei Balaklava anzugreifen. Die englische Reiterei stürzte sich allzublind in den Kampf und erlitt ungeheuren Verlust. Die Russen behaupteten das Schlachtfeld und unternahmen am 5. November einen noch weit energischeren Angriff. Denn die Großfürsten Nicolaus und Michael waren gekommen und von dem Heer, welches früher unter Gortschakof an der Donau operirt hatte, neue Verstärkungen angelangt. Mit 51,000 Mann wurde nun die englische Stellung abermals forcirt, bei Inkerman. Allein die russischen Corps waren ungeschickt geführt und so gelang es dem schnellblickenden Bosquet, ihnen in die Flanke zu kommen und durch seine Kühnheit die Engländer zu retten. Die Russen mußten mit schwerem Verlust umkehren. Nun aber fiel der Herbstregen in Strömen nieder, setzte die ganze Gegend unter Wasser, füllte die Gräben aus und machte die von den verbündeten Truppen sehnlichst gewünschte Erstürmung der Stadt um so unmöglicher,

als die Russen sich immer mehr verstärkten, die Verbündeten aber sich durch Schlachten und Krankheiten schwächten.

Es war nicht mehr möglich, die Stadt zu gewinnen. Die westmächtlichen Truppen mußten sich auf ein langes Winterlager einrichten und, wenn sie nicht von der überlegenen russischen Macht wollten ins Meer geworfen werden, sich verstärken. Als sie von Varna nach der Krim absegelten, hatten sie gehofft, mit einem raschen Handstreich Sebastopol zu nehmen. Auf ein Ueberwintern im freien Felde waren sie nicht vorbereitet. Die warmen Kleider, Pelze, Holzvorräthe rc. langten alle erst an, als die rauhe Jahrszeit schon begonnen hatte. Die elenden Ortschaften in der Nähe von Sebastopol boten keine Quartiere, kaum Räume genug zu Lazarethen dar. Man mußte also unter Zelten oder in Baraken wohnen, welch letztere jedoch wegen Holzmangels nicht leicht herzustellen waren. Die Franzosen standen sich besser, theils weil die Regierung mehr für sie sorgte, theils weil sie, erfinderisch in Auffindung von Auskunftsmitteln, immer rasch und in unverwüstlicher guter Laune sich selbst zu helfen wußten. Die Engländer aber litten unsäglich, weil die Generale sich nicht um die Armeeverwaltung bekümmerten, die Verwaltung selbst unglaublich pedantisch und gewissenlos handelte und die gemeinen Soldaten apathisch ihr Elend trugen, ohne zu murren oder zu energischer Selbsthülfe zu greifen. Aus England langten ganze Schiffe mit Lebensmitteln, warmen Kleidern, Lagerutensilien aller Art an, blieben aber am Ufer Balaklava's unausgepackt liegen, ja wurden zum Theil zurückgeschickt, weil die Ausweispapiere in Unordnung gekommen waren und kein Beamter etwas ablieferte, wozu er nicht beordert war, den Offizieren und Soldaten aber nicht einmal einfiel, sich die Sachen selber zu holen. Hunderte starben in dünner Kleidung unter schlechten Zelten in stolzer Resignation, während eine Stunde davon Pelze, warme Wollenkleider, Nahrungs- und Arzneimittel in Fülle lagen, die aber Niemand aus den Kisten und Ballen herauszunehmen wagte. Im November wurde das schwarze Meer

von schrecklichen Stürmen gepeitscht und viele Schiffe gingen dabei zu Grunde, auch solche, welche reiche Vorräthe nach der Krim bringen sollten, hauptsächlich am 14. die großen Schiffe Heinrich IV., Prince*) und Pluto. Auch die Russen unterließen nicht, fort und fort das Lager der Verbündeten, besonders nächtlicher Weile, zu allarmiren und gönnten ihrem Feinde keine Ruhe. Die Folge davon war eine außerordentliche Sterblichkeit im Lager. Alle Lazarethe waren überfüllt und immerwährend gingen Schiffe voll Kranker nach Konstantinopel ab. Hier und in der Krim selbst leiteten die barmherzigen Schwestern und eine Gesellschaft englischer Jungfrauen, die berühmte Miß Nightingale**) an der Spitze, die treuesten Dienste, vermochten aber bei weitem nicht alle Leiden zu lindern, weil die Zahl der Kranken zu groß und die Anstalten mangelhaft waren. Der Sultan selbst erwies den barmherzigen Schwestern eine großherzige Theilnahme, nannte sie „Engel des Friedens" und erlaubte ihnen, sich in jeder Bedrängniß unmittelbar an ihn zu wenden.

Trotz aller Noth aber hielten die Franzosen in der Krim mit frohem Muthe aus und ergötzten sich sogar an einem rasch im Lager improvisirten Theater, bei welchem die Soldaten selbst Schauspieler und Zuhörer abgaben. Nur eine kurze Zeit, im ersten Unmuth, murrten die Zuaven und verlangten nach ihrem Lieblingsgeneral von Afrika her, dem feurigen Lamoricière, von dem sie glaubten, er werde sie rascher zum Ziele führen. Die stoischen Engländer, wenn gleich durch Schlachten und Krankheiten bis zu einer „französischen Division" herabgesunken, ließen sich doch durch nichts aus der Fassung bringen. Beide Truppen achteten sich hoch und hielten gute Kameradschaft.

*) Dieses Schiff war ausschließlich mit Pelzen für die Armee beladen. Man hatte nicht einmal die Vorsicht gehabt, solche nothwendige Vorräthe auf mehrere Schiffe zu vertheilen.

**) Diesen Ehrennamen erhielt sie von ihren Nachtwachen bei den Kranken.



Mittlerweile herrschte immerfort noch die lebhafteste Bewegung in den europäischen Cabinetten, um den Streit wo möglich bald auf diplomatischem Wege zu schlichten. Denn der Krieg kostete den Mächten, die ihn führten, unermeßliche Opfer und ein großes Ergebniß, ein namhafter Vortheil ließ sich für keinen Theil mehr erwarten, seitdem die deutschen Großmächte durch den Rückzug der Russen über den Pruth in der Hauptsache befriedigt waren. Die Grundlage, auf welcher die beiden Westmächte allein ferner unterhandeln wollten, sollten nach ihrer Erklärung vom 22. Juli 1854 vier Punkte bilden: 1) die Aufhebung des bisherigen russischen Protectorats in der Moldau, Wallachei und Serbien, 2) die vollkommene Freiheit der Donauschiffahrt, 3) die Revision der älteren Verträge, damit das Gleichgewicht eine Wahrheit werde und das bisherige Uebergewicht Rußlands im schwarzen Meere ein Ende nehme, 4) die Verwerfung jedes Separatprotectorats einer einzelnen Macht über die Christen in der Türkei, unter der Voraussetzung, daß nur sämmtliche Großmächte gemeinschaftlich von der Türkei desfalls Garantien fordern dürften. Auch Oesterreich und Preußen unterstützten diese Forderungen in ihren Noten vom 10. und 13. August. Aber Rußland ging nicht darauf ein (Note vom 26. August). Preußen interpretirte seinen Vertrag mit Oesterreich vom 20. April dahin, daß die Hauptbedingung desselben durch den Rückmarsch der Russen über den Pruth erledigt sey. (Note vom 3. September.)

Durch die stolze Haltung Rußlands und durch das absolute Neutralbleiben Preußens sah sich Oesterreich gezwungen, was es bisher mit Demonstrationen und Aufstellung einer mäßigen Heeresmacht erreicht, durch energischere Mittel aufrecht zu erhalten. Es stellte ein großes Heer in Siebenbürgen, ein zweites in Galizien auf und schloß sich den Westmächten näher an. Preußen, welches aufrichtig neutral bleiben und den Frieden Mitteleuropa's erhalten wollte, mahnte Rußland nun dringender, seinerseits mehr nachzugeben. Da erließ Graf Nesselrode am 6. November eine Note, die mit den Worten begann: „Um Deutschland vor den Uebeln zu

bewahren, von welchen es durch eine Spaltung zwischen den beiden deutschen Großstaaten bedroht seyn würde, ist der Kaiser geneigt, an Friedensverhandlungen Theil zu nehmen.“ Man konnte von der Stellung Deutschlands nicht verächtlicher und übermüthiger reden. Dennoch war hinter dieser Frechheit Furcht versteckt. Sie wurde von beiden deutschen Mächten mit Würde beantwortet. Preußen unterzeichnete bereits am 26. November einen Zusatzartikel zum Bündniß vom 20. April und erklärte sich nunmehr für die vier Punkte. Oesterreich aber ging am 2. Dezember ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich und England ein. Diese Energie war für Oesterreich mit nicht geringen Opfern verbunden. Es mußte, um hinreichende Streitkräfte aufstellen zu können, seine Staatseisenbahnen auf 90 Jahre für 77 Millionen Gulden verpachten und ein Staatsanleihen von 350—500 Millionen aufnehmen, die mit eben so viel Patriotismus und eben so schnell zu Stande kam, wie die französische. Fast allgemein erwartete und hoffte man damals, Oesterreich werde gegen Rußland das Schwert ziehen und es nicht eher wieder in die Scheide stecken, als bis es im Bunde mit den Westmächten sich das „materielle Pfand“ zugeeignet haben würde, ohne welches es Europa nicht möglich war, sich die Gewißheit zu verschaffen, daß Rußland die Eroberung der Türkei nicht immer und immer wieder von neuem versuchen würde. Das war der feurigste Moment der Allianz. Palmerston reiste nach Paris, um mit Napoleon III. die kräftigste Unterstützung der Krimarmee zu verabreden.

Da gab Rußland nach und ließ durch seinen Gesandten, Fürsten Gortschakof, in Wien am 28. November erklären, er lasse sich die vier Punkte als Ausgangspunkte bei den Friedensunterhandlungen gefallen. Diese Verhandlungen begannen in Wien und wurden eifrig fortgesetzt, aber ohne Ergebniß, weil es Rußland mit dem Nachgeben und Friedenmachen nicht Ernst war, es vielmehr nur Zeit zu gewinnen suchte, um die Verbündeten wieder zu trennen. Vor allem lag ihm daran, das Gegengewicht gegen

Oesterreich in Deutschland selbst zu verstärken. Indem es durch seine scheinbare Nachgiebigkeit Preußen wieder umstimmte, versicherte es sich auch der Bamberger Coalition. Dieselben deutschen Mittelstaaten, die noch vor wenigen Jahren für Oesterreich gegen Preußen standen, wendeten sich jetzt auf einmal von Oesterreich ab und schlossen sich der russenfreundlichen Neutralitätspolitik in Berlin an, zuerst Sachsen, dann Bayern. Ein großes russisches Heer stand in Polen, um Galizien zu bedrohen. Dieses Heer konnte möglichenfalls eher vor Wien stehen, als die österreichische Hauptarmee unter Heß in Siebenbürgen dahin zurückzukehren im Stande war, weil Kronstadt viel weiter von Wien entfernt ist als Krakau. Kam es zum Kriege, so mußte sich Oesterreich die rechte Flanke decken durch Preußen und den deutschen Bund. Es verlangte daher in Frankfurt sofortiges Aufgebot der deutschen Bundescontingente, aber Preußen und die Mittelstaaten ließen sich am 30. Januar 1855 nur zu einer „Kriegsbereitschaft" herbei, wobei an wirkliches Mobilmachen noch nicht gedacht wurde und man es absichtlich im Ungewissen ließ, gegen wen Krieg geführt werden sollte.*) — Auch die Westmächte suchten Allianzen und Hülfstruppen. Am 26. Januar trat Sardinien ihnen bei und rüstete eine Armee von 15000 Mann unter General La Marmora gegen die Krim aus. Es erkaufte sich dadurch den ihm so wichtigen Schutz Englands und Frankreichs. Dagegen scheiterten die Bemühungen, eine deutsche Legion für England, und eine schweizerische (unter Ochsenbein, der in französische Dienste trat) für Frankreich zu werben. Es fanden sich zu wenige Freiwillige ein, der deutsche Stolz sträubte sich gegen den Fremdendienst und Werbungen wurden innerhalb des deutschen Bundes auch nicht gestattet.

In England erklärte sich die Opposition im Parlament und in

*) Preußen äußerte gegen Oesterreich, die Rüstungen in Frankreich kommen ihm bedrohlich vor; Oesterreich antwortete, für Oesterreich seyen sie so wenig bedenklich, wie die russischen Rüstungen es für Preußen zu seyn schienen. Note vom 12. Februar.

der Presse mit großer Entrüstung über die schlechte Armeeverwaltung und im Unterhause stellte Roebuk den Antrag auf eine gerichtliche Untersuchung dieser Angelegenheit. In Folge dessen mußte (am 29. Januar) Lord Aberdeen, der alte Freund Rußlands und der vormärzlichen Metternich'schen Friedenspolitik, aus dem Ministerium austreten, in welchem fortan Palmerston allein Meister wurde. Aber die Untersuchung zog sich in die Länge und führte zu keinem Ergebniß, denn es waren zu viele compromittirt! Es handelte sich nicht bloß um die schlechte Verwaltung, sondern auch um die schlechte Führung. Eine durchgreifende Reform des Heeres ließ sich unter den ganz eigenthümlichen Verhältnissen Englands nicht bewirken. Die Söhne der Aristokratie, welche sämmtliche Offiziersstellen kauften, bildeten, auch wenn sie unfähig waren, für die englische Verfassung eine sicherere Garantie, als wenn das Verdienst allein zu höheren Stellen befördert, aber auch einen gefährlichen Ehrgeiz genährt haben würde. Man half sich durch Wechsel der Personen. Napier wurde, weil er in der Ostsee nichts ausgerichtet, von der Flotte entfernt und der alte Dundas an seine Stelle gesetzt, um eben so wenig auszurichten. Um in der Krim die Verbindung zwischen dem Hafen von Balaklava und dem englischen Lager durch eine kleine Eisenbahn zu erleichtern, wurden Schienen, Locomotive und Arbeiter dahin geschickt, die im Februar ankamen, um die sich aber der englische Generalstab gar nicht bekümmerte, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. So pedantisch war jeder Dienstzweig vom andern getrennt.

In Frankreich machte eine Brochüre großes Aufsehen, die der eben aus der Krim heimgekehrte Prinz Napoleon geschrieben haben sollte. Darin war die ganze Expedition und selbst das Bündniß mit England und Oesterreich scharf getadelt. Der Kaiser ließ sich jedoch nicht irre machen und that wohl, denn sofern er sich aus der Krim nicht ohne die schwersten Verluste zurückziehen konnte, mußte man die Eroberung von Sebastopol um jeden Preis durchsetzen.

Kaiser Nicolaus befahl am 10. Februar eine allgemeine Bewaffnung des russischen Volkes und schickte Truppen über Truppen nach der Krim. Aber der Weg war weit, der Winter kalt. In der südrussischen Steppe wurden ganze Compagnien im Schnee begraben oder starben vor Hunger und Kälte. Große Hoffnungen setzte der Kaiser auf eine Expedition gegen Eupatoria. Hierhin hatte Omer Pascha einen Theil seines Heeres gezogen, um die Alliirten, die vor Sebastopol lagen, zu unterstützen. Nun sollte General Wrangel mit einem starken russischen Corps Eupatoria überfallen und wegnehmen. Der Angriff erfolgte am 16. Februar, wurde jedoch abgeschlagen. General Chrulef, den Wrangel vorausschickte, fand die Verschanzungen der Türken zu stark. Die Türken fielen aus und schlugen ihn zurück. Hierauf rückte Omer Pascha mit seiner ganzen Armee aus und hatte das Vergnügen, sich einbilden zu können, sein bloßer Anblick habe die Russen vertrieben, weil diese sich freiwillig zurückzogen. Sie mußten sich zurückziehen, weil ein Handstreich auf die Stadt nicht ausführbar war, eine längere Belagerung aber Zufuhren erfordert hätte, die sie in dem öden Lande nicht unterhalten konnten. Aus demselben Grunde war es den Alliirten unmöglich, von Eupatoria aus eine Diversion im Rücken Menzikofs zu machen. Sie hätten auf Wagen alle ihre Lebensmittel einschleppen müssen und hatten zu wenig Pferde. Wie natürlich nun auch alles bei Eupatoria zugegangen war und von wie geringem Nutzen selbst eine Eroberung dieser Stadt für die Russen gewesen wäre, so scheint doch Kaiser Nicolaus eine andere Ansicht von der Wichtigkeit der Wrangel'schen Operation gehegt zu haben. Ihr Mißlingen soll ihn stark alterirt haben. Er war schon etwas kränklich und starb unerwartet schnell am 2. März.

Sein Sohn und Nachfolger Alexander II. war friedlicher gesinnt und weil er an den frühern Uebergriffen Rußlands keine Schuld trug, auch leichter als sein Vater im Stande, ohne sich zu compromittiren, Frieden schließen zu können, aber er durfte der

Ehre des Vaters nichts vergeben und die Rüstungen zur Vertheidigung Sebastopols nicht unterbrechen. Sein erstes Manifest erklärte, er werde ganz im System seines Vaters, der großen Katharina und Peters I. handeln, lautete mithin unerwartet kriegerisch und drohend. Allein der Verlust der russischen Truppen seit dem Beginn des Feldzugs wurde bereits zu 250,000 Mann berechnet und auch die Westmächte hatten schon beträchtliche Opfer an Menschen und Geld gebracht, und selbst Oesterreich litt unter seinen finanziellen Anstrengungen und auch in seinen Lagern an den Grenzen grassirten Seuchen, die viele Mannschaft wegrafften. Man durfte von allen Seiten Neigung zum Frieden voraussetzen, es handelte sich nur noch um ein geringes Maaß von Bürgschaften, welche die Westmächte und Oesterreich von Rußland verlangten und verlangen mußten, weil sonst der ganze Krieg zwecklos gewesen wäre. Schon am 15. März wurde daher die Friedensconferenz zu Wien abermals eröffnet. Unmittelbar vorher machte der neue russische Kaiser Europa eine Concession, indem er den Fürsten Menzikof aus der Krim abrief und dem Fürsten Gortschakof den Oberbefehl daselbst übertrug. Hatte Menzikof auch wegen Kränklichkeit seine Entfernung selbst verlangt, so sah man doch gern in der Beseitigung dessen, der als übermüthiger Urheber des Kriegs betrachtet wurde, eine Sühne.

Inzwischen war es für die Westmächte zur moralischen Unmöglichkeit geworden, sich, ohne Sebastopol erobert zu haben, aus der Krim zurückzuziehen. Ein solcher Rückzug wäre einer Niederlage gleichgekommen, hätte namentlich die Ehre der französischen Fahne befleckt, die Stellung Napoleons III. tief erschüttert und den Russen zugleich das Recht verschafft, so wenig als möglich nachzugeben. Der Kaiser der Franzosen war daher fest entschlossen, Sebastopol zu erobern und schickte im Januar den General Niel, einen der tüchtigsten Ingenieure, nach der Krim, um von den begangenen Fehlern Einsicht zu nehmen und eine wirksamere Methode der Belagerung einzuleiten. Nach seinem Rath wurde nun der

Hauptangriff auf die Vorstadt Karabelnaja gerichtet, in der rechten Flanke der Belagerer. Aber Niel fand einen würdigen Gegner in Tottleben, der die Verschanzungen auf dieser Seite vervielfältigte und besonders den s. g. Malakofthurm zu einem kaum einnehmbaren Bollwerk umformte. Obgleich nun noch lange Zeit größere Kämpfe unterblieben, weder von den Westmächten ein Hauptsturm, noch von den Russen ein Entsatzversuch gemacht wurde, so entbrannte doch täglich und nächtlich ein kleiner mörderischer Krieg zwischen den allmählig immer weiter vordringenden Laufgräben der Belagerer und den Belagerten. Scharfschützen von beiden Parteien gruben sich in Erdlöcher und schossen die Artilleristen von den feindlichen Kanonen weg. Die Arbeiter in den Gräben wurden von Zeit zu Zeit überfallen und es gab gräßliche Handgemenge über und unter der Erde.

Während aber Fürst Gortschakof, der Feldherr, Sebastopol vertheidigte, wußte sein jüngerer Bruder, der Gesandte in Wien, die Conferenz geschickt hinzuhalten, immer in der Absicht, Zeit zu gewinnen und die Alliirten wo möglich von einander zu trennen. Dies gelang ihm auch insoweit, daß Oesterreich am 12. April den Westmächten erklärte, die Beschränkung der russischen Seemacht auf dem schwarzen Meere, auf welche sie so großen Werth legten, sey nicht die Hauptsache, wenigstens nicht für Oesterreich, der casus belli werde für Oesterreich nur dann eintreten, wenn Rußland die Integrität der Türkei nicht garantiren wolle. Die Westmächte konnten sich nun auf das Bündniß des 2. Dezember nur noch bedingungsweise verlassen und durften nicht hoffen, ihre maritime Politik durch eine österreichische Landarmee unterstützt zu sehen; es blieb ihnen mithin nichts übrig, als selbst und allein solche Anstrengungen zu machen, die ihnen den Erfolg in der Krim sichern mußten. Zu diesem Behuf machte Kaiser Napoleon am 16. April mit seiner Gemahlin einen Besuch in London und desavouirte seinen auswärtigen Minister, Drouyn de Lhuys, der in Wien falschen

Hoffnungen getraut hatte. Am 28. machte ein gewisser Pianori einen Mordversuch auf Napoleon, ward jedoch ergriffen und hingerichtet. Napoleon schickte immer neue Verstärkungen, sogar seine neue Garde, nach der Krim, ließ aber zugleich, wie im tiefsten Frieden, am 15. Mai die große Weltindustrieausstellung in Paris durch seinen Vetter, den Prinzen Napoleon, eröffnen. Er selbst wollte nach der Krim gehen und die Operationen leiten, durfte es jedoch nicht wagen, Frankreich auf unbestimmt lange Zeit zu verlassen. Am 4. Juni formulirte Oesterreich sein Ultimatum dahin, daß es die Beschränkung der russischen Flotte im schwarzen Meere ausschließlich abhängig machen wollte von einem freien Uebereinkommen zwischen Rußland und der Türkei. Dadurch werde Rußlands Ehre gerettet und es könne im Uebrigen allen andern Forderungen der Dezember-Verbündeten nachgeben. Oesterreich sey erbötig, die Annahme dieses Ultimatums von Seiten Rußlands mit den Waffen zu erzwingen, wenn sich die Westmächte damit begnügen wollten. Wollten sie nicht, so werde es eine abwartende Stellung einnehmen. Sie waren, man weiß nicht soll man sagen so unvorsichtig, oder so vorsichtig, dieses Ultimatum nicht anzunehmen, worauf Oesterreich sogleich einen Theil seiner Truppen entließ und Rußland auch seinerseits starke Heertheile, die es bisher in Polen stehen hatte, nach der Krim schicken konnte. Damals eröffnete Napoleon III. ein Nationalanleihen von 750 Millionen Franken, aber die Unterzeichnungen beliefen sich bald auf 3,200 Millionen, weil nicht bloß der Patriotismus, sondern auch die Speculation sich dabei betheiligte.

Ganz auf sich selbst angewiesen, hatten die Westmächte ihre Krimarmee ansehnlich verstärkt. Trotz der großen Verluste, durch die Cholera und Ruhr mehr noch als durch Schlachten, zählte die französische Armee vor Sebastopol 100,000 Streiter, die englische wieder 32,000, die sardinische 14,500, die türkische 28,000. Die russische Armee war 150,000 stark, erhielt aber immer neue Zuzüge. Nach langer Vorbereitung eröffneten die Verbündeten vor

Sebastopol am 6. April ein 14 Tage lang andauerndes furchtbares Feuer auf die Stadt aus mehr als 500 schweren Geschützen, worunter Bomben von 1 bis 2 Centner Gewicht. Aber noch war das Geschütz der Russen in der Festung zahlreicher, antwortete aufs lebhafteste und ließ den Belagerern keine Hoffnung auf Erfolg. Alle zerstörten Verschanzungen wurden durch Tottlebens Genie immer in wenigen Stunden wieder hergestellt. Die Franzosen verloren ihren talentvollen Geniegeneral Bizot durch eine Kugel. Canrobert und Raglan vereinigten sich nun, um auf andern Punkten bessere Erfolge zu erringen, die ohnehin müßigen Flotten zu beschäftigen, und schickten eine Expedition nach dem Asow'schen Meere, um die russischen Hafenstädte und Vorräthe an denselben zu zerstören und die Zufuhr von dort nach Sebastopol abzuschneiden. Die Flotten, unter dem englischen Admiral Lyons und dem französischen Bruat, nahmen am 24. Mai Kertsch ein, leider mit so wenig Sorgfalt, daß die kostbare Sammlung von Alterthümern daselbst geplündert und zerstört oder verschleppt wurde. Die Russen leisteten fast nirgends Widerstand, noch hatten sie die Vorräthe vom Ufer weggebracht, so daß die Engländer und Franzosen rasch nach einander eine Menge Hafenplätze mit reichen Korn-, Heu- und andern Vorräthen in Brand stecken konnten. So Jenikale, Mariopol, Taganrog, Anapa. Doch war es ihnen nicht möglich, in die labyrinthischen Lagunen des s. g. faulen Meeres, in welches die westlichen Ufer der Krim auslaufen, einzudringen, um auch hier alle Verbindung des innern Rußland mit Sebastopol abzuschneiden.

Diese Expedition war noch von Canrobert eingeleitet worden, den aber das Mißlingen seines letzten Angriffs auf Sebastopol eingeschüchtert hatte und der zu gewissenhaft war, um einen Sturm auf die Festung zu wagen, weil derselbe ungeheure Menschenopfer kosten mußte, ohne daß der Sieg gewiß war. Canrobert bot daher seine Entlassung an und Kaiser Napoleon ernannte an seine Stelle den General Pelissier, welcher bisher unter Canrobert gedient

hatte und dem man den rücksichtslosesten Muth zutraute.*) Aber Canrobert war großherzig genug, in der Krim zu bleiben und unter Pelissier zu dienen. Dieser Wechsel erfolgte am 16. Mai, der neue Feldherr zeigte wirklich große Energie und begnügte sich nicht mehr mit Kanoniren, sondern versuchte sogleich Erstürmungen der nächsten Werke und verfolgte den Plan, mit seinen Laufgräben bis dicht an die feindlichen Schanzen zu rücken und die ganze Festung „wie in einen Schraubstock" zu fassen. Schon am 22. Mai ließ er durch General de Salles ein neues Faschinenwerk erstürmen, wobei der russische General Adlerberg fiel, und am 7. Juni ein noch größeres Werk, den s. g. grünen Mamelon, wo der französische Oberst Brancion in dem Augenblicke fiel, in dem er die dreifarbige Fahne auf dem dort eroberten Werke aufpflanzte. Aber ein Hauptsturm, den die vereinigten Heere am 18. Juni**) unternahmen, mißglückte gänzlich, trotz aller Anstrengungen und Menschenopfer. Die Franzosen verloren zwei treffliche Generale, Brunet und Mayran, durch den Tod, und im Ganzen, Todte, Verwundete und Gefangene zusammen, schwerlich weniger als 5000 Mann, die Engländer 1570. Der alte Lord Raglan nahm sich die Fortdauer der Unfälle zu Herzen, litt schon einige Zeit an der Cholera und starb am 28. An seine Stelle trat General Simpson. Ein schwerer Verlust traf aber auch die Russen, indem am 11. Juli ihr tapferer Admiral Nachimof auf den Mauern der Festung von einer feindlichen Kugel tödtlich verwundet wurde.***) Damals wüthete die Cholera mit erneuter Gewalt innerhalb und außerhalb der

*) Er hatte früher einmal in Algerien einen Stamm einheimischer Insurgenten in einer Höhle, weil sie sich nicht ergaben, mit Rauch erstickt.

**) Am Jahrestage der Schlacht von Waterloo, den man absichtlich wählte, um durch einen gemeinschaftlichen großen Sieg der Franzosen und Engländer die Erinnerung ihres ehemaligen Hasses auszulöschen.

***) Nachimof pflegte, eine Flasche Branntwein in der Hand, mit größter Sorglosigkeit die Festungswerke zu inspiciren und, ohne die Nähe feindlicher Scharfschützen zu fürchten, über die Wälle hinauszusehen. Diesmal traf ihn eine Kugel in den Kopf.

Festung und forderte wieder viele Opfer, unter andern einen Bruder des General La Marmora. Aber die Verbündeten ließen sich durch nichts abhalten, mit ihren Gräben und Batterien der Stadt immer näher zu rücken. Den schrecklichsten Menschenverlust hatte der Sturm am 18. deshalb gekostet, weil die Stürmenden noch einen zu weiten Zwischenraum zwischen den sie deckenden Laufgräben und Schanzen und den feindlichen Redouten zu durchlaufen hatten, so daß sie vom Kreuzfeuer der Russen zerschmettert wurden, ehe sie am Fuß der Schanzen ankamen. Pelissier erkannte daraus, er müsse den „Schraubstock“ noch viel näher rücken, bis nur noch wenige Schritte zwischen seinen und den russischen Schanzen liegen würden, und auf dieses Ziel hin wurde nun Tag und Nacht unter immerwährenden Gefechten hingearbeitet.

Gleichzeitig waren auch die alliirten Flotten wieder in die Ostsee eingedrungen, allein Dundas konnte eben so wenig ausrichten, als im vorigen Jahre Napier. Auch er legte sich vor Kronstadt, nur, um sich zu überzeugen, es sey unangreifbar. Auch er steckte einige kleine russische Häfen in Brand. Ein Angriff auf das reiche Riga, das nordische Odessa, den man fürchtete, erfolgte nicht. Die Tödtung eines englischen Parlamentärs mit seinen Leuten bei Hagö-Udd am 5. Juni machte in England ungeheures Aufsehen, weil man es für einen barbarischen Bruch des Kriegsrechts erklärte. Die Russen aber entschuldigten sich mit gutem Grunde, die Engländer hätten schon zu oft das Recht des Parlamentärs mißbraucht, um bequem die feindlichen Stellungen zu recognosciren.

Vom 7. August an ließ Dundas den uneinnehmbaren Hafen von Sweaborg bombardiren und verbrannte einige am Ufer liegende Magazine und Häuser, ohne den eigentlichen auf Felseninseln vertheilten Festungswerken den mindesten Schaden zufügen zu können. Eine englische Flotille, die zur Rache nach Petropaulowsk in Kamtschatka abgeschickt wurde, fand die Stadt ganz leer, die vorsichtigen Russen hatten sie freiwillig geräumt. Somit richteten die prächtigen

Flotten der Westmächte im Grunde wenig oder nichts aus, allein es war für ihren Ruhm genug, daß während dieses ganzen Krieges kein russisches Schiff einen Kampf mit englisch-französischen wagte, und Vortheil genug, daß den Russen alle Zufuhr zur See gehemmt blieb.

Fürst Gortschakof hatte den Erfolg des 18. Juni nicht benutzt, um durch starke Ausfälle die geschlagene Armee des Feindes noch mehr zu zerrütten. Erst nachdem die französischen Soldaten sich unter der Erde immer näher an Sebastopols Schanzen heranwühlten, wurde der Versuch, ihnen von der Tschernaja her in die rechte Flanke zu fallen (wie früher bei Balaklava und Inkerman) erneuert. General Read, der zuerst dem Fürsten Woronzof in Transkaukasien gefolgt war, den Oberbefehl daselbst aber an den General Murawiew abgetreten hatte und in die Krim gekommen war, leitete diesen Offensivstoß, in Verbindung mit Liprandi unter Gortschakofs Oberbefehl, am 16. August. Man hatte diesen Tag gewählt, weil man vermuthete, die Franzosen würden von der Feier des Napoleonstages (am 15.) noch trunken oder verschlafen seyn. Ein dichter Morgennebel begünstigte den Angriff der Russen. Sie entrissen den sardinischen Vorposten die Tschernajabrücke und drangen in hellen Haufen herüber. Aber obgleich sie anfangs einige Stellungen der Sarden und selbst der Franzosen wegnahmen, versäumten sie doch unbegreiflicherweise die Hut der hinter ihnen liegenden Brücke und einer gleichfalls zum Flußübergange dienenden Wasserleitung. Der französische General Faucheux bemerkte das augenblicklich, gab allen seinen Truppen die Richtung nach jenen Uebergängen und richtete durch seine schweren Geschütze unter den sich stopfenden Russen ein furchtbares Blutbad an. Read selber fiel im Gedränge. Man hat ihn nachher beschuldigt, zu früh angegriffen und das ganze Unglück verschuldet zu haben. Gortschakof selbst hatte genug zu thun, um noch in den Rückzug der Russen einige Ordnung zu bringen, worauf er hinter dem Fluß eine feste Stellung einnahm, um wo möglich Pelissier herauszulocken und zu einem Kampf auf

ungünstigerem Terrain zu verführen. Aber Pelissier begnügte sich mit seiner siegreichen Defensive und folgte den Russen nicht. Die letztern hatten über 3000 Todte und 5000 Verwundete verloren, die Alliirten nur 1800 im Ganzen.

Damals gab die Königin Victoria dem Kaiser Napoleon seinen Besuch heim und erschien mit dem Prinzen Albert in Paris, am 19. August, wo sie mit dem lebhaftesten Enthusiasmus empfangen wurde und so großherzig den nationalen Antipathien entsagte, daß sie sogar mit dem Kaiser das Grab Napoleons I. besuchte. Aber niemals hatte England auch Frankreichs nöthiger bedurft.

Pelissier verfolgte seinen Sieg ungleich rascher, als Gortschakof den seinigen am 18. Juni verfolgt hatte. Schon am Morgen des 17. August begann aus allen Batterien der Belagerer das fürchterliche Feuer, welches von nun an ununterbrochen bis zum letzten Sturm auf die Festung anhielt. Es hatte zum Zweck, die Batterien und Schanzen der Russen zu zerstören, ihren Wiederaufbau zu hindern oder das Wiederaufgebaute immer wieder zu zerstören, die zähen Russen endlich zu ermüden, Tottlebens Ausdauer zu überbieten und zugleich durch den unaufhörlichen dichten Kugelregen die zahlreichen Mannschaften der Belagerten, die unmöglich immer in bombendichten Räumen verschlossen bleiben konnten, zu tödten. Die Mannschaft ganzer russischer Batterien wurde zuweilen an einem Tage dreimal weggerafft. Obgleich 20,000 Seesoldaten und Matrosen von der Flotte die Artilleristen ersetzten, giengen doch auch sie nach und nach zu Grunde. Am 17. August fielen in Sebastopol 1500 Russen durch in die Stadt geschleuderte Kanonenkugeln und Bomben, vom 18.—21. täglich 1000, von da bis zum 4. September täglich 5—600 Mann. Der Gesammtverlust der Franzosen und Engländer betrug täglich nur gegen 300 Mann. Zugleich wurde rastlos gegraben, minirt und contreminirt. Als die französischen Gräber den russischen Schanzen am Malakofthurm bis auf 35 Schritte nahe gekommen waren, erkannte Gortschakof die ganze Schwierigkeit, jetzt noch einen neuen Sturm ab-

zuschlagen, und ließ eine große Schiffbrücke über den Meerbusen legen, der die beiden Hälften der Stadt trennt, um rasch die Südseite der Stadt räumen zu können, wenn es Noth thäte. Auch ließ er alle Forts auf der Südseite unterminiren, um sie in die Luft zu sprengen, ehe der Feind hineindränge.

Die Ausdauer der Russen war eben so ruhmwürdig, wie die unermüdliche Angriffswuth der Franzosen und der kalte Muth der Engländer. Obgleich die hier wider einander kämpfenden Truppen nicht zu einer welthistorisch entscheidenden That bestimmt, sondern mehr nur Opfer eines diplomatischen Schachspiels waren; obgleich es wegen der neutralen Haltung Deutschlands den Westmächten unmöglich war, weder das unermeßliche Rußland zu erobern, noch auch nur nachhaltig zu schwächen, und Rußland nichts für seine Existenz und die wesentlichen Bedingungen seiner bisherigen Machtstellung zu fürchten hatte, sondern beide kämpfenden Theile nur darauf dachten, sich mit Ehren aus der Verlegenheit zu ziehen, so bezeugten doch sämmtliche Truppen einen Feuereifer, der eines ruhmwürdigern und erfolgreichern Ausgangs würdig gewesen wäre. Wie man auch die Staatskunst ansehen mag, die einen so blutigen Krieg nur in Halbheit ausgehen ließ, die Truppen waren über alles Lob erhaben.

Vom 5. September an verdoppelten die Allirten aus 800 Geschützen des schwersten Calibers das Feuer ihrer Batterien und überschütteten vier Tage und Nächte lang die schon so lange geängstigte Stadt Sebastopol mit einem Hagel von Kugeln, wie er so dicht und schwer noch niemals auf Erden gefallen war. Die Bomben flogen über die Stadt hinweg in den Hafen und entzündeten mehrere Schiffe, die in Flammen aufgingen. In der Stadt selbst war kein Mensch mehr, der die bombenfesten Kasematten verließ, weder in noch außer den Häusern sicher und innerhalb der vier Tage wurden gegen 5000 Russen auf den Wällen und in den Straßen und Häusern durch feindliche Kugeln oder herabstürzende Steine und wegfliegende Splitter zerschmettert. Eine Menge

Kanonen der Russen wurde im Schutt ihrer eigenen Schanzen begraben; es war nicht mehr möglich, die zerstörten Mauern wieder aufzurichten, die in die Gräben gefallene Erde wieder wegzuräumen.

Am 8. September Schlag 12 Uhr schwieg der wochenlange Donner der Kanonen plötzlich rings um die Stadt her, in diesem Augenblick aber begann der Sturm. Den Hauptangriff richteten die Franzosen gegen den Malakofthurm, den zweiten die Engländer gegen den s. g. Redan; alle übrigen Angriffe sollten nur jene maskiren und die Aufmerksamkeit des Feindes theilen. Dem tapfern General Bosquet war die Eroberung des Malakof vertraut, unter ihm führte die erste Sturmcolonne General Mac Mahon, dessen tapfere Soldaten todverachtend den Schanzen zurannten, sie wie kecke Turner trotz aller Hindernisse hinaufkletterten und binnen wenigen Minuten in den Malakofthurm eindrangen. Aber im Innern desselben leisteten ihnen die in einem Labyrinth von bedeckten Gängen versteckten Russen einen verzweifelten Widerstand. Immer neue Schaaren derselben brachen mit dem Bajonnet hervor, aber die Franzosen ließen sich um keinen Preis die kostbare Eroberung wieder entreißen und erhielten auch ihrerseits immer neue Verstärkungen. Vier russische Generale Chrulef, Lissenko, Jufferof, Martineau stürzten sich nach einander an der Spitze ihrer Tapfern in den Kampf, alle fielen ruhmvoll in einem fünfstundenlangen ununterbrochenen Gemetzel. Da um 5 Uhr erschütterte eine furchtbare Explosion die Erde. Alles war mit Staub und Rauch bedeckt. Eine kurze Zeitlang glaubten die Truppen der Allirten, die noch auswärts der Festung standen, der Malakofthurm sey durch eine Mine zusammengestürzt. Bald aber sah man aus dem sich vertheilenden Nebel die französische Fahne wieder auf der Spitze des Thurmes flattern. Es war nur eine Batterie an der Seite des Thurmes in die Luft geflogen, aber unter ihren Trümmern waren viele stürmende Franzosen mit ihrem General Matterouge begraben. Der Malakof selbst war gerettet und blieb in den Händen der Franzosen. Aber eine ungeheure Pulvermenge war unter seinen Mauern gehäuft und auch er wäre wahrscheinlich

mit Tausenden der Sieger in die Luft geflogen, wenn die rührigen Franzosen nicht augenblicklich einen Graben rings um ihn gezogen und die Drähte, die aus der Stadt zum Pulver führten, abgeschnitten hätten. Die Russen, aus dem Thurm verjagt, griffen denselben immer von neuem an und deckten dadurch ihre Bewegungen und Maßregeln im Innern der Stadt. Die Franzosen aber versuchten nicht, mit Macht in die Stadt vorzudringen, weil sie überall Minen fürchteten, die unter ihren Füßen springen könnten.

Unterdeß war Bosquet selbst, indem er den Kampf aus der Nähe beobachtete und Befehle ertheilte, durch einen Bombensplitter schwer an der Schulter verwundet worden, hielt noch eine Weile aus, mußte aber endlich, weil seine Kräfte schwanden, weggetragen werden. Der Kampf war noch lange nicht beendigt. Alle Bollwerke der Russen, außer dem Malakof, hielten sich und beim Sturm derselben litten die Alliirten noch ungeheure Verluste. Vor dem s. g. Sägewerk fielen die französischen Generale Saint-Pol, Marolles und Ponteves und General Bisson wurde verwundet. Vor der Centralbastion fielen die Generale Rivet und Breton und General Trochu wurde verwundet. Der Gesammtverlust der Franzosen wurde zu 7300 Mann berechnet. Sehr unglücklich kämpften die Engländer; sie drangen zwar in den Redan ein, geriethen aber vor versteckte Batterien und wurden, je länger sie aushielten, in um so größerer Menge zusammengeschoßen, bis sie endlich weichen mußten. Sie verloren 2400 Mann an Todten und Verwundeten. Die Sarden hatten sich beim Sturm am wenigsten betheiligt und verloren nur 40 Mann.

Da der hochgelegene Malakof die ganze Stadt beherrscht, konnten die Russen sich nicht länger in derselben halten und Fürst Gortschakof ließ mit Einbruch der Nacht schleunig die lange vorbereiteten Maaßregeln treffen, um den Rückzug seiner Truppen über die Brücke zu decken. Die Bollwerke, vor denen sich die Alliirten ein Jahr lang vergebens abgemüht, vor denen sie heute noch mit den schwersten Verlusten waren zurückgeschlagen worden,

der furchtbare Redan, die stolzen Bastionen alle waren unterminirt und stürzten nach einander unter furchtbarem Krachen, von den Russen selbst angezündet, in Trümmer, während zugleich unter dem Schutze der Nacht die ganze große russische Flotte, ein einziges Dampfschiff ausgenommen, innerhalb des Hafens ins Meer versenkt wurde und die russischen Truppen über die Brücke, welche sie hinter sich sogleich abbrachen, auf die Nordseite des Meerbusens flüchteten. Ihr Verlust war groß, während des Sturmes und der Flucht verloren sie noch 13,000 Mann, ungerechnet die zahlreichen Todten während des Bombardements. Sie ließen nur eine Anzahl Schwerverwundeter in einer Kasematte zurück, deren Anblick herzzerreißend gewesen seyn soll.

Pelissier störte den Rückzug Gortschakofs nicht, weil er mit Recht besorgt war, seine Truppen würden, wenn sie vordrängen, durch Minen in die Luft gesprengt werden. Auch noch am folgenden Morgen und an den nächsten Tagen wagte er nur mit großer Vorsicht, die leere Stadt untersuchen zu lassen. Sie war entsetzlich zerschossen, unter dem Schutt aber grub man doch noch gegen 400 schwere Geschütze, über 400,000 Kanonenkugeln und über 500 Ctr. Pulver heraus, die von den Russen waren zurückgelassen worden, ungerechnet eine fast unerschöpfliche Menge von Metall und Holz für den Schiffbau und sogar noch Vorräthe von Lebensmitteln. Aber man hatte nur einen halben Sieg gewonnen, die Nordseite Sebastopols blieb noch in den Händen der Russen und sie verfehlte nicht, auf die Truppen der Alliirten zu feuern, wo sie sich in der Stadt blicken ließen. Gortschakof selbst behauptete seine unangreifbare Stellung in den Gebirgen ostwärts von der Stadt und die Zufuhr über Perekop und über das faule Meer war ihm immer noch offen. Mit Sebastopol war also keineswegs die Krim erobert. Der russische Doppeladler hielt die Halbinsel noch mit starken und scharfen Klauen fest.

Trotzdem war der Fall Sebastopols ein glänzender Sieg und die Ehre der französischen Waffen war vollständig gerettet. Von

diesem Augenblick an konnte Napoleon III. sich einen Friedensschluß gefallen lassen und mußte ihn wünschen, weil längeres Kriegführen Frankreich nur erschöpft hätte, ohne ferneren Zweck. Denn was Anfangs die Absicht gewesen war, das Wegnehmen eines materiellen Pfandes von Rußland, als Bürgschaft, daß es die Türkei künftig nicht mehr angreifen werde, dann eine totale Schwächung Rußlands, ein Losreißen der polnischen Provinzen, Transkaukasiens und der Ufer des schwarzen Meeres, war jetzt nicht mehr ausführbar. Dazu hätte es des Beistandes von Oesterreich, Preußen und Schweden bedurft, die Westmächte allein waren zu schwach. Sie mußten also Frieden schließen, sobald sie es mit Ehren thun konnten. Nur Rußland war noch nicht so nachgiebig gestimmt. Es hoffte nämlich noch, einen Gegenschlag zu führen, um das Unglück von Sebastopol auszugleichen und zwar in Asien, wo es schon im vorigen Jahre immer gesiegt hatte. Das nöthigte auch die Westmächte, immer noch kriegerisch vorzuschreiten, obgleich das nur noch Demonstrationen waren und sie ernstlich baldigen Frieden wünschten. Hauptsächlich auf Betrieb der Engländer wurde endlich Omer Pascha mit einer türkischen Armee nach Asien übergeschifft; Napoleon III. aber machte eine Demonstration im Norden, indem er Canrobert, den er schon vor dem Fall Sebastopols aus der Krim zurückgerufen hatte, nach Stockholm schickte und durch denselben einen Vertrag (11. November) abschließen ließ, wonach sich Schweden verpflichtete, ohne Wissen und Willen Englands und Frankreich den Russen keinen Hafen abzutreten. Die Russen wünschten nämlich einen Küstenstrich im höchsten Norden von Norwegen zu erlangen, um einen sichern Hafen an der Nordsee zu bekommen, und hatten Schweden schon lange deshalb drangsalirt. Canrobert wurde in Stockholm vom Volk, in dem tiefer Haß gegen die Russen lebte, mit dem lautesten Jubel begrüßt.

Kaiser Alexander II. kam selbst nach Nikolajew, einem Hafen am schwarzen Meere nahe bei Odessa und der Krim, um von hier aus zu beobachten und Befehle zu geben. Pelissier ließ zwei Be-

wegungen ausführen, die eine von Sebastopol aus durch das Baidarthal gegen die feste Stellung Gortschakofs, die ihren Mittelpunkt in Simpheropol hatte, die andere durch Reiterei von Eupatoria aus. Aber beide Colonnen kehrten wieder um, weil sie das Terrain zu schwierig, die Opfer bei einem ernsten Angriff zu groß fanden. Auch die Flotten machten zwei Bewegungen, die eine wieder ins Asowsche Meer, wo sie die kleinen russischen Festungen Fanagoria und Taman zerstörte, die andre gegen das Fort Kinburn im Nordwesten der Krim. Sie nahmen dasselbe nach kurzer Beschießung, worauf die Russen auch eine gegenüber bei der Festung Oczakaw aufgestellte Strandbatterie freiwillig in die Luft sprengten. Bis nach Nikolajew vermochten aber die Schiffe der Alliirten nicht hinaufzukommen; die Zufuhren über Perekop abzuschneiden und dadurch Gortschakof zum Rückzug aus der Krim zu zwingen, war eben so unmöglich, weil Perekop auf der Landenge, welche die Krim mit dem Festland verbindet, ringsum durch Sümpfe und Lagunen geschützt ist. Im Lager der Alliirten vor Sebastopol flogen am 15. November 600 Centner Pulver im französischen Magazin in die Luft, wodurch der englische Artilleriepark in Brand gesteckt und 50 Mann getödtet, über 200 verwundet wurden.

In Transkaukasien hatte General Murawiew den Oberbefehl erhalten, einer der tüchtigsten und insbesondere auch edelsten Männer Rußlands, dem es nicht schwer wurde, mit dem elenden Rest der türkischen Armee fertig zu werden, nachdem sie bisher immer geschlagen und schlecht commandirt worden war. Erst in der Mitte des Sommers gelang es dem Engländer Williams, der hier helfen sollte, die Paschas Schukri und Sarif, die nur sich bereichert und die Armee vernachläßigt hatten, zu entfernen und Wassif Pascha an ihre Stelle zu bringen, aber es war zu spät, die türkische Armee schon zu sehr geschwächt, und noch viel zu wenig disciplinirt. Zwar thaten Wassif, Williams und der ungarische General Kmety Wunder in der Vertheidigung der Festung Kars, als Murawiew sie zu belagern begann, und schlugen die

Angriffe der Russen wiederholt, am 29. September mit einem Verlust von 8—900 Todten auf russischer Seite zurück; aber der Hunger nöthigte die Stadt doch am 27. November zur Uebergabe. Murawiew handelte edel an den Besiegten, nicht nur an Williams, sondern auch an den gemeinen Türken. Zwar hatte Omer Pascha bereits mit 30,000 Mann die anatolische Küste betreten und am 7. November sogar einen kleinen Sieg am Fluß Ingur über die Russen erfochten, aber er kam zu spät, um Kars zu retten.

Die Eroberung von Kars war ein hinreichendes Aequivalent für den Verlust von Sebastopol. Auch Rußland konnte nun mit Ehren den Frieden annehmen, welcher daher bald zu Stande kam. Rußland hatte eingesehen, es sey dem übrigen Europa gegenüber doch noch zu schwach, um die Eroberung der Türkei durchführen zu können; der gesunde Menschenverstand rieth ihm daher, einstweilen Frieden zu machen, wenn das ohne wesentliche Einbuße an Macht und Ehre geschehen konnte, und zu warten, bis wieder einmal West- und Mitteleuropa gegen einander in Waffen stehen würden, um alsdann unbehinderter nach der türkischen Beute greifen zu können. England hatte sich von der Unzulänglichkeit seiner Landmacht überzeugen müssen und nicht einmal mit seiner mächtigen Flotte etwas Entscheidendes ausgerichtet, konnte nicht mehr leisten und war mithin ebenfalls nachgiebig geworden. Napoleon III. hatte durch die Tapferkeit seiner Truppen den größten Antheil am Siege und übernahm auch die erste Rolle als Friedensstifter. Ihm schmeichelte Rußland, um ihn von England zu trennen, ihm England, um seine wichtige Allianz nicht zu verlieren, ihm auch Oesterreich, weil es ohne ihn seine Zwecke beim Frieden, sofern es selber das Schwert nicht mitgezogen hatte, kaum würde haben erreichen können.

Oesterreich, das wegen seiner Nachbarschaft mit Rußland am meisten betheiligt war, würde immer noch zuletzt mit den Westmächten im Bunde das Schwert gezogen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Abtretung der Donaumündungen von

Rußland durch dieselben Demonstrationen auch ohne Schwertstreich zu erlangen, durch die es früher schon den Rückmarsch der Russen über den Pruth erzwungen hatte. Es ergriff also in dem Moment, in welchem Rußland „mit Ehren" Frieden machen konnte, die Initiative der Friedensanträge, indem es gleich nach der Eroberung von Kars den Fürsten Esterhazy nach St. Petersburg sandte. Nach eifrigen Verhandlungen faßte dieser Botschafter mit dem Grafen Nesselrode am 16. Januar ein Protokoll ab, welches als Friedensbasis dienen konnte. Zehn Tage später genehmigte der Sultan 21 Punkte, die ihm von den Westmächten und Oesterreich vorgelegt worden waren und worin theils die Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern im türkischen Reich, theils Reformen des Gerichtswesens, der Polizei, des Steuersystems, der Straßen, des Münz- und Creditwesens zugesichert wurden. Dieser Vertrag hatte zum Zweck, die Emancipation der Christen und die europäische Civilisation in der Türkei auf friedlichem Wege durchzusetzen und dadurch Rußland den Vorwand zu nehmen, dessen es sich bisher immer bedient hatte, daß sich der Christen in der Türkei Niemand annehme als Rußland. Wie aber die Gleichstellung der verachteten Griechen, der sklavisch gehaltenen Bulgaren und Bosnier 2c. mit den stolzen Türken ausführbar seyn wird, das steht in Gottes Hand.

Nach diesen Vorbereitungen wurde am 25. Februar ein Friedenscongreß in Paris eröffnet. Napoleon III. hatte ausdrücklich verlangt, daß in seiner Hauptstadt unterhandelt werde, um der Welt und namentlich seinen Franzosen zu beweisen, daß er der Herr der Situation geworden sey, und Niemand hatte ihm das streitig zu machen vermocht. Die Russen selbst waren es, die ihm ihre Zustimmung, ihre Schmeicheleien aufdrangen. Man schien bereits mehr die Zukunft, als die Vergangenheit im Auge zu haben. Jedermann hatte des blutigen und kostspieligen Krieges genug, und sobald Rußland sich entschlossen hatte, sich mit einem kleinen Opfer aus der Affaire zu ziehen, um günstigere Zeiten abzuwar-

ten, begann auch augenblicklich das Buhlen um neue Allianzen in Verbindung mit den Listen und Kniffen, durch welche die älteren getrennt werden sollten. Nie aber bewährte Napoleon III. seinen überlegenen Geist mehr, als diesmal. Indem er sich keiner ihn lockenden Macht hingab, bewahrte er seinen Einfluß über alle. Das Präsidium des Congresses führte Graf Walewski, französischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ihm zur Seite stand Bourquenay, französischer Gesandter in Wien. Von englischer Seite waren Clarendon und Cowley, von österreichischer Buol und Hübner, von sardinischer Cavour und Villamarina, von türkischer der Großvezier Ali Pascha und Mehemed Dschemil Bey geschickt worden. Ihnen gegenüber standen Rußlands Botschafter Orlow und Brunnow. Da Preußen an dem Kriege gar keinen Theil genommen hatte, wurde es auch von den Unterhandlungen ausgeschlossen, bestand jedoch auf seinem Recht, als Großmacht bei jeder Verhandlung betheiligt zu werden, welche die Aenderung von Verträgen herbeiführen könne, die es früher im Verein mit den übrigen Großmächten unterzeichnet habe. Diese Forderung wurde endlich auch als gerecht anerkannt und am 11. März Preußen zur Beschickung des Congresses eingeladen, worauf der Ministerpräsident von Manteuffel selbst sich nach Paris begab. Am 16. gebar die schöne Kaiserin Eugenia einen Prinzen und Graf Orlow war der erste, der in Gallauniform schon am frühsten Morgen im Palast der Tuilerien erschien, um der hohen Wöchnerin Rußlands Glückwünsche darzubringen. In diesem Augenblick stand Napoleon III. auf der Höhe seiner Macht, gesucht und geehrt von ganz Europa, im Ruhm des Sieges, erfreut durch seinen ersten gesunden und wohlgebildeten Sohn.

Der Frieden wurde am 30. März 1856 zu Paris abgeschlossen. Rußland bequemte sich, die Donaumündungen mit einem sehr kleinen Landstrich am linken Ufer zunächst dem schwarzen Meere an die Türkei abzutreten, dem einseitigen Protectorat über die Christen in der Türkei, sowie über die beiden Donaufürstenthümer zu

entsagen und auch Kars wieder herauszugeben. Dagegen lieferten die Westmächte auch Sebastopol (nach Zerstörung der Dogs und Hafenbauten daselbst) und alle andern von ihnen besetzten Punkte wieder aus. Die Integrität des türkischen Reichs wurde ausdrücklich festgestellt. Die Emancipation der Christen in der Türkei war bereits garantirt und sollte von allen christlichen Großmächten gemeinsam überwacht werden; die beiden Donaufürstenthümer sollten von österreichischen Truppen besetzt bleiben, bis über ihre Zukunft durch die sämmtlichen Großmächte würde Beschluß gefaßt seyn. Es frug sich nämlich noch, ob sie wie bisher, jedes unter einem eignen Hospodar, getrennt oder ob sie vereinigt werden sollten? Kriegskosten wurden Niemand auferlegt. Rußland verpflichtete sich, am schwarzen Meere keine Seearsenale mehr zu errichten und künftig nur so viele Schiffe auf diesem Meer zu halten, wie die Pforte. Die Donauschifffahrt wurde unbedingt frei erklärt.

Ging nun auch dieser menschenfressende Krieg durchaus nicht so aus, wie Kaiser Nicolaus gewünscht und erwartet hatte, sondern mußte sich Rußland einer kleinen Demüthigung unterziehen, so änderte doch der Friedensschluß in der Machtstellung Rußlands gar nichts. Denn sobald wieder, was natürlicherweise früher oder später erfolgen muß, Conflicte zwischen den Großmächten in West- und Mitteleuropa oder neue Revolutionen ausbrechen, kann auch Rußland entweder mit Hülfe einer Allianz, die es dann finden würde, oder auch, während die andern sich in wechselseitigem Kampf erschöpfen, auf eigne Faust seinen alten Plan wieder aufnehmen und die schwache Türkei vollends erobern. Der Friedensschluß, der ihm die Donaumündungen abgesprochen hat, ist kein Hinderniß, daß nicht ein großes russisches Heer abermals den Pruth überschreiten könnte, wenn irgend einmal Oesterreich, im Westen beschäftigt, jene Mündungen nicht mehr hüten kann. Rußland hat große Verluste erlitten, die sich aber bald wieder ersetzen lassen. Selbst unter Niederlagen hat es seine Stärke bewährt. Daß seine Truppen auf einigen Punkten geschlagen wurden, hat seinen Ruhm

weniger beeinträchtigt, als derselbe gewonnen hat durch den Beweis, es sey auf andern, noch ungleich wichtigeren Punkten schlechterdings unangreifbar.

Die Türkei ist bei dieser Gelegenheit gewaltsam in die Strömung der europäischen Cultur hineingerissen worden. Der Sultan hat die einstweilige Integrität seines Reichs mit dem Aufgeben des alttürkischen Systems und muhamedanischen Monopols erkaufen müssen. Darauf wird mit Nothwendigkeit früher oder später ein letzter Verzweiflungskampf der Alttürken folgen und die Verwirrung, die alsdann entstehen wird, kann wieder für niemand günstiger seyn, als für Rußland.

England hätte ohne Frankreich gar nichts ausgerichtet. Seine Prahlereien sind mehr noch wie die russischen beschämt worden.

Oesterreich hat die Freiheit der Donaumündungen durchgesetzt, ist aber noch weit davon entfernt, einen sicheren Gebrauch davon zum eigenen Nutzen zu machen. Es hat jetzt Rußland zum bittersten Feinde und ist theils deshalb, theils wegen der fortwährenden Unzufriedenheit in Italien gezwungen, sich an Frankreich zu halten.

Preußen hat den offensiven Charakter der Politik Friedrichs des Großen aufgegeben und den Moment versäumt, in dem es seine Ostseeprovinzen von der russischen Umgreifung und die Schleswig-Holsteiner vom schweren Druck des russischen Einflusses hätte befreien können.

Somit haben die neutralen, wie die kriegführenden Mächte sämmtlich bei dem letzten großen Kriege nur etwas verloren, nichts gewonnen. Frankreich allein scheint sich eines reellen Gewinnes zu erfreuen. Ein solcher ist sein Kriegsruhm, aber auch dieser allein, denn die Huldigungen, welche Frankreich von Seiten der andern Staaten gebracht werden, sind von momentanem, vorübergehendem Werthe.

Der große Krieg gegen Rußland endete im Ganzen wie die Revolution von 1848, ohne irgend Jemand zu befriedigen, ohne

alte Uebel für immer zu beseitigen und neue bessere, dauernde und sichere Zustände zu gründen. Die Unproductivität der von den Großmächten, von der höchsten europäischen Instanz, gehandhabten Politik sollte sich ganz eben so blosstellen, wie die der Revolutionsparteien vorher. Willen überall ohne die Kraft, ihn durchzuführen. Ein Sichtreibenlassen von den Ereignissen, ohne sie beherrschen zu können. „Eine Zeit der Trübsal, des Scheltens und Lästerns und gehet gleich, als wenn die Kinder bis zur Geburt kommen sind und ist keine Kraft da zu gebären.“

Die wichtigsten Fragen der Neuzeit sind alle ungelöst geblieben. Ob Rußland genug geschwächt werden kann, um endlich das europäische Gleichgewicht nicht mehr stören zu können? ob und wie der Orient für die europäische Bildung und Gesittung wird gewonnen werden können ohne barbarische Rückschläge der Art, wie sie so eben in der Revolution Ostindien's gegen die Engländer hervortreten? ob Deutschland seine nationalen Rechte je erringen oder in immer tiefere Zwietracht, Zerfleischung und Verkleinerung fallen wird? ob England sich auf der Höhe seiner Macht noch lange behaupten, oder allmählig in seinen weitausgreifenden Gliedern gelähmt und der Quellen seines Reichthums beraubt werden wird? ob Skandinavien in Rußlands Umarmung immer siecher werden und verkommen wird? was aus dem fieberhaft zitternden Italien, was aus dem unbegreiflichen Spanien werden wird? ob das nie ruhende Frankreich*) sich dem verständigen Willen, der es heute noch bändigt, nicht wird zu entziehen suchen und was dann?

*) „Sah man je auf Erden irgend ein Volk so reich an Kontrasten, so leicht von einem Extrem zum andern getrieben, so oft durch augenblickliche Eindrücke, so selten durch feste Grundsätze geleitet, so daß es bei allen seinen Handlungen stets sich schlimmer oder besser bewährte, als man vermuthete? Bald unter dem allgemeinen Niveau der Menschheit, dann wieder hoch über demselben stehend; ein Volk, das in seinen Grundzügen so unveränderlich blieb, daß man es noch aus Schilderungen wiedererkennen kann, die man vor zwei oder drei Jahrtausenden von ihm gemacht

Und noch wichtigere Fragen: wie die sociale Noth wird gelindert werden, wie die Gesellschaft sich aus der entsetzlichen Unnatur extremen Reichthums und extremer Armuth zu retten wissen wird? wie die geängstigte Brust der Menschheit den Alp der Börse von sich abwälzen soll? wie man einmal lernen wird, einfacher und wohlfeiler zu regieren? wie die unnatürlichen Classen der Gesellschaft sich mit dem natürlichen Bedürfniß ausgleichen werden? und endlich, wie Staat und Kirche ihren erneuten Streit schlichten, wie die Confessionen sich gegen einander immer mehr waffnen

---

hat, und zugleich so beweglich in seinen täglichen Gesinnungen und Gedanken, daß es manchmal sich selbst zu einem unerwarteten Schauspiel wird, und oft das, was es eben vollbracht hat, mit eben so großem Erstaunen wie das Ausland betrachtet; ein Volk, das an seinem Heerde und seinen Gewohnheiten mehr als alle anderen hängt, so lange man es sich selbst überläßt, und das, sobald man es seiner Heimath und diesen Gewohnheiten unfreiwillig entrissen hat, bis ans Ende der Welt vorzudringen und alles zu wagen vermag; seinem Temperament nach ungern gehorchend, jedoch der willkührlichen und sogar tyrannischen Herrschaft eines Fürsten lieber sich fügend, als der regelmäßigen und freien Regierung seiner angesehensten Bürger, heute ein geschworener Feind alles Gehorsames, morgen entflammt von einer Art von Leidenschaft zu dienen, die auch von den für die Knechtschaft begabtesten Nationen nicht erreicht wird; an einem Fädchen geführt, so lange Niemand widerstrebt, unregierbar, sobald das Beispiel des Widerstandes irgendwo gegeben ist; seine Herren auf solche Weise immer täuschend, die es entweder zu sehr oder zu wenig fürchten; niemals in dem Maße frei, daß man es aufgeben müßte, es zu knechten, und nie in dem Grade geknechtet, daß es nicht seine Fesseln noch sprengen könnte; für Alles begabt, aber nur im Kriege ausgezeichnet; dem Zufall, der Gewalt, dem Erfolge, dem Glanz und Geräusch mehr, als dem wahren Ruhme leidenschaftlich ergeben; mehr mit Heldenmuth als mit Tugend, mehr mit Genie als mit gesundem Menschenverstande begabt; eher geeignet, ungeheure Pläne zu entwerfen, als große Unternehmungen nach allen Seiten hin auszuführen; die glänzendste und gefährlichste Nation von Europa, bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden.“ Touqueville.

oder entwaffnen werden, wie die heidnische Bildung mit dem christlichen Glauben ihren immer schroffer gewordenen Gegensatz versöhnen werde?

Niemals schwebten größere Fragen, niemals war man über den Ausgang alles Wichtigsten mehr in Zweifel. Nie war die eigne Weisheit des Menschen bankerotter, seine Voraussicht trügerischer geworden, und nie stand man, eben deshalb, dem göttlichen Gerichte näher, welches langsam wie Meereswelle oder rasch wie der Blitz das Unerwartete bringen wird.

Berichtigung.

Seite 272, Zeile 5, 10, 12, 16 von unten lies Lamberg statt Lemberg.

Angriffe der Russen wiederholt, am 29. September mit einem Verlust von 8—900 Todten auf russischer Seite zurück; aber der Hunger nöthigte die Stadt doch am 27. November zur Uebergabe. Murawiew handelte edel an den Besiegten, nicht nur an Williams, sondern auch an den gemeinen Türken. Zwar hatte Omer Pascha bereits mit 30,000 Mann die anatolische Küste betreten und am 7. November sogar einen kleinen Sieg am Fluß Ingur über die Russen erfochten, aber er kam zu spät, um Kars zu retten.

Die Eroberung von Kars war ein hinreichendes Aequivalent für den Verlust von Sebastopol. Auch Rußland konnte nun mit Ehren den Frieden annehmen, welcher daher bald zu Stande kam. Rußland hatte eingesehen, es sey dem übrigen Europa gegenüber doch noch zu schwach, um die Eroberung der Türkei durchführen zu können; der gesunde Menschenverstand rieth ihm daher, einstweilen Frieden zu machen, wenn das ohne wesentliche Einbuße an Macht und Ehre geschehen konnte, und zu warten, bis wieder einmal West- und Mitteleuropa gegen einander in Waffen stehen würden, um alsdann unbehinderter nach der türkischen Beute greifen zu können. England hatte sich von der Unzulänglichkeit seiner Landmacht überzeugen müssen und nicht einmal mit seiner mächtigen Flotte etwas Entscheidendes ausgerichtet, konnte nicht mehr leisten und war mithin ebenfalls nachgiebig geworden. Napoleon III. hatte durch die Tapferkeit seiner Truppen den größten Antheil am Siege und übernahm auch die erste Rolle als Friedensstifter. Ihm schmeichelte Rußland, um ihn von England zu trennen, ihm England, um seine wichtige Allianz nicht zu verlieren, ihm auch Oesterreich, weil es ohne ihn seine Zwecke beim Frieden, sofern es selber das Schwert nicht mitgezogen hatte, kaum würde haben erreichen können.

Oesterreich, das wegen seiner Nachbarschaft mit Rußland am meisten betheiligt war, würde immer noch zuletzt mit den Westmächten im Bunde das Schwert gezogen haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, die Abtretung der Donaumündungen von

Rußland durch dieselben Demonstrationen auch ohne Schwertstreich zu erlangen, durch die es früher schon den Rückmarsch der Russen über den Pruth erzwungen hatte. Es ergriff also in dem Moment, in welchem Rußland „mit Ehren" Frieden machen konnte, die Initiative der Friedensanträge, indem es gleich nach der Eroberung von Kars den Fürsten Esterhazy nach St. Petersburg sandte. Nach eifrigen Verhandlungen faßte dieser Botschafter mit dem Grafen Nesselrode am 16. Januar ein Protokoll ab, welches als Friedensbasis dienen konnte. Zehn Tage später genehmigte der Sultan 21 Punkte, die ihm von den Westmächten und Oesterreich vorgelegt worden waren und worin theils die Gleichstellung der Christen mit den Muhamedanern im türkischen Reich, theils Reformen des Gerichtswesens, der Polizei, des Steuersystems, der Straßen, des Münz- und Creditwesens zugesichert wurden. Dieser Vertrag hatte zum Zweck, die Emancipation der Christen und die europäische Civilisation in der Türkei auf friedlichem Wege durchzusetzen und dadurch Rußland den Vorwand zu nehmen, dessen es sich bisher immer bedient hatte, daß sich der Christen in der Türkei Niemand annehme als Rußland. Wie aber die Gleichstellung der verachteten Griechen, der sklavisch gehaltenen Bulgaren und Bosnier rc. mit den stolzen Türken ausführbar seyn wird, das steht in Gottes Hand.

Nach diesen Vorbereitungen wurde am 25. Februar ein Friedenscongreß in Paris eröffnet. Napoleon III. hatte ausdrücklich verlangt, daß in seiner Hauptstadt unterhandelt werde, um der Welt und namentlich seinen Franzosen zu beweisen, daß er der Herr der Situation geworden sey, und Niemand hatte ihm das streitig zu machen vermocht. Die Russen selbst waren es, die ihm ihre Zustimmung, ihre Schmeicheleien aufdrangen. Man schien bereits mehr die Zukunft, als die Vergangenheit im Auge zu haben. Jedermann hatte des blutigen und kostspieligen Krieges genug, und sobald Rußland sich entschlossen hatte, sich mit einem kleinen Opfer aus der Affaire zu ziehen, um günstigere Zeiten abzuwar-



